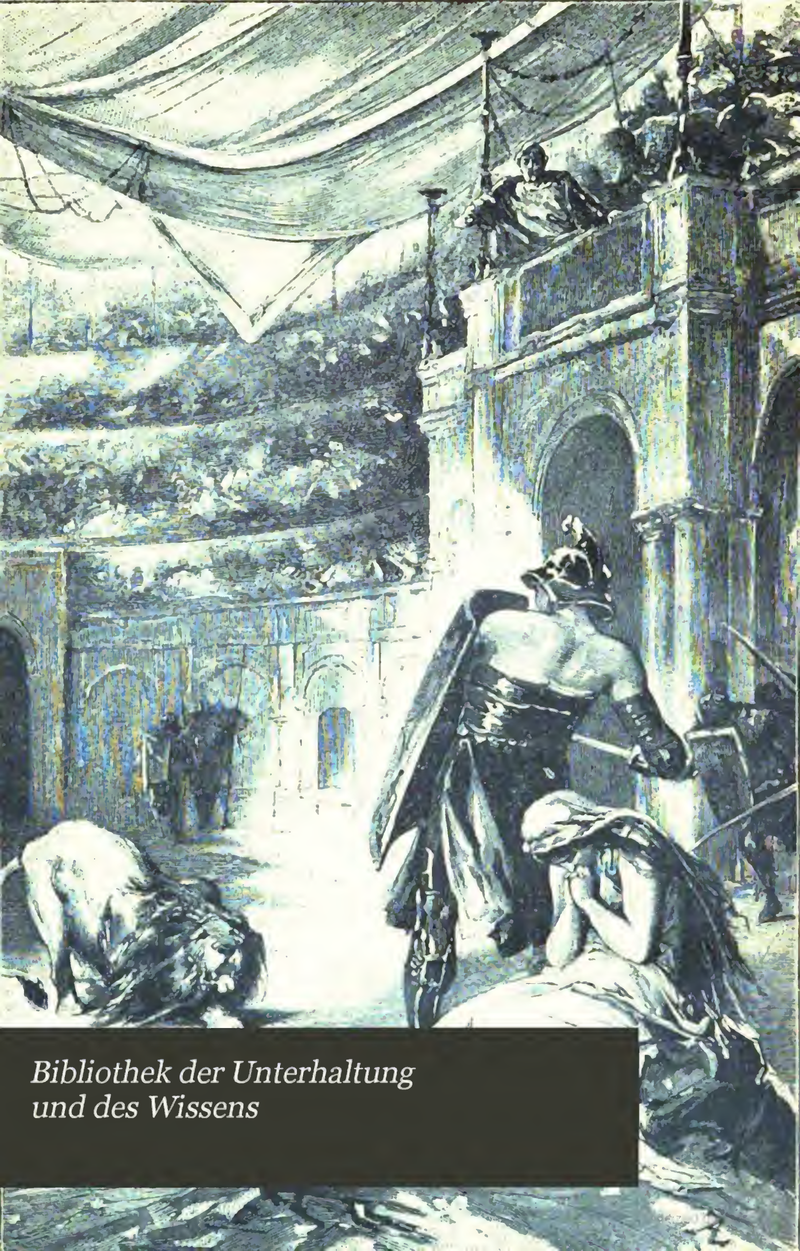
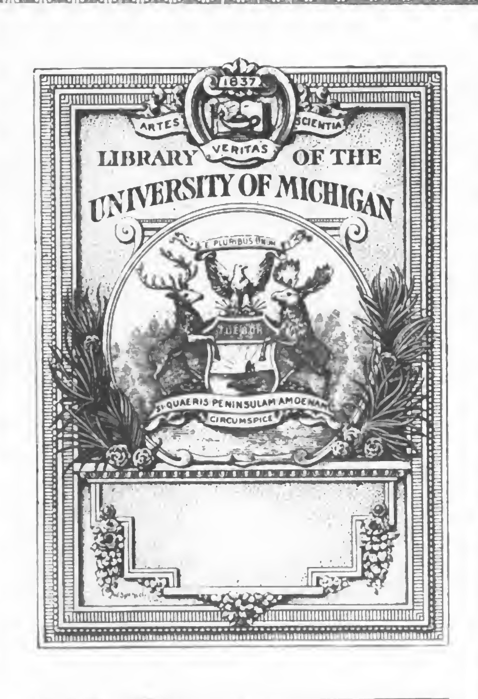
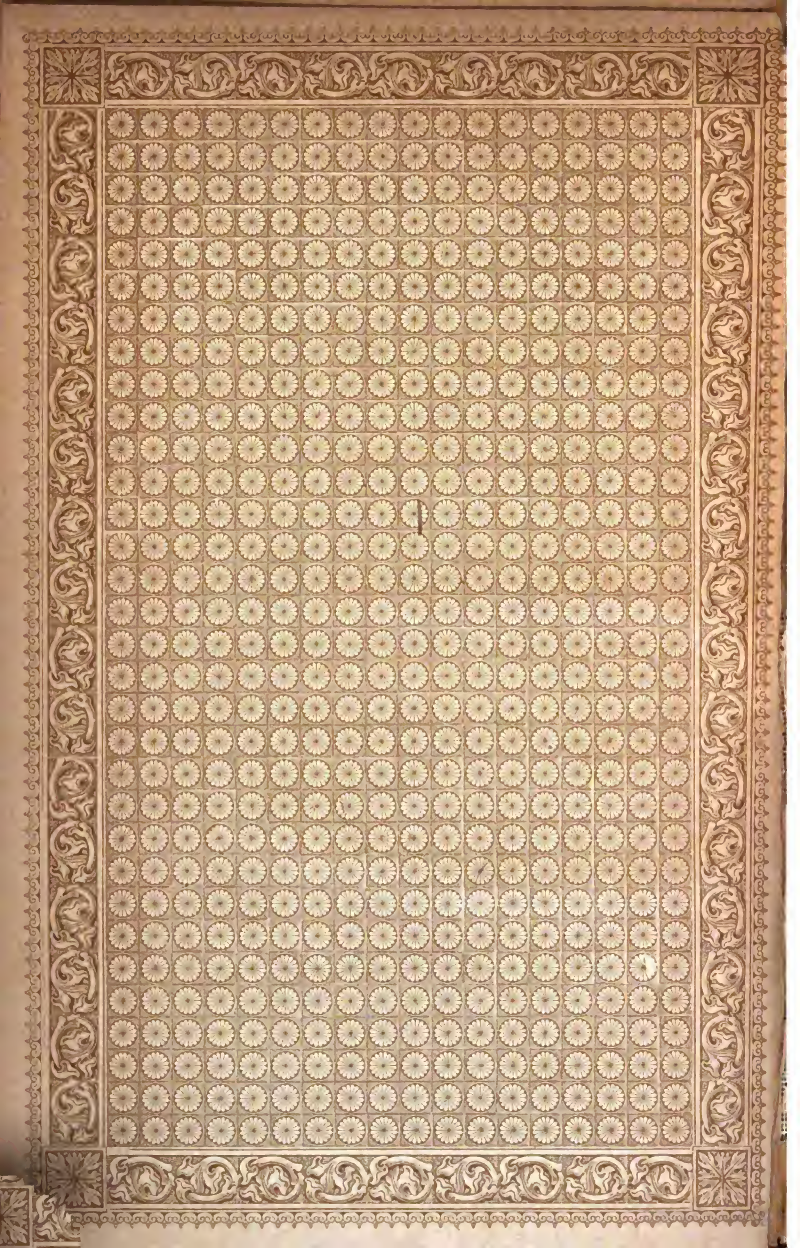

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens

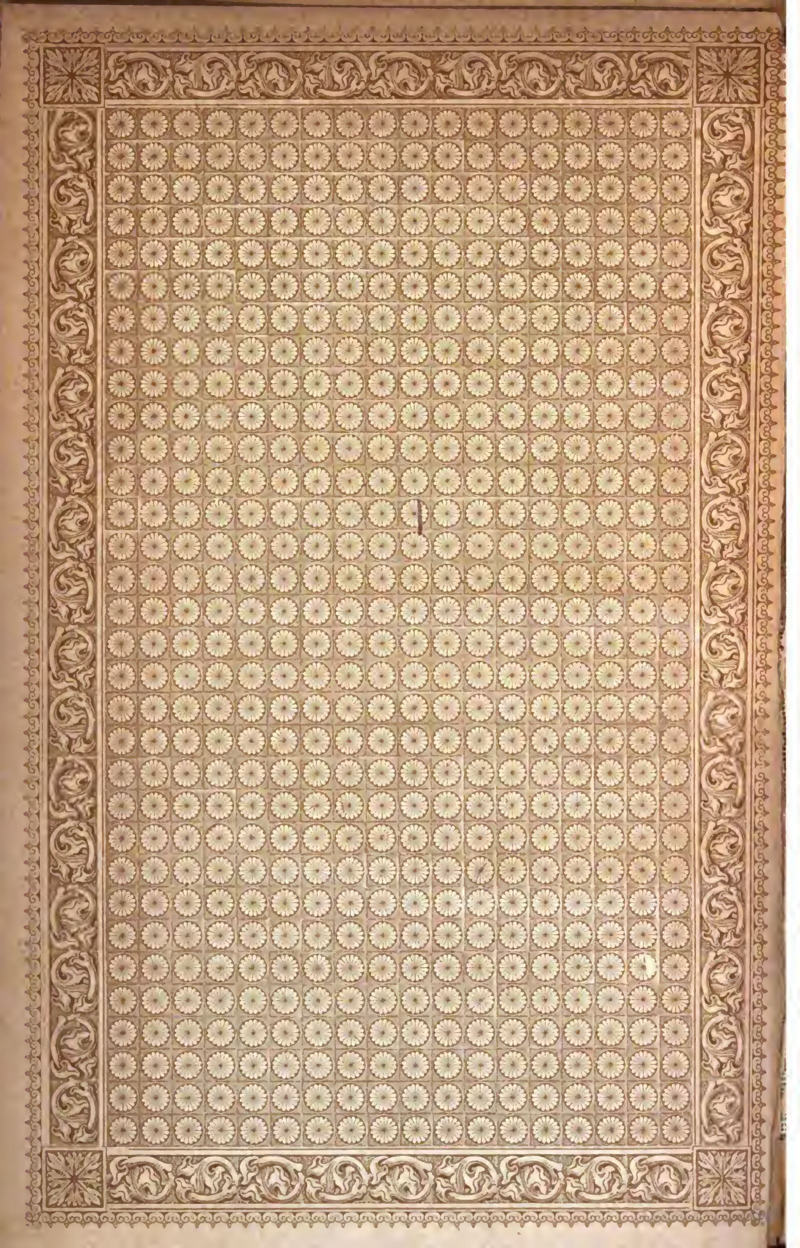

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

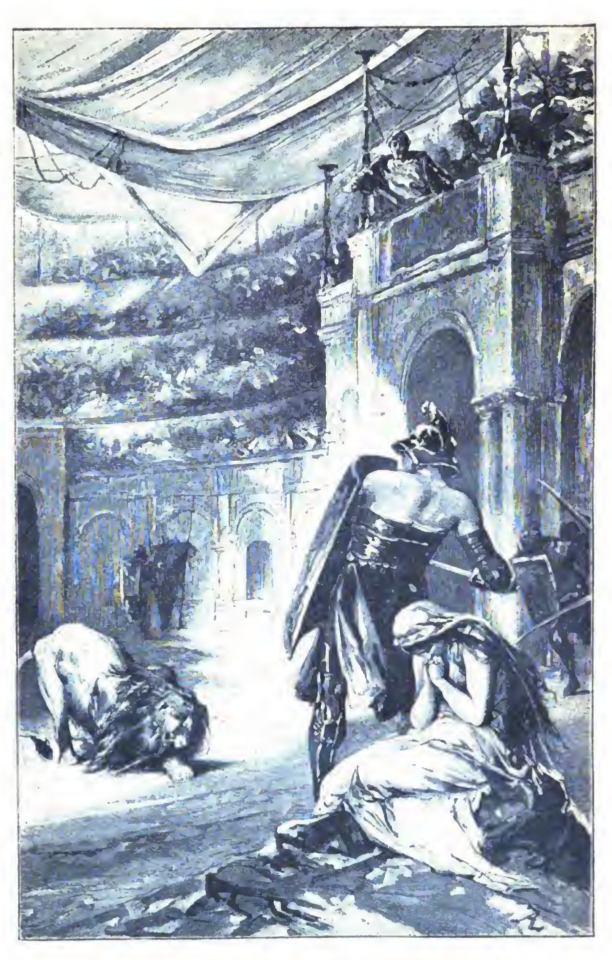


Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.





Zu der Erzählung „Zu den Löwen" von E. Malsow. (S. 100)
Originalzeichnung von A. Zick.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Sechster Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichniß.





Die Sünden der Väter.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Der kleine Mann auf der Tribüne war offenbar nicht dazu geboren, durch die Macht seiner Beredtsamkeit große Wirkungen zu erzielen, denn die Worte flossen ihm nur spärlich und mühselig zu, er mußte oft sekundenlang stotternd und in großer Verlegenheit nach dem rechten Ausdruck suchen, und die einzelnen Sätze kamen infolgedessen oft recht verschroben und wunderlich zu Tage. Aber er wurde trotz alledem nicht nur von sämmtlichen Anwesenden trefflich verstanden, sondern seine kleine Rede brachte sogar einen Eindruck hervor, der fast noch bedeutender war als die Wirkung, welche Paul Dobriner's feurige Beredtsamkeit soeben erzielt hatte. Und die Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung lag einzig in der Thatsache, daß ihm Alles, was er sagte, so unverkennbar aus dem tiefsten Herzen kam, daß er in Haltung und Rede so ganz auf alles Theatralische und Pomphafte Verzicht leistete und daß in seinem ganzen Auftreten jene herzgewinnende Liebenswürdigkeit eines lauteren, goldreinen

Gemüthes war, die viel unwiderstehlicher wirkt als glatte Worte und gewandte Manieren.

Er hatte sich nicht zum Wort gemeldet, um den von seinem Vorredner entwickelten Plan anzugreifen, und wenn sich Paul Dobriner's Antlitz trotzdem immer mehr verfinsterte, je weiter er sprach, so geschah es nur, weil der Unbekannte noch meilenweit über diesen Plan hinausgehen wollte.

„Ja, wir wollen wirken und schaffen, so lange es Tag ist," sagte er, „aber wir wollen nicht halbe, sondern ganze Arbeit thun."

Und was er unter dieser ganzen Arbeit verstand, war durchaus nicht nach Paul Dobriner's Geschmack. Denn der Mann mit den Vatermördern verlangte nichts Geringeres, als daß man eine große Sammlung veranstalten und Häuser bauen solle, um würdigen und dürftigen Arbeiterfamilien nicht eine billige, sondern eine völlig unentgeltliche Unterkunft zu gewähren. Dann dürfe man freilich nicht daran denken, gewaltige Ländereien zu kaufen und das Werk gleich im großartigsten Style zu beginnen, denn an eine Verzinsung des gesammelten Geldes sei unter solchen Umständen ja niemals zu denken. Aber das gute Beispiel, das man dem Publikum gäbe, würde gewiß zur Nachahmung anfeuern, und wenn man nur erst in einer Vorstadt, wo der Grund und Boden noch nicht geradezu unerschwinglich theuer sei, ein paar Häuschen errichtet und angemessen besetzt habe, würden sich gewiß viele wohlthätige Menschen finden, die auf ihre eigenen Kosten noch eines und noch eines hinzufügten, bis allgemach viele Hunderte eine Freistadt gefunden haben würden, die ihnen nicht nur das Behagen eines eigenen Herdes, sondern auch eine wirkliche Erleichterung ihres schweren Looses gewährte.

„Dann brauchen wir keine Aktiengesellschaft mit einem

großen Apparat von Aufsichtsräthen und Direktoren," schloß der Alte seine Ausführungen, „sondern einzig ein paar opferwillige Leute, die sich rüstig der Sache annehmen und nicht müde werden, mit warmen Worten an die Herzen ihrer begüterten Mitbürger zu appelliren. Ich selbst bin nicht gerade ein Millionär, aber wenn Sie meinen Vorschlag annehmen, erkläre ich mich gerne bereit, das erste Häuschen aus meinen eigenen Mitteln zu erbauen."

„Bravo! Bravo!" ertönte es von verschiedenen Seiten, und wenn die Lebhaftigkeit der Zustimmung einen Schluß gestattete auf die Gesinnung der Hörer, so hatte der Vorschlag des kleinen Alten in diesem Augenblick mehr Aussicht auf Annahme, als Paul Dobriner's Plan.

Mit gerunzelter Stirn und zusammengekniffenen Lippen erhob sich der ehemalige Rechtsanwalt von seinem Platz. Aber noch ehe er hatte das Wort ergreifen können, kam ihm wirksame Unterstützung von einer Seite, von der er sie gewiß am allerwenigsten erwartet hätte. Kein Anderer als Doktor Heinz Eibenschütz war es, der die kleine Tribüne bestieg, und wenn Dobriner, der von der Anwesenheit des jungen Privatdozenten bis zu diesem Augenblick nichts geahnt, wirklich Neigung verspürt hätte, die eindringliche Mahnung seines ehrwürdigen Geschäftsfreundes zu beherzigen und den Doktor an jeder Einmischung zu verhindern, so würde ihm in diesem Augenblick thatsächlich nicht mehr die Möglichkeit dazu offen gestanden haben.

Mit seiner weichen, wohlklingenden Stimme wandte Heinz sich zunächst gegen den letzten Redner. Er zollte ihm warme Anerkennung für seine gute Absicht und für das hochherzige Anerbieten, mit welchem er seine kleine Ansprache geschlossen hatte; aber er bat die Versammlung, seinem Vorschlage nicht zuzustimmen. Und mit jener schönen Wärme, die seinen Worten eigenthümlich war, wenn es galt, seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben oder

eine seiner Lieblingsideen zu vertheidigen, führte er aus, daß durch Almosenspenden, und würden sie auch im reichsten Maße gegeben, nimmermehr die gähnende Kluft ausgefüllt werden könne, welche sich immer breiter und tiefer zwischen den besitzenden und den besitzlosen Klassen aufthue.

„Dadurch, daß wir den Arbeiter nöthigen, ein Geschenk von uns anzunehmen,“ sagte er, „bringen wir ihm seine Armuth und seine wirthschaftliche Ohnmacht nur auf's Neue beschämend und bedrückend zum Bewußtsein. Wir beseitigen seine Unzufriedenheit nicht, und es ist nicht einmal gewiß, daß wir uns einen Freund in ihm gewinnen. Denn es ist eine alte und tief in der menschlichen Natur begründete Erfahrung, daß Almosen im Herzen des Beschenkten viel eher eine dunkle Empfindung des Grolles zurücklassen, als aufrichtige und dauernde Dankbarkeit. Nicht mit dem Glorienschein des Wohlthäters sollten wir uns immer wieder unseren armen Mitmenschen gegenüber zu umgeben suchen, denn dadurch werden wir ihnen nimmermehr auch nur um einen einzigen Schritt näher rücken, sondern wir sollten uns damit begnügen, ihnen den Weg zu ebnen, auf welchem sie sich aus eigener Kraft zu einer besseren, menschenwürdigen Existenz emporringen können. Für die Hilflosen unter ihnen, für die Alten und Kranken, für die Wittwen und Waisen mögen wir immerhin Asyle bauen, wie mein verehrter Herr Vorredner sie im Sinne hat, für die Gesunden und Rüstigen aber soll nach wie vor das gute und kräftige Mahnwort Geltung behalten: hilf Dir selbst! Nur die Möglichkeit wollen wir ihnen gewähren, sich selbst zu helfen, nur die unüberwindlichen Hindernisse wollen wir beseitigen, deren Vorhandensein jene Mahnung allerdings leicht zu einem Worte grausamsten Hohnes machen kann. Ein gutes Werk wollen wir thun im Sinne jener echten Humanität, die dem Nächsten nicht nur eine vorübergehende Erleichterung verschaffen, sondern ihm von

Grund aus [illegible] tes
Selbstbe[illegible] uge
erschüttern. [illegible] chen
geheucheltem Danke [illegible] enes
ohne sein Verdienst [illegible]
[illegible] reden
[illegible] in der Balan[illegible] tuches
Hütte [illegible] age es
lichem [illegible] Zeit
wird nun ein beneidenswerte[illegible] ite dem
Anblick ihn Tag [illegible] n eilig
auf der Schau[illegible] Kreis
sich wahrha[illegible] n hatte,
ihr wird er [illegible] en Theil
für ihre Erziehu[illegible] gen, daß
einiges[illegible] ießlich in
meine [illegible]
meine[illegible] nz Eiben=
[illegible] Versamm=
[illegible] fühlte er
[illegible] umwandte,
[illegible] den steifen
[illegible]
[illegible] halte, mein
[illegible] ier draußen
[illegible] n zu sagen,
[illegible] und daß
[illegible] hrung, die

[illegible]
[illegible] ort, denn
[illegible] on vorhin
wohlbe[illegible] lten Mann
[illegible] miteinan=
[illegible] ge hundert

Auftreten die Entscheidung zu Gunsten des ersten Planes herbeigeführt, und die Thatsache, daß er Paul Dobriner öffentlich seinen verehrten Freund genannt, hatte diesem in den Augen der meisten Anwesenden unverkennbar ein wesentlich erhöhtes Ansehen gegeben. Ein Widerspruch gegen das große Projekt des ehemaligen Rechtsanwalts wurde von keiner Seite mehr erhoben, und als Dobriner, der noch einmal mit neubelebtem Muthe zu einer schwunghaften Ansprache das Wort ergriffen hatte, zum Schluß die Bitte aussprach, daß diejenigen Herren, welche das Unternehmen durch Uebernahme von Aktien zu unterstützen gedächten, ihre Namen in die bereitliegende Liste eintragen möchten, da bedeckten sich die Bogen alsbald mit vollwichtigen Unterschriften, und es erregte besondere Aufmerksamkeit, daß der kleine Mann mit den Vatermördern einer der Ersten war, der sich mit einem recht namhaften Betrage einzeichnete.

Die eigentliche Versammlung war damit geschlossen, aber Paul Dobriner lud einige der anwesenden Herren, die er mit klugem Bedacht ausgewählt hatte, höflich zu einer sofortigen Vorbesprechung über die zur Gründung der Gesellschaft erforderlichen Schritte ein. Zum ersten Male im Verlauf des Abends fand er jetzt auch Gelegenheit, einige Worte mit Heinz Eibenschütz zu wechseln.

„Wie soll ich Ihnen für Ihr mannhaftes Auftreten danken, mein Freund!“ sagte er, ihm in möglichst auffälliger Weise die Hand schüttelnd. „Ihnen allein wird das Zustandekommen unseres Werkes zuzuschreiben sein, und es ist selbstverständlich, daß Sie nun auch in der Leitung desselben einen Platz einnehmen müssen.“

Aber der Doktor lehnte in freundlich bescheidener Weise Dank und Belohnung ab. „Wenn Sie sich von meiner Mitwirkung bei irgend einer Gelegenheit einen Nutzen für das Unternehmen versprechen,“ erwiederte er, „so dürfen

Sie unbedingt auf mich zählen. Für ein bestimmtes Amt aber, von welcher Art es auch sein möge, tauge ich nicht, und von kaufmännischen und geschäftlichen Dingen verstehe ich nicht viel mehr als ein neugeborenes Kind."

Es war unzweifelhaft, daß auch alles weitere Zureden fruchtlos bleiben werde, und eingedenk seines Wahlspruches von dem Eisen, das man schmieden müsse, so lange es heiß sei, vergeudete Paul Dobriner seine kostbare Zeit nicht mit nutzlosen Ueberredungsversuchen. Er drückte dem Doktor noch einmal die Hand und verschwand dann eilig in dem Nebenraum, in welchem sich der engere Kreis seiner Vertrauensmänner bereits zusammengefunden hatte, denn hier galt es ja, den bei Weitem wichtigsten Theil der Aufgabe zu lösen und dafür Sorge zu tragen, daß die eigentliche Leitung des Unternehmens ausschließlich in seinen Händen verblieb.

In heiterster Stimmung verließ Doktor Heinz Eibenschütz mit der Mehrzahl der Anwesenden den Versammlungssaal. Als er auf die Straße hinaustrat, fühlte er eine leichte Berührung am Arm, und da er sich umwandte, blickte er in das gute, alte Kindergesicht über den steifen Vatermördern.

„Verübeln Sie mir's nicht, daß ich Sie aufhalte, mein Herr," sagte der kleine Mann, „aber ich habe hier draußen auf Sie gewartet, weil es mich drängte, Ihnen zu sagen, daß Sie mich ganz und gar überzeugt haben, und daß ich Ihnen aufrichtig dankbar bin für die Belehrung, die ich aus Ihren Worten geschöpft habe."

Heinz Eibenschütz gab eine freundliche Antwort, denn trotz ihrer harmlosen Gegnerschaft hatte er schon vorhin eine herzliche Zuneigung für den wunderlichen alten Mann gefaßt, und in anregendem Geplauder gingen sie miteinander die Straße hinab. Da blieb, als sie einige hundert

Schritte zurückgelegt hatten, der Alte plötzlich stehen und sagte, indem er lächelnd nach der anderen Seite hinüberdeutete: „Da ist wahrhaftig meine Enkelin gekommen, um mich aus der Versammlung abzuholen, aber sie wagt sich nicht an mich heran, weil sie einen jungen Herrn in meiner Gesellschaft sieht. Wenn's Ihnen nichts verschlägt, so kommen Sie mit hinüber, um ihr selber zu erzählen, wie tüchtig Sie mich da drinnen mit meinem egoistischen Wohlthätigkeitseifer abgekanzelt haben. Es kann ihr nicht schaden, auch einmal eine kleine Lektion über diesen Gegenstand zu erhalten."

Heinz leistete gern der freundlichen Aufforderung seines Begleiters Folge, nachdem er einen raschen Blick auf die jugendschlanke Mädchengestalt geworfen hatte, die auf der gegenüberliegenden Seite der Straße im hellen Lichtkreis einer Laterne stand. Obwohl sie in dem Moment, da sie die Augen der beiden Herren auf sich gerichtet sah, in sichtlicher Verwirrung den Kopf senkte, und obwohl der obere Theil ihres Gesichts durch einen feinen, hellgrauen Schleier halb verhüllt war, hatte Heinz doch die Empfindung, daß sie ein ganz reizendes Mädchen sein müsse. Trotz der geringen Theilnahme, die er im Allgemeinen bisher dem schönen Geschlecht entgegengetragen hatte, fühlte er nicht das geringste Bedürfniß, dieser durch den Zufall vermittelten Bekanntschaft aus dem Wege zu gehen. Fürsorglich geleitete er den Alten über den Fahrweg, und artig zog er, als sie drüben angelangt waren, vor der jungen Dame seinen Hut.

„Ja, nun möchte ich wohl die feierliche Vorstellung vornehmen," lachte der kleine Mann, „wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen soll. Ich selbst heiße Klemens Fricius und bin meines Zeichens ein Privatgelehrter — das heißt ein Mann, welcher die Gelehrsamkeit nur zu seinem Privatvergnügen betreibt, und das Kind hier ist meine

Enkelin Marie Friccius, die Wärme und der Sonnenschein meiner frostigen alten Tage."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Friccius, daß nicht ich, der Jüngere, es war, der seinen Namen zuerst genannt," sagte der Privatdozent nach einer höflichen Verbeugung gegen das junge Mädchen etwas beschämt: „Doktor Heinz Eibenschütz."

Irgend etwas in seinen Worten, das Heinz zunächst vergeblich zu errathen suchte, mußte von höchst seltsamer Wirkung auf Klemens Friccius gewesen sein, denn das faltige Antlitz, auf welchem eben noch der Abglanz einer ungetrübten Heiterkeit gelegen hatte, verdüsterte sich plötzlich zu einem tiefschmerzlichen Ausdruck, und aus den blauen Kinderaugen sprühte es wie ein Aufflackern des Zornes.

„Lieber Großvater!" sagte das junge Mädchen leise und bittend, indem es seinen Arm mit beiden Händen umfaßte. Und als hätte der Klang dieser schmeichelnden Stimme ihn aus dem Bann einer plötzlich übermächtig gewordenen furchtbaren Erinnerung befreit, athmete Klemens Friccius tief auf, um sich dann mit dem etwas mühsamen Versuch eines Lächelns gegen den verwundert dreinschauenden Heinz zu wenden.

„Ich freue mich sehr, mein lieber Herr Doktor, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und ich hoffe, daß es nicht blos eine Eintagsbekanntschaft bleiben werde. Aber Sie müssen mir nicht böse sein, wenn Ihr Name mich ein wenig zusammenschrecken ließ. Eibenschütz sagten Sie doch — nicht wahr? Nun, ein Eibenschütz hat dereinst vor vielen Jahren in meinem Leben eine gar verhängnißvolle Rolle gespielt. Dieser Eibenschütz war der einzige Mensch, dem ich jemals geflucht habe und dem ich fluchen werde noch in der letzten Stunde meines Daseins. Aber Sie werden mir glauben, daß ich nicht so thöricht bin,

dem unschuldigen Namen nachzutragen, was einer seiner Inhaber an mir und den Meinigen verbrochen hat. Sie, mein lieber Herr Doktor, haben mit jenem Eibenschütz sicherlich nicht das Mindeste zu schaffen. Vielleicht sind Sie sogar ein Verwandter jenes anderen Herrn Eibenschütz, dessen Namen man so oft in den Listen wohlthätiger Männer verzeichnet findet, und der an so vielen gemeinnützigen Unternehmungen in hervorragender Weise betheiligt ist."

„Ich vermuthe, daß es mein Vater ist, Herr Friccius, an welchen Sie dabei denken, denn er gehört allerdings zu Denjenigen, denen es eine wahre Herzensfreude ist, Gutes zu thun."

„Dachte ich mir's doch!" rief der kleine Mann, und es klang wie wirkliche Erleichterung aus seinen Worten. „Nun sind Sie mir doppelt empfohlen, junger Freund, denn wenn ich auch nicht gerade auf alle die weltumwälzenden Ideen unserer modernen Wissenschafft schwören kann, so bin ich doch ein Anhänger jener Vererbungstheorie, welche uns lehrt, daß wir von den Charaktereigenschaften der Eltern ziemlich sicher auf diejenigen ihrer Kinder schließen dürfen. Wie viel auch immer Erziehung und strenge Selbstzucht auszurichten vermögen, die eigentliche Grundlage seines Charakters bringt doch wohl Jeder schon in der Stunde der Geburt mit auf die Welt, und so wenig aus dem Sohne eines Mannes von schlechtem Charakter jemals ein edler und bedeutender Mann werden mag, so wenig werde ich jemals einen Menschen ganz verloren geben, von dem ich weiß, daß er guten und rechtschaffenen Leuten sein Dasein verdankt."

Doktor Heinz mochte wohl eine etwas zweifelnde Miene machen, denn die junge Dame, welche sichtlich froh war, daß Klemens Friccius die schmerzliche Anwandlung so rasch überwunden hatte, sagte in einem schelmisch-heiteren Tone, der ihr gar reizend anstand: „Widersprechen Sie

meinem Großvater nicht, Herr Doktor, denn er würde Ihnen ganz gewiß eine fürchterliche Niederlage bereiten. Sie ahnen nicht, welch' ein Arsenal von Waffen ihm für die Vertheidigung dieser seiner unantastbaren Lehre zur Verfügung steht."

„Dann werde ich mich wohl hüten, leichtsinnig in die Gefahr zu rennen," lachte Heinz, der noch nie eine süßere Stimme gehört zu haben glaubte als diejenige des Fräuleins Marie Friccius. „Ich danke Ihnen für die wohlgemeinte Warnung, mein Fräulein, denn wer weiß, ob ich ohne dieselbe das kaum gewonnene Wohlwollen Ihres Herrn Großvaters nicht leichtfertig wieder auf's Spiel gesetzt haben würde."

Klemens Friccius protestirte feierlich gegen eine solche Vermuthung und machte seiner Enkelin scherzhafte Vorwürfe, daß sie ihn um eine ohne Zweifel sehr interessante Diskussion gebracht habe. Lachend und im muntersten Geplauder gingen sie weiter, ohne daß Doktor Heinz zu bemerken schien, wie die Richtung, welche sie einschlugen, derjenigen, die er selber hätte wählen müssen, gerade entgegengesetzt war. Ja, es regte sich ein Gefühl aufrichtigen Bedauerns in seinem Herzen, als seine Begleiter endlich durch ihr Stehenbleiben zu erkennen gaben, daß sie am Ziele ihrer Wanderung angelangt seien.

Das Haus, vor welchem sie da in der Potsdamerstraße Halt gemacht hatten, war unverkennbar eines der letzten Ueberbleibsel aus jener um kaum vier Jahrzehnte zurückliegenden Zeit, da man das Wohnen in dieser Gegend Berlins noch einem wirklichen Landaufenthalt gleichachten konnte. Durch einen ziemlich breiten Vorgarten von der Straße getrennt und von hohen, alten, jetzt freilich blätterlosen Bäumen umstanden, hob sich das schlichte, einstöckige Gebäude mit seiner Terrasse, seinem steil ansteigenden Ziegeldach und seinen grünen Fensterläden sonderbar genug

ab von den himmelhohen Riesenhäusern seiner nächsten Umgebung, und unwillkürlich ließ Heinz Eibenschütz seinen Blick von dem verwitterten Gartenhäuschen wieder zurückkehren zu der Gestalt des kleinen Herrn Friccius, wie wenn er gewisse naheliegende Vergleiche anstellen wolle zwischen Beiden.

Der Alte schien den Gedankengang im Kopfe seines neuen Bekannten sehr wohl zu errathen, denn er sagte in seiner naiv heiteren Weise: „Es wundert Sie nicht, daß ich gerade dort hinter diesem alten Gemäuer hause — gelt, mein lieber Herr Doktor? Mein Häuschen und ich, wir sind zwei Ruinen aus einer vergessenen Zeit, und wie wir bis jetzt treulich miteinander ausgehalten haben, werden wir uns hoffentlich auch für die kurze Spanne, die ich hier unten noch zu durchwandern habe, nicht mehr zu trennen brauchen. Es waren freilich schönere Tage, damals, als wir rings umher, so weit das Auge reichte, nur Gärten hatten und freies Feld, und als mein Junge seinen Ziegenwagen tummeln konnte, da wo jetzt die schrecklichen Pferdebahnen daher klingeln. Aber der Mensch ist ein geduldiges Geschöpf, und er kann viel mehr ertragen, als er's in guten Zeiten sich selber zutrauen möchte. Und es war am Ende das Schlimmste nicht, was mir in meinem langen Leben widerfuhr, daß ich die Gärten und die Felder um mich her verschwinden sah, und daß die hohen, kalten Miethshäuser von allen Seiten immer näher an mich heranrückten. Aber wie wär's, mein lieber junger Freund, wenn Sie sich meine stille Klause auch einmal von innen beschauten? Es ist freilich nicht viel Unterhaltendes, was ich Ihnen da in Aussicht stellen kann, denn mein gutes Weiblein ist kaum zehn Jahre jünger als ich und über die Lenzesblüthe auch schon längst hinaus. Sonst aber gibt's außer dem kleinen Mariechen da keine Gesellschaft in unseren vier Wänden, und ich werd's Ihnen nicht

weiter übel nehmen, wenn Sie mir antworten, daß Sie lieber im Weinhause mit lustigen Kameraden hinter einer Flasche Rüdesheimer sitzen, als mit uns altmodischen Leuten bei einer schläfrigen Tasse Thee."

Dabei aber sah er selber so gar nicht schläfrig aus, die runden, blauen Augen leuchteten so munter und jugendfrisch, und das kleine Mariechen an seiner Seite war vollends so reizend, daß Doktor Heinz Eibenschütz freudigen Herzens auch auf ganz andere Genüsse verzichtet haben würde, als auf eine Flasche Rüdesheimer, um noch ein Stündchen in der Gesellschaft dieser prächtigen Menschen zubringen zu dürfen.

Ohne viele Umstände und mit einer Bereitwilligkeit, der man es anmerkte, daß sie von Herzen kam, nahm er die Einladung an. Seit Langem war ihm nicht so froh und leicht zu Sinn gewesen als jetzt, da er neben Fräulein Marie Friccius durch das Gärtchen schritt und da er sie mit ihrer lieblichen Stimme sagen hörte, wie hübsch es doch hier draußen gewesen sein müsse zu einer Zeit, wo für die Berliner jenseits des Potsdamer Thores schon die Landparthie begann.

„Aber wir dürfen uns gar nicht einmal beklagen," fügte sie hinzu, „denn ein bischen Poesie haben wir uns noch immer inmitten all' des geräuschvollen Großstadttreibens bewahrt. Jetzt im Winter freilich muß man geübte Augen haben, um sie zu entdecken; im Sommer aber, wenn uns die Gartenhecke wie eine undurchdringliche grüne Mauer vor allen neugierigen Blicken von der Straße schützt, wenn rings um uns her die Blumen blühen und in den alten Bäumen die Vögel singen, dann kann es mitten im einsamen Walde nicht lieblicher und poetischer sein als bei uns."

Heinz Eibenschütz meinte im Stillen, daß es auch mitten im eisigsten Winter wohl lieblich und poetisch sein

müsse da, wo eine so holde junge Menschenblume blühe; aber er ließ nichts von solchen Gedanken laut werden und hätte auch gar nicht mehr Zeit genug dazu gehabt, denn schon hatte ihnen eine ältliche, freundlich blickende Dienerin aufgethan, und schon zeigte sich in der geöffneten Thür eines zu ebener Erde gelegenen Zimmers die Gestalt einer alten Dame, die unmöglich eine Andere sein konnte, als die Frau vom Hause. Auf ihrem Antlitz lag unverkennbar dasselbe gütig-schüchterne Lächeln, und sie hatte dieselben warmleuchtenden, auch unter dem grauen Haar und dem schwarzen Matronenhäubchen jugendlich hell gebliebenen Augen, welche vorhin in der Versammlung alle Herzen für den wunderlichen kleinen Redner gewonnen hatten. Auch in ihrer Größe paßten sie ebensogut zu einander wie in ihrer altväterischen Art, sich zu kleiden, und als nun Klemens Friccius vor allem Anderen auf seine liebe alte Lebensgefährtin zutrat, um ihr mit einem zärtlich scherzenden Wort die runzlige Wange zu küssen, da überkam den jungen Gast eine Empfindung, wie wenn er sich mitten in einem rührenden alten Märchen befände.

Es bedurfte nicht vieler Worte, um Frau Friccius über den unerwarteten Besucher aufzuklären und sein Erscheinen zu dieser ungewöhnlichen Stunde vor ihr zu rechtfertigen. Freundlich reichte sie ihm zum Willkomm die Hand und bat ihn, sogleich in das Eßzimmer einzutreten, wo Alles zu einem einfachen Imbiß bereit sei.

Unter der Hängelampe in dem einfach ausgestatteten Speisezimmer stand der gedeckte Tisch. Fräulein Marie selbst, die blitzschnell Hut und Jäckchen abgelegt hatte, legte das vierte Gedeck auf, und da sie bei dieser Beschäftigung den Blick nicht wahrnehmen konnte, welchen Heinz auf sie richtete, fand der Doktor jetzt eigentlich zum ersten Male Gelegenheit, sie recht aufmerksam zu betrachten. Ungünstig mußte das Ergebniß dieser Betrachtung auf keinen Fall

gewesen sein, denn er würde sonst schwerlich gar so vergnügt und glücklich ausgesehen haben.

Heinz hatte an dem altmodischen, runden Tische seinen Platz neben dem ihrigen erhalten, und wenn ihre schlanken weißen Hände ihm den Teller mit den Brodschnitten oder die Butterbüchse darboten, so war es ihm, als sei er noch nie in seinem Leben köstlicher bewirthet worden, als an diesem Abend.

Und das merkte man ihm auch an, denn seine Unterhaltung wurde immer lebhafter, fröhlich glänzten seine Augen, und so reich strömten ihm gute Gedanken und treffende Worte zu, daß er bald das Gespräch fast allein beherrschte.

Klemens Friccius wollte ihm nach beendeter Mahlzeit eine von den Cigarren aufnöthigen, die er in sorgsam eingewickeltem Kistchen aus den Tiefen eines Schrankes zum Vorschein brachte, aber da er selber sich schüchtern als Nichtraucher entschuldigte, lehnte auch Heinz ab und sagte, indem er auf das zwischen den Fenstern stehende Klavier deutete: „Wenn Sie mir wirklich zu Allem, was ich an Gutem und Erfreuendem von Ihnen bereits erfahren habe, noch einen weiteren Genuß vergönnen wollen, so ermächtigen Sie mich, Ihre Enkelin um einen kleinen Vortrag zu bitten; denn sicherlich ist es doch das Fräulein, welches hier spielt."

Marie sträubte und zierte sich nicht, wie es zu den Gewohnheiten fast aller jungen Damen gehörte, die Heinz bisher kennen gelernt hatte, sondern sie setzte sich ohne Weiteres auf den runden Klaviersessel und fragte nur, ehe sie in die Tasten griff: „Lieben Sie Schumann, Herr Doktor?"

„Ja, ich liebe ihn sehr," erwiederte er hastig, obwohl er über dem Anschauen ihrer Gestalt und der schlanken, weißen Hände, die so leicht und anmuthig auf den Tasten ruhten, kaum den Namen des Komponisten vernommen

hatte, den sie da genannt. Marie aber nickte ein wenig wie in Befriedigung über seine Antwort und begann nach einem kurzen Vorspiel mit ihrer frischen, glockenhellen Stimme zu singen:

„Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland.

Wo bunte Blumen blühen
Im gold'nen Abendlicht,
Und lieblich duftend glühen
Mit bräutlichem Gesicht."

Nie hatte eine Sängerin solche Wirkung auf Heinz Eibenschütz ausgeübt, als er sie jetzt bei dem schlichten Vortrage des kleinen Heine'schen Gedichtchens empfand. Wie wonniges Erbeben ging es durch seine Seele, als es sehnsüchtig weich von Mariens Lippen klang:

„Ach, könnt' ich dorthin kommen,
Und dort mein Herz erfreu'n,
Und aller Qual entnommen
Und frei und selig sein."

Doch dann durchzuckte es mit einem Male wie in jähem, unerklärlichem Schmerz seine Brust, als sie mit des Dichters wehmüthigen Worten endete:

„Ach, jenes Land der Wonne,
Ich seh' es oft im Traum;
Doch kommt die Morgensonne,
Zerfließt's wie eitel Schaum."

Er mußte sich mit der Hand über Stirn und Augen fahren, um wieder zum vollen Bewußtsein der Wirklichkeit zu gelangen, und auch dann kamen die wohlabgemessenen, artigen Worte, die er der jungen Sängerin sagen mußte, nur zögernd und wie mit Widerstreben über seine Lippen. Ach, er hätte ja gerne anders, so ganz anders zu ihr

gesprochen, denn auch ihm war an diesem Abend ein berückendes Land der Wonne erschienen, auch ihm rauschte und klang es in den Lüften, und auch aus seinem Herzen rief es in heißer Sehnsucht:

„Ach, könnt' ich dorthin kommen,

— — — — — — —

Und frei und selig sein."

Aber er mußte an sich halten und durfte in seinen Mienen nichts Anderes verrathen, als die Befriedigung des Musikfreundes, denn seine gutherzigen Wirthe würden es wahrscheinlich als eine sehr schlechte Vergeltung ihrer Gastfreundschaft angesehen haben, wenn er Mariens Vortrag, statt mit einem höflichen Wort, mit einer feurigen Liebeserklärung beantwortet hätte.

Auf seine Bitte sang sie noch einige andere kleine Lieder; dann aber begann Frau Friccius auf ihrem Stuhle einzunicken, und der Doktor mußte dies als ein Zeichen nehmen, daß es an der Zeit sei, seinen Besuch zu beenden. Man bemühte sich nicht, ihn noch länger zurückzuhalten; aber die beiden alten Leute forderten ihn mit so viel Herzlichkeit auf, bald wiederzukommen, daß er nicht zweifeln konnte, es sei ihnen vollständig ernst mit diesem Wunsche. Da die Dienerin, welche den Gast hinausgeleiten sollte, auf wiederholtes Klingeln nicht erschien, so kam man zu dem Schluß, daß sie sich wahrscheinlich bereits zur Ruhe gelegt habe, und Klemens Friccius suchte nach seinem Hute, um statt ihrer hinauszugehen. Aber Marie duldete nicht, daß er dies Vorhaben ausführte.

„Du würdest Dich erkälten, Großvater," sagte sie, „und Du bist den abscheulichen Husten doch kaum erst los geworden. Gib mir nur den Hausschlüssel, denn mir wird das bischen Nachtluft sicherlich keinen Schaden thun."

Sie eilte in's Nebenzimmer, und als sie zurückkam, hatte sie um Kopf und Schulter ein leichtes, flockiges Tuch

geschlagen. Doktor Heinz entschuldigte sich zwar wegen der Umstände, die er seinen liebenswürdigen Wirthen bereite, aber er war dabei nicht besonders aufrichtig, denn in seinem Herzen regte sich ganz etwas Anderes als Bedauern über den Zufall, der ihm für seinen Ausgang aus dem Hause ein so liebliches Geleite verschaffte.

Er hatte beim Abschied ihre weiche Hand lange in der seinigen behalten, und nun, da er leichten Schrittes die Straße hinabging, meinte er noch immer, den warmen Druck zu fühlen, den die schlanken Finger ihm gespendet hatten.

Am liebsten wäre er heute überhaupt keinem der Seinigen mehr begegnet, um die ganze Glücksstimmung dieses schönen Abends ungetrübt mit hinübernehmen zu können in das Reich der Träume. Aber das Mädchen, welches ihm daheim die Thür öffnete, hatte den Auftrag, ihn noch für einen Augenblick zu seinem Vater zu bitten, und Heinz war ein viel zu rücksichtsvoller Sohn, als daß er ein derartiges Ersuchen ohne zwingenden Grund hätte unerfüllt lassen sollen.

Er fand Herrn August Eibenschütz in seinem Arbeitszimmer mit dem Studium einiger Papiere beschäftigt, die beim Eintritt des Doktors hastig bei Seite geschoben wurden, und es war ihm, als ob der Gruß, mit welchem sein Vater ihn empfing, nicht ganz den freundlichen Klang habe, an den er gewöhnt war.

„Es ist mir lieb, daß ich Dich noch sprechen kann, Heinz," sagte Herr Eibenschütz. „Ich möchte eine Frage an Dich richten. Du bist trotz meiner Bitte, Dich von diesen Dingen fernzuhalten, heute Abend in der Versammlung gewesen?"

„Ja, lieber Vater! Ich wurde ganz zufällig im letzten Augenblick daran erinnert, und ich konnte mir nicht denken, daß es Dir mit jenem Wunsche wirklich Ernst gewesen

sei. Weißt Du denn auch, daß unser Freund Dobriner die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens ist?"

„Ich habe davon gehört," meinte der Rentier, ohne seinen Sohn anzusehen, „aber es wäre mir trotzdem lieber gewesen, wenn Du Dich davon zurückgehalten hättest."

„Das verstehe ich nicht. Hast Du denn irgend etwas gegen den Rechtsanwalt?"

„O durchaus nicht! — Ich halte ihn für einen sehr tüchtigen Menschen und zweifle nicht, daß er es noch zu großen Erfolgen bringen wird. Aber es ist doch, wie ich meine, ein großer Unterschied zwischen Dir und ihm. Er ist ein Mann, der sich im öffentlichen Leben eine Stellung zu erringen sucht, Du aber, mein Sohn, bist ein Gelehrter, und Du solltest Deinen Ruhm auf einem anderen, erhabeneren Gebiete suchen. Man hat mir erzählt, daß Du heute Abend als Redner aufgetreten seiest und großen Beifall geerntet habest, aber ich würde es schmerzlich empfinden, wenn Du Dich durch derartige wohlfeile Erfolge auch weiterhin zu einer Thätigkeit verführen ließest, die sich mit strenger wissenschaftlicher Arbeit wohl kaum verträgt."

Seine Mahnung klang wie eine wohlvorbereitete Rede, und gerade deshalb mochte sie um so verletzender auf den Doktor wirken.

„Ich glaube nicht, einen solchen Tadel verdient zu haben, Vater," erwiederte er mit einigem Selbstbewußtsein, wenn auch keineswegs unehrerbietig. „Denn ich bin sehr weit davon entfernt, meine wissenschaftlichen Arbeiten vernachlässigen zu wollen, weil es mich etwa nach dem Lorbeer eines Volksredners gelüstete. Aber ich mache Dir ebensowenig ein Hehl daraus, daß ich eine thatkräftige Mitwirkung am öffentlichen Leben, sofern nur der Allgemeinheit ein Gewinn daraus erwächst, für ebenso werthvoll und eines tüchtigen Mannes würdig erachte, als irgend eine wissenschaftliche Forschung, und daß ich mir nicht verbieten lassen

werde, meine Kräfte in den Dienst einer guten Sache zu stellen, sobald ich mich der Hoffnung hingeben darf, derselben damit zu nützen."

Eibenschütz seufzte und senkte wehmüthig das Haupt.

„Ich sehe wohl, daß mein väterlicher Rath keine Bedeutung mehr für Dich hat. Aber wenn ich Dich nun bäte, wenigstens auf die weitere Betheiligung an dieser Angelegenheit zu verzichten, wenn ich ganz besondere und triftige Gründe hätte, Dich darum zu bitten, würdest Du mir auch das abschlagen, mein Sohn?"

Der sanfte, beinahe demüthige Ton, in welchem diese letzten Worte gesprochen worden waren, hatte die kleine Verstimmung des jungen Privatdozenten schon wieder beseitigt und mit einem liebenswürdigen Lächeln erwiederte er: „Auch ohne Deine triftigen Gründe zu kennen, habe ich schon vorhin die Aufforderung Dobriner's, mich an der Leitung des Unternehmens zu betheiligen, abgelehnt, und ich hoffe, daß diese Thatsache Dich hinsichtlich meiner ehrgeizigen Pläne zur Genüge beruhigen wird. Daß ich aber trotz Deiner Abmahnung diese Versammlung besucht habe, das, lieber Vater, war eine der klügsten Handlungen meines ganzen Lebens, denn ich habe da eine Bekanntschaft gemacht, die ich nicht um Indiens Schätze daran geben möchte!"

Verwundert und mit etwas mißtrauischem Stirnrunzeln blickte Eibenschütz auf. „So? Darf man vielleicht auch erfahren, um wen es sich bei dieser großartigen Bekanntschaft handelt?"

„Um ein paar Menschen, Vater, wie es ihresgleichen nicht mehr gibt in diesem nervösen, selbstsüchtigen, grundverdorbenen Berlin, um zwei Kinder mit grauen Haaren und runzligen Gesichtern, und um ein — aber vielleicht kennst Du sie sogar oder hast doch schon einmal irgendwo von ihnen gehört. Es ist der Privatgelehrte Klemens Friccius, von dem ich spreche."

Eibenschütz fuhr mit einer heftigen Bewegung aus seiner lässigen Haltung auf und starrte dem Sprechenden mit weit geöffneten Augen in's Gesicht. „Friccius — sagst Du — Klemens Friccius? Und Du hast den Menschen kennen gelernt, hast Dich vielleicht gar schon näher mit ihm eingelassen?"

„Allerdings! Ich habe den köstlichsten Abend meines Lebens in seinem Hause zugebracht. Aber was kann Dich dabei aufregen? Du hast doch nicht etwa jemals in feindseligen Beziehungen zu ihm gestanden?"

Er erinnerte sich des Eindrucks, den die Nennung seines eigenen Namens wenige Stunden zuvor auf Klemens Friccius hervorgebracht hatte, und die Bestürzung, die er jetzt in seines Vaters Mienen las, rief eine beängstigende Vermuthung in ihm wach. Aber August Eibenschütz schüttelte energisch den Kopf und machte eine unwillige Handbewegung.

„Unsinn! Wie sollte ich wohl dazu kommen! Ich kenne den Mann nicht und habe ihn, so viel ich weiß, niemals gesehen. Aber ich glaube nicht, daß dies ein passender Umgang für Dich ist. Man hat mir, wenn ich nicht irre, einmal sehr Ungünstiges über diesen Herrn erzählt."

„Was hat man Dir erzählt, Vater? — Da ich Herrn Klemens Friccius für einen sehr achtungswerthen Menschen halte und glücklich wäre, den Verkehr mit ihm recht eifrig pflegen zu können, so habe ich natürlich ein lebhaftes Interesse daran, es zu erfahren."

„Mein Gott, erwartest Du, daß ich Alles im Gedächtniß behalte, was man mir über irgend einen gleichgiltigen, wildfremden Menschen erzählt? Ist Dir so viel daran gelegen, so werde ich mich bemühen, es in Erfahrung zu bringen. Bis dahin aber wirst Du Dich natürlich jedes weiteren Umganges mit den Leuten enthalten."



„Nein, lieber Vater, das werde ich nicht. Auf ein unbestimmtes Gerücht oder vielmehr auf den bloßen Schatten eines Gerüchtes hin vermag ich meine aus eigener Beobachtung gewonnene Meinung nicht zu ändern."

„Seit wann bist Du ein so ausgezeichneter Menschenkenner, mein Junge?" spottete Eibenschütz. „Deine Bekanntschaft mit dem Manne ist im günstigsten Falle drei Stunden alt, und Du sprichst von ihm, wie wenn er seit einem Jahrzehnt zu Deinen vertrautesten Freunden zählte. Zu einiger Vorsicht und Zurückhaltung wenigstens solltest Du Dich doch durch meine Warnung veranlaßt sehen."

„Wenn Du sie zu begründen vermöchtest — vielleicht! Aber Du sagst ja selbst, daß Du Friccius nie gesehen hast, und was Du mir da von einem ungünstigen Gerede andeutest, ist weniger als nichts."

Der Rentier machte sich mit seinen Papieren zu schaffen, aber seine Bewegungen waren nervös und hastig, wie wenn er nur mühsam einer heftigen Erregung Herr würde.

„Die Selbstständigkeit des Urtheils, welche Du neuerdings an den Tag legst, sobald es sich darum handelt, meinen Wünschen zuwider zu sein, setzt mich nachgerade in Erstaunen. Ich meine, daß Du in der That besser daran thätest, Deine jugendliche Leichtgläubigkeit und Unerfahrenheit hier und da durch meine ältere Weltkenntniß korrigiren zu lassen.

„Aber ich verstehe Deine Gereiztheit nicht, lieber Vater. Hättest Du heute Abend auf meinem Platz an Klemens Friccius' Tische gesessen, so würdest Du nicht anders sprechen als ich. Nachdem die trefflichen Leute mich mit Güte und Freundlichkeit buchstäblich überschüttet haben, kann ich ihnen meinen Dank unmöglich dadurch abstatten, daß ich sie auf die erste beste gegenstandslose Verlästerung hin meide. Eine solche Handlungsweise darfst Du mir wirklich nicht im Ernste zumuthen. Ich bin bereit, mich in allen möglichen

anderen Dingen Deiner besseren Einsicht zu fügen, nur nicht in diesem Punkte. Hier werde ich nur meiner eigenen Erkenntniß und meinem eigenen Herzen folgen."

„Das klingt allerdings sehr feierlich. Du willst mir also nicht versprechen, Deinen weiteren Verkehr mit dieser Familie wenigstens so lange einzustellen, bis ich in der Lage bin, Dir bestimmte Mittheilungen über sie zu machen?"

„Wie dürfte ich Dir etwas versprechen, Vater, was ich doch beim besten Willen nicht würde halten können!"

„Und warum könntest Du es nicht? Es steckt also noch etwas Anderes dahinter — am Ende gar der Anfang irgend einer Liebelei? Nun, Du wirst ja ganz roth — ich habe also errathen?"

„Laß uns jetzt nicht weiter davon sprechen, lieber Vater," bat Heinz, indem er sich erhob. „Ich weiß in diesem Augenblick noch selber kaum, wie es in meinem Herzen aussieht; ich bin noch immer wie in einem schönen Traum und möchte denselben nicht zerstört sehen durch unzarte Erörterungen, die bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ja doch kein Ergebniß haben könnten."

„Aber es ist doch ein weibliches Wesen dabei im Spiel," beharrte Eibenschütz, dessen innere Unruhe Heinz nothwendig hätte bemerken müssen, wenn er nicht noch so ganz in den Eindrücken der letzten Stunden befangen gewesen wäre, „eine Verwandte dieses Herrn Friccius — wie?"

„Seine Enkelin, Vater — die verwaiste Tochter seines einzigen frühverstorbenen Sohnes. Ich wünsche, daß auch Du sie bald kennen lernen möchtest, um die Stimmung zu begreifen, in der ich mich heute Abend befinde."

„O, es verlangt mich durchaus nicht darnach, und für derartige romantische Schwärmereien bin ich wohl nachgerade zu alt. Aber wenn ich Dir einen guten Rath geben darf, mein lieber Heinz, den Rath eines aufrichtigen Freundes, so betrachte diese Geschichte von morgen ab als eine hübsche

Erinnerung und erspare Dir alle nutzlosen Versuche, den schönen Traum in Wirklichkeit zu verwandeln. Du wirst Dir selber damit manche schmerzliche Enttäuschung ersparen, denn von einem festeren Verhältniß oder gar von einer Heirath könnte da doch niemals die Rede sein!"

„Und warum nicht, Vater? Es ist mir überaus peinlich, in diesem Tone von einer Angelegenheit sprechen zu hören, die für mich mit allem Zauber eines märchenhaften Glückes umgeben ist, aber ich möchte nicht, daß wir uns in Bezug auf so ernsthafte Dinge auch nur eine Stunde lang mißverstehen. Und darum frage ich Dich noch einmal: warum könnte von einer Verbindung zwischen Fräulein Marie Friccius und mir niemals die Rede sein?"

„Weil schon der bloße Gedanke daran eine Unmöglichkeit, ein Wahnsinn wäre," fuhr Eibenschütz, sich vergessend, heftig auf, „weil Du nun und nimmer meine Zustimmung dazu erhalten würdest!"

Mehr erstaunt, als betroffen, sah Heinz mit großen Augen in seines Vaters erregtes Gesicht, und der Ausdruck eines unwilligen Befremdens in seinen Zügen war es, welcher den Rentier wieder zur Besinnung brachte.

„Bist Du denn nicht viel zu jung, um Dich schon jetzt an ein Mädchen zu fesseln?" fügte er gleichsam als Erklärung in sanfterem Tone hinzu. „Hast Du selbst mir nicht erst vor wenig Tagen gesagt, daß Du noch vieles Wichtigere zu thun hast, ehe Du an solche Dinge denken darfst?"

„Es mag sein, daß ich etwas derartiges gesagt habe, Vater, aber ich habe Dir auch gesagt, daß ich mich nicht bedenken würde, zuzugreifen, sobald mein Herz mich dazu triebe. Und das Eine wie das Andere war eine Aeußerung scherzhaften Uebermuthes, auf die Du Dich jetzt, wo wir nicht mehr im Scherze sprechen, kaum wirst berufen wollen: Eine lautere und wahrhaftige Liebe kann einem rechten

Manne nimmermehr ein Hinderniß sein bei der Erreichung der Ziele, die er sich für sein Schaffen gesteckt hat; sie muß vielmehr Alles, was gut und groß in ihm ist, zu vollerer und schönerer Entfaltung bringen. Bis zu diesem Augenblick wußte ich selber vielleicht kaum, daß es wirklich Liebe war, was mich heute Abend so über alle Maßen glücklich gemacht und meinem ganzen Geistesleben gleichsam neue Schwingen gegeben hatte; Deinem Fragen und Drängen erst und noch mehr Deiner seltsamen Drohung verdanke ich die klare Erkenntniß meiner Empfindungen. Und wenn nun auch von jenem Zugreifen, wie ich Dir's neulich in ahnungslosem Uebermuth verhieß, schon deshalb nicht die Rede sein kann, weil ich mir die Neigung des geliebten Mädchens erst werde erringen müssen, so erkläre ich Dir doch schon jetzt mit aller Bestimmtheit, Vater, daß ich mich durch nichts in der Welt werde verhindern lassen, mit allen meinen Kräften nach ihrem Besitz zu streben."

Eibenschütz athmete schwer. Bis über die Stirn hinauf hatte das Blut, das ihm heiß zum Kopfe strömte, sein Gesicht dunkel geröthet, und Heinz, der ihm mit männlicher Offenheit in die Augen sah, mochte nach diesen Anzeichen wohl eine leidenschaftlich zornige Erwiederung erwarten. Aber diese Erwartung ging nicht in Erfüllung, denn nach einem sekundenlangen Schweigen sagte der Rentier mit überraschend weichem und mildem Klang der Stimme: „Du hattest Recht, mein Junge, es wäre besser gewesen, wenn wir heute Abend nicht weiter über diese Dinge gesprochen hätten. Läge meine eigene Jugend nicht schon so weit hinter mir, so würde ich mich wohl rechtzeitig erinnert haben, daß man niemals weniger zugänglich ist für vernünftige Erwägungen, als im Rausch der sogenannten ersten Liebe. Darum wollen wir für heute alle ferneren Erörterungen ruhen lassen, und nur eine einzige Frage noch sollst Du mir beantworten, mein lieber Heinz —

offen und ohne Rückhalt, wie Dein Herz es Dir eingibt und Dein Gewissen es Dir zur Pflicht macht. Hast Du jemals eine Ursache gehabt, über mich zu klagen? Habe ich Dir in irgend einer Stunde Deines Lebens Anlaß gegeben, an meiner väterlichen Liebe zu zweifeln?"

„Gewiß nicht, Vater. Aber ich weiß nicht —"

„Habe ich Dir nicht vielmehr, soweit Du zurückzudenken vermagst, immer und immer auf's Neue bewiesen, daß ich nur für Dich und Deine Schwester lebte — daß all' mein Denken und Trachten einzig darauf gerichtet war, euch froh und glücklich zu machen? — Hast Du es jemals anders gefunden, so rede."

„Nein, nein, Du bist mir allezeit der gütigste, liebevollste Vater gewesen und ich werde nie vergessen, wie groß die Schuld ist, welche ich durch meine kindliche Dankbarkeit zu tilgen habe, aber —"

„Nicht Deine Dankbarkeit ist es, auf die ich rechne, Heinz," unterbrach ihn Eibenschütz sanft, „denn ich weiß wohl, daß ich mit alledem nicht mehr gethan habe als meine Pflicht. Was ich von Dir verlange, ist einzig, daß Du auch weiterhin an meine treue Vaterliebe glauben und auf ihre Uneigennützigkeit vertrauen sollst. Ich kann Deine Handlungen nicht mehr bestimmen, kann Deine Schritte nicht mehr lenken wie einst, da Du ein kleiner Knabe warst — ich kann nur noch rathen und mahnen, kann nur noch bitten und warnen. Du bist ein Mann geworden, und es steht bei Dir, ob Du meinen Worten Gehör schenken oder sie mißachten willst. Aber Du sollst wenigstens eingedenk bleiben, daß es nur die lauterste Liebe ist, welche aus ihnen spricht, und daß ich Deinen Wünschen sicherlich nur dann entgegentreten werde, wenn ich in ihrer Verwirklichung eine schwere Gefahr erblicke für Dein Lebensglück und für den Frieden Deiner Seele. Erinnere Dich dessen, mein Sohn, wenn wir über kurz oder lang in einer

ernsten Angelegenheit noch einmal verschiedener Meinung sein sollten, und prüfe Dich selber wohl, ehe Du leichten Sinnes Deines Vaters Rath verschmähst! — Und damit gute Nacht! Wir werden über Deine Herzensangelegenheiten weiter reden, wenn wir Beide die rechte Ruhe und Stimmung dazu wiedergefunden haben."

Im innersten Herzen ergriffen gab Heinz den warmen Händedruck zurück, mit welchem sein Vater sich von ihm verabschiedete. Hatte doch Eibenschütz recht wohl gewußt, wie leicht sein weich angelegtes Gemüth einer solchen Sprache zugänglich war und wie viel eher sich auf diese Art ein Einfluß über ihn gewinnen ließ, als durch heftigen Widerspruch oder herrisches Gebieten. Als Freunde gingen sie auseinander, wenn auch des Doktors ernste Miene deutlich genug verrieth, wie düstere Schatten in seine junge Liebesseligkeit gefallen waren und wenn er auch sein Zimmer statt in jauchzendem Glück mit schwerem, wie von trüben Ahnungen erfülltem Herzen aufsuchte.

August Eibenschütz aber erhob, als sich die Thür hinter seinem Sohne geschlossen hatte, die geballten Fäuste und stieß zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor: „Sollen denn die Todten aufstehen, um mich bei meinen Kindern zu verklagen? Soll ich es erleben, daß diese mir ihre Verachtung in's Gesicht schleudern? Nein, nein, nein! Es darf nicht sein — es darf nicht — und wenn etwas Entsetzliches geschehen müßte, um es zu verhindern!"

Elftes Kapitel.

Als hätte sich das Schicksal zum Bundesgenossen des Herrn August Eibenschütz gemacht, wurde Heinz während der nächsten Tage daran verhindert, seinen Besuch bei den Bewohnern des kleinen Gartenhauses in der Potsdamerstraße zu wiederholen. An dem Vormittage nach jener

erregten nächtlichen Unterhaltung mit seinem Vater hatte er das Mißgeschick, beim Verlassen des Universitätsgebäudes auf den glatten Fliesen auszugleiten und sich eine Verletzung am Fuße zuzuziehen, die an und für sich zwar nicht bedeutend war, ihn aber doch nöthigte, in einer Droschke nach Hause zurückzukehren und sich in ärztliche Behandlung zu geben. Da das beschädigte Glied zu seiner Wiederherstellung nur vollständiger Ruhe bedurfte, bestand die Verordnung, nachdem ein zweckentsprechender Verband angelegt worden war, lediglich in mehrtägigem Zimmerarrest, und wie ungelegen diese Gefangenschaft dem jungen Privatdozenten auch gerade jetzt kommen mochte, so blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als sich geduldig in sie zu ergeben.

Unter anderen Umständen würde er gar keinen Grund gehabt haben, sich über den kleinen Zwischenfall zu beklagen, denn von seinen Angehörigen und vor Allem von Seiten seines Vaters wurde alles Erdenkliche aufgeboten, um jedes Unbehagen von ihm fernzuhalten und ihm die langweiligen Stunden seiner unfreiwilligen Zimmerhaft angenehm zu verkürzen. Mindestens zehnmal an jedem Tage erschien Eibenschütz in eigener Person, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, und niemals kam er, ohne irgend etwas mitzubringen, das den Doktor erheitern oder ihn freudig überraschen sollte. Von den ernsten Dingen, welche den Gegenstand ihrer nächtlichen Unterhaltung gebildet hatten, war dabei natürlich nicht mit einer Silbe die Rede, und der Rentier vermied mit augenfälliger Beflissenheit Alles, was auf eine Erörterung dieser Fragen hätte zurückführen können.

Auch Lona kam öfter, um dem Bruder auf ein Viertelstündchen Gesellschaft zu leisten; aber sie hatte nicht Unrecht, wenn sie dabei einmal mit etwas wehmüthigem Lächeln meinte, daß ihre Besuche wohl nur wenig darnach

angethan seien, zu seiner Aufheiterung beizutragen. In ihrem Wesen war eine Wandlung vor sich gegangen, welche nur durch ein ernstes körperliches Unwohlsein oder durch einen versteckten Kummer hätte erklärt werden können. Sie hatte fast alle die flüchtigen Tändeleien aufgegeben, die sonst ihre Lieblingsbeschäftigungen gebildet hatten, und wenn sie sich doch einmal an den Flügel setzte, so waren es ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit sicherlich nur die ernstesten und schwermüthigsten Melodien, welche ihre Hände dem Instrument entlockten. An geselligen Vergnügungen, deren sie sich sonst mit der ganzen Genußfähigkeit ihrer glücklichen Jugend erfreut hatte, schien sie nicht das geringste Wohlgefallen zu finden, und vornehmlich auf ihr Betreiben geschah es, wenn die meisten der Einladungen, deren jetzt fast jeder Tag einige brachte, unter allerlei Vorwänden abgelehnt wurden. In einem einzigen Falle freilich mußte sie sich dennoch zwingen, ihre so plötzlich zu Tage tretende, scheinbar unerklärliche Abneigung gegen geräuschvolle Festlichkeiten zu überwinden.

Schon vor vierzehn Tagen hatte der Kommerzienrath Eckartstein die Einladungen zu dem großen Ballfest ergehen lassen, welches er aus Anlaß des achtzehnten Geburtstages seiner einzigen Tochter und — wie die Bekannten des Hauses sich zuflüsterten — zur Feier ihrer Verlobung mit einem jungen Offizier in seinem durch fürstliche Gastfreiheit ausgezeichnetem Hause zu veranstalten gedachte. Die junge Königin dieses Festes war Lona's beste Freundin, und da auch sonst die herzlichsten Beziehungen zwischen den beiden Familien bestanden, wäre eine Absage fast gleichbedeutend mit einer absichtlichen Kränkung gewesen. Doktor Heinz, der die Ursache des geheimen Kummers, unter welchem Lona litt, wenigstens zum Theil errieth und sich von den Zerstreuungen eines solchen Festes die beste Wirkung auf ihr Gemüth versprach, protestirte sehr energisch dagegen,

daß man etwa seine unbedeutende Erkrankung zum Vorwand für eine Ablehnung nehme, und so mußte denn Lona in der That, wenn auch mit sichtlicher Unlust, ihre Vorbereitungen für den von so vielen Anderen mit heißer Sehnsucht erwarteten Ballabend treffen.

Müde und erzwungen schien das Lächeln, mit welchem sie den ersten der ihr dargebotenen Grüße erwiederte. Kein Anderer als Paul Dobriner war es, von welchem derselbe ausging. Durch seine unermüdliche Agitation für die Zwecke der „Gemeinnützigen Gesellschaft" war der ehemalige Rechtsanwalt mit dem etwas ordenslüsternen Hausherrn bekannt geworden, und noch in letzter Stunde hatte er ebenfalls eine Einladung erhalten. Augenscheinlich war er in der Gewißheit, daß Lona mit ihren Eltern auf dem Feste erscheinen würde, in der Nähe der Eingangsthür geblieben, um sich ihnen sogleich anschließen zu können, und wenn auch Lona seine Artigkeiten nur mit halbem Ohr anhörte und einsilbige, zerstreute Antworten darauf gab, so that sie doch nichts, was ihm hätte die Ueberzeugung aufnöthigen müssen, daß ihr seine Gesellschaft geradezu unangenehm sei.

Am Arme Dobriner's, der eifrig zu ihr sprach, promenirte sie langsam durch den Saal. Da war es ihr, als ob sie plötzlich ein nervöses Zucken des Armes fühlte, auf welchen sie ihre linke Hand leicht gestützt hatte. Fast unwillkürlich erhob sie die Augen, und auch ihr stockte für einen Moment der Athem, als sie sich in einer Entfernung von kaum zwei Schritten demjenigen gegenüber sah, mit dem sich ihre Gedanken während der letzten Tage so viel, ach, nur zu viel beschäftigt hatten. Bernd v. Hohenbruck hatte sie noch nicht gesehen, denn er war in eifriger Unterhaltung mit jenem jungen Regimentskameraden begriffen, den die Fama als den beneidenswerthen künftigen Gatten des reizenden Haustöchterchens bezeichnete.

Vielleicht geschah es auf eine Bemerkung des Anderen

hin, daß er den Kopf wandte gerade in dem Augenblick, als Lona ihren Begleiter durch eine hastige Bewegung veranlassen wollte, umzukehren. Sie fühlte, daß Hohenbruck ihre Absicht erkannt habe, und siedend heiß stieg ihr das Blut in die Wangen. Mit einem leichten Neigen des Kopfes beantwortete sie seinen höflich gemessenen Gruß, der in geradezu auffälliger Weise nur an sie allein, nicht auch an Paul Dobriner gerichtet war — und schon in der nächsten Sekunde waren sie wieder durch einen Schwarm gleichgiltiger Menschen von einander getrennt.

„Welch' eine förmliche Begrüßung, lieber Herr Kamerad!" lachte der junge Lieutenant v. Rochow. „Sagte mir nicht der Baron Schmettau von den rothen Husaren erst vor einigen Tagen, daß man Ihnen und dem reizenden Fräulein Eibenschütz demnächst werde gratuliren können?"

„Der Baron Schmettau ist ein Schwätzer," erwiederte Hohenbruck mit einer Schärfe, die sonst nicht in seinem Wesen lag. „Er stützt seine Vermuthung wahrscheinlich auf den Umstand, daß er die Dame einmal bei einem Spazierritt in meiner Gesellschaft gesehen hat. Aber Sie werden mir ohne Weiteres Glauben schenken, Herr Kamerad, wenn ich Ihnen versichere, daß Fräulein Lona Eibenschütz niemals durch Worte oder Handlungen irgend welchen Anlaß gegeben hat zu einem so thörichten Gerede."

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich etwas Ungeschicktes gesagt und vielleicht etwas noch Ungeschickteres gethan habe. Lediglich in dem Verlangen, meine lieben Freunde heute ebenso glücklich zu sehen, als ich es selbst bin, habe ich meinen künftigen Schwiegervater veranlaßt, Sie bei der Tafel zu Fräulein Lona's Kavalier zu machen. Es wäre mir wirklich recht fatal, wenn ich damit etwa unabsichtlich Ihren Wünschen gerade entgegen gehandelt haben sollte."

Um Hohenbruck's Lippen zuckte es, und unter seiner

gebräunten Haut schien die Blutfarbe kräftiger hervorzutreten. Ein paar Sekunden lang zauderte er zu antworten; dann aber sagte er mit ruhiger Offenheit: „Ich erkenne Ihre gute Absicht dankbar an, Herr Kamerad, aber Sie begreifen, daß im Interesse der jungen Dame Alles vermieden werden muß, was dem durch Schmettau's abgeschmackte Redereien möglicherweise bereits entstandenen Gerücht neue Nahrung zuführen könnte. Wenn Sie also das erwähnte Arrangement der Tischplätze noch zu ändern vermögen —"

„Gewiß! Gewiß!" versicherte Herr v. Rochow diensteifrig. „Ich werde auf der Stelle Sorge tragen, daß es geschieht, und Schmettau bei erster Gelegenheit darüber belehren, daß er sich in einem gründlichen Irrthum befindet."

Er eilte davon und trug dem Hausherrn, der von seinen mannigfachen Pflichten ganz in Anspruch genommen war, sein Anliegen vor.

„Welch' eine Verwirrung!" jammerte der Kommerzienrath. „Wie soll man da in aller Eile eine Aenderung bewirken! — Ich bin Eibenschütz besondere Rücksichten schuldig und kann der Kleinen nicht den ersten besten Tischherrn geben. Wenn Du mir wenigstens sagen könntest, wen ich zu ihrem Kavalier auswählen soll!"

„Wer ist denn der hübsche junge Mann, an dessen Arm sie schon seit einer Viertelstunde durch den Saal spaziert?"

Eckartstein blickte nach der Richtung, welche der Lieutenant durch eine Bewegung des Kopfes angedeutet hatte.

„Das ist der Rechtsanwalt Dobriner, ein sehr charmanter Herr, der durch seine gemeinnützigen Bestrebungen in der letzten Zeit viel Aufmerksamkeit erregt hat und der ohne Zweifel eine bedeutende Karrière machen wird."

„Ist er mit der Familie Eibenschütz näher bekannt?"

„Eng befreundet sogar, wie ich glaube."

„Nun wohl! So ist ja die Schwierigkeit mit einem Male gehoben. Es hat nicht den Anschein, als ob Fräulein Lona böse sein würde, wenn wir sie dem Rechtsanwalt auch weiter überlassen, und Hohenbruck wird unter solchen Umständen wohl oder übel mit jeder anderen Dame zufrieden sein müssen."

Damit hatte es denn in der That sein Bewenden. Dobriner empfing ein zierliches Kärtchen, auf welchem er gebeten wurde, Fräulein Lona Eibenschütz zu Tische zu führen, und dem triumphirenden Aufleuchten in seinen Augen war es anzusehen, wie zufrieden er mit dieser Anordnung war, die er ja nur für eine besondere Gunst des Zufalls halten konnte. Bald wurde das Zeichen zum Beginn der Tafel gegeben, und nach dem üblichen Suchen, Fragen und lustigen Durcheinanderschwirren hatte denn auch endlich jedes Paar den ihm zugewiesenen Platz an den langen blumengeschmückten, mit Silber und Krystall fast überladenen Tischen gefunden.

Aber alle Bereitwilligkeit des Herrn v. Rochow, auf Hohenbruck's Wünsche einzugehen, hatte nicht verhindern können, daß der Premierlieutenant in unmittelbarer Nähe Lona's saß und daß er das ehrwürdige Antlitz des Herrn August Eibenschütz sich gerade gegenüber hatte. Paul Dobriner biß sich auf die Lippen, als er der unerwünschten Nachbarschaft inne wurde, und für einen Moment überzog tiefe Blässe sein Gesicht, als sein an den Premierlieutenant gerichteter Gruß, obwohl ihm der Offizier dabei gerade in die Augen sah, auch diesmal unerwiedert blieb. Aber er verrieth weder durch ein Wort noch durch eine Geberde, daß er das Verhalten Hohenbruck's als eine Beleidigung empfunden habe. Mit einer heiteren Bemerkung wandte er sich, wie wenn nichts geschehen wäre, an seine schöne Tischnachbarin und suchte hinter sprudelnder Heiterkeit zu verbergen, was an unterdrücktem Zorn in seinem Innern

kochte und gährte. Doch trotz seiner unausgesetzten Bemühungen, die Unterhaltung zu beleben, wollte die Stimmung an diesem Punkte der Tafel keine fröhliche werden. Lona blickte fast beständig auf ihren Teller nieder und gab einsilbige Antworten, die mehr als einmal verriethen, daß sie dem sprühenden Geplauder Dobriner's überhaupt keine Aufmerksamkeit geschenkt habe. Herr August Eibenschütz aber, der einige Male den Versuch gemacht hatte, mit seinem Gegenüber ein Gespräch anzuknüpfen, mußte dabei wohl sehr unzweideutige Zurückweisung erfahren haben, denn er saß schweigend mit dunkelrothem Antlitz da und hatte schon nach dem ersten Gang der Tischdame, die man ihm zugetheilt, durch sein wenig galantes Benehmen gründlich die Laune verdorben.

Hohenbruck schien von alledem nicht berührt zu werden. Er widmete sich ausschließlich seiner Nachbarin, und wenn dieselbe von der anderen Seite her in Anspruch genommen war, schaute er mit ernstem Gesicht gerade vor sich hinaus, wie wenn da, wo Eibenschütz saß, nichts als leere Luft gewesen wäre.

Wie man es allgemein erwartet hatte, verkündete beim Braten der Hausherr die Verlobung seines Töchterchens mit dem Lieutenant v. Rochow; die Tafelmusik spielte einen Tusch, brausende Lebehochs durchtönten den Saal, und die Gäste erhoben sich, um ihre mit perlendem Champagner gefüllten Kelchgläser auf die Gesundheit des jüngsten Brautpaares zusammenklingen zu lassen. Aus irgend einem unerklärlichen Grunde sah sich Herr August Eibenschütz veranlaßt, bei dieser Gelegenheit noch einen letzten Annäherungsversuch an sein Gegenüber zu machen. Er streckte ihm den Arm mit dem Glas entgegen; aber in dem Moment, da Hohenbruck die Absicht des würdigen Rentiers erkannte, stellte er sein Glas auf den Tisch zurück. Für Jeden, der den kleinen Vorgang beobachtet hatte, mußte der bewußte Wille des

jungen Offiziers, dem Anderen seine Geringschätzung offen an den Tag zu legen, außer jedem Zweifel sein, und Lona Eibenschütz, die das stumme Spiel mit angesehen hatte, war nicht so schwerfällig von Begriffen, daß sie ihm nicht sogleich die rechte Deutung zu geben gewußt hätte.

Gerade in diesem Moment, zum ersten Mal in der ganzen Zeit, während deren sie sich hier gegenübersaßen, begegnete ihr Blick demjenigen Hohenbruck's. Er sah das heiße Aufflackern des Zornes in ihren schönen Augen, sah das Beben der feinen Nasenflügel und die Bewegung ihrer Lippen, die sich ein wenig öffneten, wie wenn sie ihm ein kränkendes Wort oder eine heftige Frage entgegenschleudern wollten. Aber seine Züge blieben gleich ernst und unbeweglich, wie sie es vorher gewesen waren, und als seine Nachbarin ihn gerade jetzt anredete, wandte er sich wieder ab, ohne für die Folge noch ein einziges Mal zu Lona hinüberzusehen.

Die junge Dame aber änderte ihr Benehmen von diesem Moment an in sehr überraschender Weise. Ohne jeden Uebergang, der die Wandlung hätte begreiflich erscheinen lassen, verfiel sie aus ihrer bisherigen Schweigsamkeit und Zerstreutheit in eine so ausgelassene Munterkeit, daß ihre Umgebung alsbald aufmerksam auf sie wurde. Als ob sie wüßte, daß nichts Anderes ihr so reizend zu Gesicht stände, denn eine fröhliche Miene, lachte und scherzte sie ohne Unterlaß, und Paul Dobriner allein war es, dem all' ihre heiteren Bemerkungen, ihr liebenswürdiges Lächeln und die bezaubernden Blitze ihrer Augen galten. Bernd v. Hohenbruck sprach noch eifriger als zuvor nach der anderen Seite hinüber; er schien von dem, was ihm gegenüber geschah, nichts zu bemerken.

Mit einem freundlichen „Gesegnete Mahlzeit" des Gastgebers war endlich das von der tanzlustigen Jugend schon längst ersehnte Zeichen zur Aufhebung der Tafel gegeben

worden. Jeder Kavalier küßte seiner Dame artig die Hand, und Lona entzog dem ehemaligen Rechtsanwalt die ihrige nicht, auch als er sie auffallend lange an seine Lippen drückte. Dann lockten die Sirenenklänge eines Strauß'schen Walzers Alles aus dem überheißen Speisezimmer in den großen Festsaal zurück, und eine Viertelstunde später wogte und wirbelte es auf dem spiegelnden Parquet in lustigem Durcheinander von weißen und farbigen Frauengewändern, von schlichten schwarzen Fracks und blitzenden Uniformen. Lona hatte Paul Dobriner, wie es selbstverständlich war, den ersten Tanz bewilligt und ihm auf seine dringende Bitte auch gestattet, sich für eine Quadrille in ihre Tanzkarte einzuschreiben. Seinem schmeichelnden Ersuchen um weitere Bewilligungen aber gab sie nicht nach. Fast in demselben Augenblick, in welchem sie die Schwelle des Speisesaales überschritten hatten, war sie wieder ganz ernst geworden, und als Dobriner halb scherzend seiner Verwunderung darüber Ausdruck gab, entschuldigte sie sich mit plötzlich auftretenden Kopfschmerzen, die ihr auch als Vorwand dienen mußten, so wenig als möglich zu tanzen. Während der nächsten Stunde zwar blieb der ehemalige Rechtsanwalt trotzdem beharrlich an ihrer Seite; dann aber fand Lona endlich eine Gelegenheit, sich ihm zu entziehen und aus dem geräuschvollen Treiben des Festsaales in eines der stilleren Nebengemächer zu flüchten.

Mit fest zusammengepreßten Lippen und mit einem befremdlichen Ausdruck fast finsterer Entschlossenheit auf dem hübschen Gesicht trat sie in dasselbe Zimmer ein, in dessen Thür sie kaum fünf Minuten zuvor den Premierlieutenant v. Hohenbruck hatte verschwinden sehen. Die abermalige Begegnung, welche Bernd nur für eine zufällige halten konnte, war von ihr also mit voller Absichtlichkeit herbeigeführt worden, und Lona war es denn auch, die ihn daran verhinderte, sich, wie es unverkennbar seine Absicht gewesen

war, mit einer Verbeugung oder vielleicht mit einem höflichen Wort aus dem kleinen Gemach zurückzuziehen.

„Warum wollen Sie vor mir entfliehen, Herr v. Hohenbruck?" sagte sie mit stolz erhobenem Haupte und in einem Ton, welcher Trotz seiner scheinbaren Ruhe dem Gefragten keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß sie gekommen sei, um Rechenschaft von ihm zu fordern. „Ist Ihnen mein Anblick seit Kurzem so schrecklich, oder fürchten Sie sich davor, mir Rede zu stehen?"

„Das Eine so wenig als das Andere, mein gnädiges Fräulein," erwiederte er mit höflichem Ernst. „Soweit ich im Stande bin, Ihnen irgend eine Auskunft zu geben, stehe ich ganz zu Ihren Diensten."

„Nun wohl, so antworten Sie mir frei und ehrlich, wie es einem Manne geziemt: was hat Ihnen mein Vater gethan, daß Sie sich herausnehmen, ihn so zu behandeln?"

„Ich habe Ihrem Herrn Vater, so viel ich weiß, keine andere Kränkung zugefügt, als sie etwa in der schweigenden Ablehnung einiger Annäherungsversuche zu erblicken sein könnte."

„Freilich — sonst keine!" bestätigte Lona bitter. „Aber Ihr Ehrgefühl müßte viel weniger fein ausgebildet sein, als man es sonst bei Ihren Standesgenossen voraussetzt, wenn Sie selber die Schwere der Beleidigung nicht empfunden hätten, welche in dieser schweigenden Ablehnung lag. Und Sie müssen sehr triftige Gründe haben, Ihr Benehmen vor Ihrem eigenen Gewissen zu entschuldigen, denn als ein wohlerzogener und gebildeter Mann konnten Sie ja sicherlich nicht einen Augenblick vergessen, daß Ihre Beschimpfung gegen ein graues Haupt und gegen das Haupt eines Wehrlosen gerichtet war."

In ihrem Stolz und ihrem Zorn war sie schöner, als Hohenbruck sie je zuvor gesehen. Fast übermächtig erfaßte ihn das Verlangen, sie in seine Arme zu reißen, aber er

bestand siegreich auch diesen Kampf, wie er seinem Herzen ja schon manches andere schwere Zugeständniß abgerungen hatte. Ohne daß ein Blick oder ein Zug in seinem Gesicht zum Verräther an ihm geworden wäre, sagte er: „Wenn es sich hier wirklich um Dinge handelt, über welche ich Rechenschaft abzulegen oder für welche ich Genugthuung zu geben habe — sollten Sie es dann nicht besser Ihrem Herrn Bruder überlassen, mein gnädiges Fräulein, das Eine oder das Andere von mir zu fordern?"

Lona mochte aus dieser Antwort wohl etwas wie versteckten Spott herausgehört haben, denn noch trotziger schürzten sich ihre feingeschwungenen Lippen.

„Mein Bruder ist nicht hier, und ich weiß nicht, seit wann es gegen die Gesetze der Ritterlichkeit verstößt, vor einer Frau diejenigen Erklärungen abzugeben, die ein Ehrenmann für jede seiner Handlungen in Bereitschaft haben sollte. Ich kann mich freilich so wenig mit Ihnen schlagen, als ich den Wunsch hegen kann, daß mein Bruder es thäte; aber so lange ich nicht aus Ihrem eigenen Munde die Bestätigung dafür erhalten habe, kann ich auch nicht glauben, daß Sie eine brutale Handlung nur durch eine neue Brutalität zu rechtfertigen vermöchten."

„Mein Fräulein, Sie vergessen sich!"

Er athmete schwer auf, aber er hatte noch in derselben Sekunde die Aufwallung überwunden und fuhr fort: „Ich zolle den Empfindungen, von denen Sie sich zu Ihrer Ausdrucksweise bestimmen ließen, meine uneingeschränkte Hochachtung, aber ich muß Sie trotzdem bitten, auf eine Antwort oder — wie Sie es nennen — auf eine Rechtfertigung meines Benehmens zu verzichten. Es sind da allerdings gewisse Gesetze vorhanden, die mir verbieten, sie Ihnen zu geben."

„Ah, wie wohlfeil ist doch Ihre Art, sich der Verantwortung zu entziehen, Herr v. Hohenbruck! Zu den

Heldenthaten Ihres Lebens aber werden Sie es nicht rechnen dürfen, daß Sie einer mannhaften Erklärung auszuweichen suchten mit dem versteckten Hinweis, daß man ein schwaches Mädchen ja nicht weiter ernsthaft zu nehmen brauche."

„Sie mißverstehen mich durchaus, mein Fräulein! Ich könnte auch die Worte eines Mannes nicht ernsthafter nehmen als die Ihrigen, aber ich sehe leider keine Möglichkeit, Ihren Wünschen Rechnung zu tragen. Ich kann Sie so wenig wegen meines Benehmens um Verzeihung bitten, als ich gerade vor Ihnen versuchen kann, es zu rechtfertigen."

„Das heißt, Sie haben entweder ohne jede greifbare Ursache und aus bloßem Hochmuth gehandelt oder" — und sie sah ihm dabei fest in's Gesicht — „Sie glauben sich aus Rücksicht auf meine kindlichen Gefühle zum Schweigen verpflichtet. Eine dritte Möglichkeit gibt es doch wohl nicht — nicht wahr, Herr v. Hohenbruck?"

Er machte eine Bewegung, die sie als eine Zustimmung deuten mochte, denn sie fuhr hastig fort:

„Aber ich entbinde Sie von dieser Rücksicht — hören Sie, ich entbinde Sie ausdrücklich davon! Nicht Schonung ist es, die ich von Ihnen verlange, sondern volle, rückhaltlose Wahrheit! Hat mein Vater sich irgend eines Unrechts schuldig gemacht, das Ihnen die Befugniß gibt, ihn mit Geringschätzung oder Verachtung zu behandeln?"

Hohenbruck antwortete nicht sogleich, aber der Kampf, welchen er mit seiner Wahrheitsliebe zu bestehen hatte, war doch nur von kurzer Dauer. Noch ehe Lona diese Frage wiederholen konnte, erwiederte er mit abgewendeten Blicken: „Nein, mein gnädiges Fräulein!"

„Und das ist die Wahrheit?" drängte sie. „Sie lassen sich nicht etwa durch ein sehr unzeitiges Mitleid für mich dazu bestimmen, eher den Verdacht einer abscheulichen

Handlungsweise auf sich zu nehmen, als einen Vater vor seinem Kinde anzuklagen?"

„Nein!" wiederholte er. „Ich habe keine Anklage gegen Ihren Vater zu erheben."

„Dann, Herr v. Hohenbruck, habe ich allerdings Alles erfahren, was ich zu wissen wünschen konnte, und ich darf es mir wohl ersparen, Ihnen meine Meinung über ein Verhalten auszusprechen, das sich in den Augen jedes Ehrenmannes von selber richten muß."

Schweigend neigte Hohenbruck das Haupt zum Gruße, da sie ihm mit diesen stolzen Worten den Rücken kehrte; aber sie hatte die Schwelle des kleinen Gemaches noch nicht wieder überschritten, als er halblaut sagte: „Verweilen Sie nur noch einen Augenblick, mein Fräulein! Ich weiß wohl, daß Sie unter allen Menschen wahrscheinlich Niemandem weniger als mir das Recht einräumen werden, sich um Ihre Angelegenheiten zu kümmern; aber selbst auf die Gefahr einer unfreundlichen Zurückweisung hin kann ich es mir nicht versagen, Sie zu warnen."

„Mich zu warnen?" fragte Lona kühl und befremdet zurück, indem sie zum Zeichen, daß sie nicht länger aufgehalten zu werden wünsche, ihre Hand nach der Portière ausstreckte, die den Eingang des Zimmers verschloß. „Und wovor?"

„Vor einem Manne, der sich allem Anschein nach sehr eifrig um Ihr Vertrauen und Ihre Freundschaft bewirbt und der doch keines von beiden verdient."

„Ich weiß nicht, von wem Sie da sprechen, Herr Lieutenant."

„Doch, Sie wissen es! Ihr zorniger Blick hat es mir ja bereits verrathen. Aber ich habe auch keinen Grund, den Namen zu verschweigen. Es ist der Rechtsanwalt Dobriner, den ich meine."

„Und warum sollte er meines Vertrauens und meiner

Freundschaft unwürdig sein? — Doch nein, sagen Sie es mir nicht! Wenn Sie ihn anzuklagen wünschen, so mögen Sie es in seiner Gegenwart thun, nicht aber in diesem Augenblick und an diesem Ort. Verdächtigungen anzuhören, die gleich vergifteten Pfeilen aus sicherem Hinterhalt geschleudert werden, erscheint mir fast ebenso unwürdig, als es mir verächtlich erscheint, sie auszusprechen."

Das war ein Schlag, auf den er doch wohl nicht vorbereitet gewesen war und den geduldig hinzunehmen fast über seine Kräfte ging. Für einen Moment schien jeder Blutstropfen aus seinem gebräunten Antlitz zu weichen.

„Ich bitte Sie, meine Worte als unausgesprochen zu betrachten, mein Fräulein," brachte er mit einer gewissen Anstrengung hervor, und dann, indem er eines der auf dem Tische liegenden Bücher aufnahm, gab er zu erkennen, daß auch er der Tochter des Herrn Eibenschütz nicht mehr zu sagen habe.

Fünf Minuten später schritt er zum letzten Male durch den Tanzsaal, um den Ausgang zu gewinnen. Man gruppirte eben die Paare für die Quadrille, die sogleich ihren Anfang nehmen sollte, und in dem Gewühl konnte Hohenbruck es nicht vermeiden, daß sein Arm noch einmal fast an das Gewand Lona's streifte, die augenscheinlich mit lebhafter Theilnahme dem Geplauder ihres Kavaliers, des Rechtsanwalts Paul Dobriner, lauschte. Sie schien den Vorübergehenden nicht zu sehen; Dobriner aber blickte flüchtig zu ihm auf und seine Mundwinkel verzogen sich zu einem kleinen höhnischen Lächeln. Der Premierlieutenant beschleunigte seine Schritte, wie wenn er nicht schnell genug aus dieser schweren, bedrückenden Atmosphäre entrinnen könne. Unmittelbar vor dem Ausgang des Saales aber fühlte er eine leichte Berührung an der Schulter und sah sich dem glücklichen Bräutigam v. Rochow gegenüber.

„Auf ein Wort, verehrtester Kamerad," sagte der junge

Offizier, und es war ein unverkennbarer Ausdruck von Verlegenheit auf seinem hübschen Gesicht. „Ich suche Sie schon seit einer ganzen Weile, aber es war, als ob die Erde Sie verschlungen hätte. Sie wollen doch nicht etwa schon gehen?"

„Allerdings, lieber Rochow! Ich bin kein Tänzer, und es steht nicht zu fürchten, daß irgend Jemand meine Anwesenheit vermißt. Morgen früh aber möchte ich bei Zeiten wieder an meinem Schreibtisch sitzen."

„Dann darf ich freilich nicht versuchen, Sie zurückzuhalten; aber — nichts für ungut, Herr Kamerad — ich möchte, ehe Sie gehen, noch eine freundschaftliche Frage an Sie richten. Hatten Sie eine bestimmte Veranlassung, den alten Eibenschütz in so demonstrativer Weise zu schneiden, wie Sie es vorhin bei der Tafel wiederholt gethan haben sollen?"

„Stellen Sie diese Frage aus eigenem Antrieb oder in irgend Jemandes Auftrage, Herr Kamerad?"

„Im besonderen Auftrage meines Schwiegervaters. Eibenschütz hat sich bitterlich über Sie beklagt. Er ist sich keines Unrechts gegen Sie bewußt, will Ihnen vielmehr sein Haus in der gastlichsten Weise geöffnet und Sie stets wie einen Freund behandelt haben. Ihr heutiges Benehmen, für das es ihm an jeder Erklärung fehlt, hat ihn tödtlich gekränkt, und da mein Schwiegervater doch gewissermaßen dafür verantwortlich ist, daß seinen Freunden, so lange sie unter seinem Dache weilen, kein Ungemach widerfährt — da außerdem ich es gewesen bin, der Ihre Einladung veranlaßt hat —"

„So fühlen Sie sich verpflichtet, eine Aufklärung von mir zu verlangen," ergänzte Hohenbruck mit voller Ruhe. „Ich erkenne Ihre Berechtigung dazu an, aber ich bin leider nicht im Stande, sie Ihnen zu geben."

Das bei all' seiner Verlegenheit bisher höflich lächelnde

Antlitz des Lieutenants v. Rochow wurde plötzlich sehr ernst.

„Ah, das kann Ihr letztes Wort nicht sein, Herr Kamerad! Ich bitte Sie von Herzen, mich nicht in eine überaus fatale Zwangslage zu versetzen, in welcher ich den Pflichten gegen die Familie meiner Braut nothwendig alle kameradschaftlichen und freundschaftlichen Empfindungen unterordnen müßte. Geben Sie mir Ihre Aufklärung meinetwegen unter vier Augen und im strengsten Vertrauen, damit ich wenigstens persönlich für die Berechtigung Ihrer Handlungsweise einzutreten vermag. Aber verderben Sie mir nicht den schönsten Tag meines Lebens, indem Sie mich mit einer Abfertigung gehen lassen, die nothwendig die häßlichsten Folgen nach sich ziehen müßte."

Ein paar Sekunden lang blieb Hohenbruck noch unentschlossen, dann aber sagte er: „Gut! Wenn die Angelegenheit mit einer vertraulichen Erklärung beizulegen ist, so sollen Sie dieselbe haben. Wollen Sie mir die Ehre geben, mich morgen in meiner Wohnung zu besuchen?"

„Mit Freuden!" rief Herr v. Rochow, dem ersichtlich eine Centnerlast vom Herzen fiel. „Ich werde Ihnen gleich nach beendetem Dienst meine Aufwartung machen und mich jetzt beeilen, meinen trostlosen Schwiegervater durch eine entsprechende Mittheilung zu beruhigen."

Er drückte Hohenbruck die Hand und nahm vergnügt seinen Platz in der Quadrille wieder ein. Der Premierlieutenant aber verließ das von Jubel und Fröhlichkeit erfüllte Haus mit einem Gefühl bitterer Reue im Herzen, daß er gerade dies eine Mal seinen Grundsätzen untreu geworden war und die Einladung zu dem Feste angenommen hatte.

„Ich bin hart genug dafür bestraft worden," sagte er vor sich hin, während er durch die nächtlich stillen Straßen schritt; „aber was läge daran, wenn nur die Strafe nicht auch eine Unschuldige hätte treffen müssen!" — — —

Kurze Zeit darnach fuhr auch Lona Eibenschütz mit ihrer Mutter nach Hause. Die Blässe ihrer Wangen schien ihre Erklärung, daß sie von fast unerträglichen Kopfschmerzen geplagt werde, zu bestätigen, und ihr Vater hatte darum den Damen seine Zustimmung zum Verlassen des Festes nicht vorenthalten können, während er selbst eine eben begonnene Skatparthie zu seinem lebhaften Bedauern aus Rücksicht auf die Mitspielenden nicht schon wieder abbrechen konnte. Paul Dobriner's bereitwillig angebotene Begleitung wurde von Frau Eibenschütz freundlich abgelehnt, da sie ja in ihrer Equipage vollkommen sicher seien gegen jede Gefahr. Dem jungen Rechtsanwalt aber schien nach Lona's Entfernung alle Lust zum Tanzen vergangen zu sein. Er kehrte gar nicht wieder in den Festsaal zurück, sondern vertrieb sich die Zeit nur noch mit Zuschauen an den verschiedenen Spieltischen.

Es war bereits zwei Uhr Morgens, als das Spiel des Herrn August Eibenschütz durch den Aufbruch seiner beiden Partner beendet wurde. Der ehrwürdige Rentier, der bei der Abrechnung ein ganz hübsches Sümmchen als Gewinn hatte einstreichen können, fühlte indessen augenscheinlich noch keine Neigung, dem Beispiel der unglücklichen Verlierer zu folgen.

„Wollen wir noch eine Parthie Bézique machen, Dobriner?" rief er mit jovialer Vertraulichkeit dem in seiner Nähe stehenden Rechtsanwalt zu. „Nachdem wir die Nacht doch einmal angebrochen haben, kann es auf ein Stündchen mehr oder weniger ja nicht ankommen."

Und Paul Dobriner war, höflich und liebenswürdig wie immer, auch diesmal ohne Weiteres bereit, dem Begehren seines Geschäftsfreundes zu willfahren. Ja, nach der Eilfertigkeit, mich welcher er den Platz ihm gegenüber einnahm, hätte man fast vermuthen können, daß er sich nur deshalb so lange in dem Spielzimmer aufgehalten habe, um auf eine solche Gelegenheit zu warten.

spruch erheben dürfen. Aber da das große Wort doch nun einmal ausgesprochen worden ist — wollen Sie mir nicht wenigstens eine kleine Andeutung machen, die mich aus meiner quälenden Ungewißheit und aus meinen bangen Zweifeln erlöst?"

„Also Sie denken im Ernst daran?" fragte Eibenschütz etwas unbehaglich. „Sie wünschen wirklich, daß ich Ihnen meine Meinung über einen solchen Antrag sage?"

„Ich bitte Sie darum. Wenn ich manchem anderen Vater in diesem Augenblick auch vielleicht nicht gerade als eine glänzende Parthie erscheinen würde, so glaube ich doch ohne Ueberhebung annehmen zu dürfen, daß Sie mich etwas anders und mit einigem Wohlwollen beurtheilen werden."

„Ja, aber — lieben Sie denn meine Tochter? Ich habe bis jetzt nicht das Geringste davon bemerkt, und Sie kennen sie doch auch erst seit einigen Wochen."

„Als wenn nicht die Bekanntschaft einer Stunde, ja, eines einzigen Augenblicks mehr als hinreichend wäre, um die Flamme der Leidenschaft in einem für weibliche Schönheit und Anmuth empfänglichen Herzen zu entzünden! Ich liebe Fräulein Lona über Alles, Herr Eibenschütz, und ich würde es als die höchste, die einzige Aufgabe meines Lebens betrachten, sie glücklich zu machen!"

„Verzeihen Sie, aber die Sache will mir noch gar nicht in den Kopf. Sprach ich nicht gerade mit Ihnen erst vor Kurzem von dem thörichten Heirathsplan, den ich einmal mit diesem aufgeblasenen, hochmüthigen Burschen, dem Premierlieutenant v. Hohenbruck hatte, und legten Sie bei der Gelegenheit nicht die vollkommenste Seelenruhe an den Tag?"

Paul Dobriner lächelte fein. „Sie sind in ein schlechter Menschenkenner, verehrtester Freund, wenn Sie für vollkommene Seelenruhe halten konnten, was doch nur die mühsam festgehaltene Maske einer unter grausamen Qualen

erzwungenen Gleichgiltigkeit war. Aber würden Sie mich nicht damals einfach ausgelacht oder zur Thür hinausgeworfen haben, wenn ich Ihnen den wahren Zustand meines Herzens offenbart hätte? War ich Ihnen doch an jenem Tage sicherlich nichts Anderes als ein Projektenmacher, der den Beweis erst zu erbringen hatte, daß er seine Absichten auch in Thaten, seine Entwürfe in fertige Schöpfungen umzuwandeln vermöge."

„Nun ja — nun ja, das ist Alles recht gut und schön — für vier Damen lege ich mir sechzig an — aber was kann Ihnen meine Zustimmung, die ich ja am Ende nicht versagen würde, helfen, wenn das Mädel nicht will? Und beeinflussen oder gar zwingen werde ich Sie gewiß nicht — auf dergleichen dürfen Sie sich von vorherein keine Rechnung machen, mein Lieber."

„Wie sollte es mir auch in den Sinn kommen, einem so zärtlichen und liebevollen Vater derartiges zuzumuthen! Ich hoffe mir Fräulein Lona's Liebe durch eigene Kraft zu erringen, wenn Sie mir nur die Erlaubniß geben wollen, darum zu werben."

„Double-Bézique — macht fünfhundert — das ist mehr, als ich brauche, die Parthie zu gewinnen. Sie haben nur zweihundert und vierzig markirt, schulden mir also sechsundsiebzig Mark. — Uebrigens sind wir beinahe die Letzten. Wollen wir uns empfehlen, oder bestehen Sie darauf, daß ich Ihnen Revanche gebe?"

„Durchaus nicht, aber ich erwarte Ihre Antwort, Herr Eibenschütz."

„Ja so, meine Antwort! Nun, mein lieber junger Freund, ich habe mich, ehrlich gesprochen, zwar viele Jahre lang in den Gedanken gewiegt, daß es sehr schön sein müsse, wenn ich mir meinen Schwiegersohn dereinst aus den vornehmen Familien des Landes würde wählen können; aber ich bin nicht der eitle Narr, der um einer solchen

ehrgeizigen Marotte willen sein geliebtes Kind unglücklich sehen möchte. Ich habe Vertrauen in Ihre Fähigkeiten und glaube an Ihre Zukunft. Wenn es Ihnen wirklich gelingt, Lona's Zuneigung zu erwerben, und wenn sie selbst den Wunsch hat, Ihnen anzugehören — nun, so werde ich in Gottes Namen Ja und Amen dazu sagen. Ich bin mit des Himmels Hilfe in einem arbeitsamen Leben wohlhabend genug geworden, um mir schließlich auch den Luxus eines vorläufig noch vermögenslosen Schwiegersohnes gestatten zu können. Aber, wie gesagt, die Entscheidung liegt einzig bei meiner Tochter, nicht bei mir, und wenn sie Ihnen einen Korb geben sollte, so vermag ich Ihnen nicht zu helfen. — Uebrigens vergaßen Sie, mir die sechsundsiebzig Mark für die verlorene Bézique-Parthie zu zahlen."

Und mit dem sanften, wohlwollenden Lächeln eines wahren Menschenfreundes heimste er gleichzeitig mit seinem Spielgewinn den heißen Dank Paul Dobriner's für seine väterliche Einwilligung ein.

Zwölftes Kapitel.

Obwohl der Arzt noch weitere Schonung des leidenden Fußes empfohlen hatte, vermochte Doktor Heinz der sehnsüchtigen Ungeduld, die ihn verzehrte, nach elftägiger Dauer seiner Gefangenschaft doch nicht länger zu widerstehen. Ohne daß er seinen Angehörigen vorher eine Mittheilung davon gemacht hätte, verließ er an einem schönen, sonnigen Morgen — drei Tage nach dem Ballfest des Kommerzienraths — das Haus und suchte eilig, wie wenn er gefürchtet hätte, von irgend Jemandem an der Ausführung seines Vorhabens gehindert zu werden, den nächsten Droschkenstandplatz auf. Wie wacker auch der Kutscher sein altersmüdes Rößlein ausgreifen ließ, die kurze Fahrt dünkte den Doktor doch unendlich lang, und seines kranken Fußes nicht achtend,

sprang er noch vor dem Anhalten aus dem Wagen, als er endlich des kleinen verwitterten Häuschens hinter dem eisernen Gartengitter ansichtig geworden war.

Die freundliche alte Dienerin, die ihm öffnete, erklärte im Tone des Bedauerns, daß Herr und Frau Friccius sich auf ihrem gewöhnlichen Vormittagsspaziergange befänden, und nach dem Fräulein zu fragen, hatte Heinz nicht den Muth. So begnügte er sich denn, höchst enttäuscht, damit, der Haushälterin Grüße für ihre Herrschaft aufzutragen. Aber er war mit seiner etwas umständlichen Bestellung noch nicht zu Ende gekommen, als plötzlich eine Thür im Hintergrund des Hausflurs aufging, und Fräulein Mariens Gestalt in der Oeffnung erschien. Sie war mit einer großen, grauen Malschürze angethan und hatte eine Palette in der linken Hand; über die Beschäftigung, der sie sich soeben hingegeben hatte, konnte also nicht wohl ein Zweifel bestehen. Heinz Eibenschütz aber meinte, daß sie jetzt noch reizender aussehe, als er sie während dieser elf Tage in seiner Erinnerung getragen.

„Guten Tag, Herr Doktor!“ rief sie fröhlich und unbefangen. „Nein, Sie dürfen nicht wieder fortgehen. Der Großvater wird längstens in einer Viertelstunde zurück sein, und er würde mich gewiß schelten, wenn ich Sie nicht bis dahin gehalten hätte.“

Sie brauchte die Einladung nicht zu wiederholen, um Heinz zum Dableiben zu bewegen. Eilfertig legte er auf ihr Ersuchen Hut und Ueberrock ab und folgte ihr in das große, von der Wintersonne hell durchleuchtete Gemach, aus welchem sie soeben durch den Klang seiner Stimme herausgelockt worden war. Die Fenster des Zimmers gingen nach dem großen Hintergarten hinaus, und Heinz sah, daß das Grundstück noch jetzt eine beträchtliche Ausdehnung hatte. Er sah auch, daß der parkartige Garten mit großer Sorgfalt und Liebe gepflegt wurde, denn die

starken alten Bäume, die Hecken und das niedere Gesträuch ließen selbst in ihrer gegenwärtigen Kahlheit und Dürre erkennen, daß eines verständigen Gärtners Hand über ihnen walte.

„Wissen Sie auch, daß Sie im Grunde gar keinen Anspruch haben auf einen freundlichen Empfang, Herr Doktor?“ sagte Marie, die ihre Palette bei Seite gelegt hatte und die Bänder ihrer großen Schürze löste. „Wohlgezählte elf Tage sind verstrichen, ehe Sie sich unserer wieder erinnerten.“

„Wenn je ein Vorwurf unverdient war, so ist es dieser,“ erwiederte er. „Elf Tage lang habe ich vom Morgen bis zum Abend an nichts Anderes gedacht als an die schönen Stunden, welche ich hier verlebt —“ und in launigen Worten schilderte er ihr seinen Unfall und die kleinen Leiden seiner Gefangenschaft.

„Wenn Sie nur nicht zu früh ausgegangen sind und zur Strafe für Ihren Leichtsinn wieder ein paar Wochen Zimmerarrest bekommen,“ meinte Marie besorgt. Aber er zerstreute lächelnd ihre Befürchtungen.

„Zum zweiten Male ließe ich mich dazu nicht verurtheilen. Wie reizend ist es doch in Ihrem Hause, Fräulein Marie! Nun, da ich mich bei hellem Tageslicht hier umschauen darf, sehe ich erst, ein wie beneidenswerth romantisches Fleckchen Ihr Großvater sich mitten in dem nüchternen, prosaischen Berlin zu erhalten verstanden hat. Wie lauschig und lieblich muß es da draußen sein, wenn Alles grünt und blüht.“

„Wollen Sie einmal erfahren, wie es dann aussieht?“ fragte sie schelmisch. „Soll ich einmal in die Hände klatschen und das Bild hervorzaubern, das Sie sich eben im Geiste ausmalten? Denn daß Sie's nur wissen, Herr Doktor: ich bin eine gar gewaltige Zauberin.“

„Ja, Fräulein Marie, Sie sind eine Zauberin, und ich

bedarf der Beweise dafür eigentlich gar nicht mehr. Wenn Sie mir aber dennoch aus freien Stücken einen geben wollen —"

„Nun wohl, so schauen Sie zum Fenster hinaus, und erst, wenn ich in die Hände klatsche, dürfen Sie sich wieder umdrehen! — Also ich fange an — eins — zwei — drei!"

Er war ihrem Befehl gefolgt, und nun, da er den Kopf umwandte, sah er sich vor einer Staffelei, die sie inzwischen in die hellste Beleuchtung gerückt hatte. Das Bild, welches darauf stand, war ein fast vollendetes Oelgemälde von über blos dilettantische Geschicklichkeit weit hinausgehender Ausführung. Es stellte das Haus und den Garten zur Zeit prangender Sommerherrlichkeit dar, und es war mit so viel Schönheitssinn und malerischem Feingefühl entworfen, daß bei aller Treue der Wiedergabe aus dem einfachen, anspruchslosen Motiv ein Landschaftsbild von bestrickendem Reiz geworden war. Das Haus freilich, dessen hell von der Sonne beschienene Fenster zwischen den dichten Laubmassen hervorschimmerten, erschien auf dem Gemälde minder altersgrau und verwittert, als es sich jetzt in Wahrheit dem Auge darstellte. Aber es mußte der Malerin wohl auch nicht darum zu thun gewesen sein, ein getreues Abbild der Gegenwart zu geben; denn die Staffage, mit welcher sie ihr Bild belebt hatte, gehörte sicherlich ebenfalls der Vergangenheit an. Auf dem breiten Kieswege nämlich kam ein mit zwei Ziegenböcken bespannter Kutschwagen dahergefahren, und auf dem Bock desselben saß ein schöner, blonder Knabe von sieben bis acht Jahren mit langen Locken und mit träumerisch blickenden großen blauen Augen.

In warmen Worten, denen die junge Künstlerin wohl anmerken mußte, daß sie von Herzen kamen, gab Doktor Heinz seiner Bewunderung für ihre Schöpfung Ausdruck. Sie erröthete ein wenig, aber die Freude über sein Lob leuchtete ihr doch hell aus den Augen.

„Ich habe das Bild ganz heimlich gemalt," sagte sie wichtig, „und außer unserer alten Haushälterin sind Sie der Einzige, der es bis jetzt zu sehen bekommen hat. Denn es soll eine Ueberraschung werden zu Großvaters siebzigstem Geburtstag. Ach, wenn es ihm doch eine recht, recht große Freude machen wollte!"

„Das wird es sicherlich. Aber der blonde Knabe dort auf dem Ziegenwagen — ist er ein Gebilde Ihrer Phantasie?"

„O nein! Es ist Großvaters einziger Sohn, mein Vater, an den ich aus eigener Anschauung freilich keine Erinnerung mehr habe, denn ich war erst wenige Monate alt, als er aus dem Leben schied. Hier habe ich ihn nach einem kleinen Pastellbildniß porträtirt, das Großvater als sein köstliches Kleinod hütet. Ich glaubte, daß es ihn glücklich machen müsse, eine solche Erinnerung an die Vergangenheit über seinem Schreibtisch zu haben.

„Ja, es wird ihn glücklich machen," sagte Heinz innig, „glücklich um des Gegenstandes und um der Geberin willen, denn für den verlorenen Sohn ist ihm ja in Ihnen ein Ersatz geworden, um den die Welt ihn wohl beneiden mag. Wie glücklich ist der zu preisen, für den Sie auf Freuden und Ueberraschungen sinnen, Fräulein Marie!"

Sie hatte erst fast erstaunt zu ihm aufgesehen, nun aber senkte sie verwirrt den Kopf.

Vielleicht nur um das Gespräch abzulenken, sagte sie nach einer kleinen Weile: „Aber Sie dürfen mich nicht verrathen, Herr Doktor! Die Großeltern wissen wohl, daß ich etwas für den großen Festtag arbeite, aber ich bin gewiß, daß sie auf etwas ganz Anderes rathen."

Sie rückte die Staffelei wieder bei Seite und hängte ein Tuch über das Gemälde. Während sie dann auch einige kleine Skizzen zusammenlegte, die sie vorhin beim Malen benutzt haben mochte, reichte sie dem Doktor nach kurzem Zögern ein Blatt, auf welchem sie den Ziegenwagen mit

dem blondlockigen Lenker seines gehörnten Gespanns entworfen und leicht in Wasserfarben ausgeführt hatte.

„Scheint es Ihnen der Mühe werth, die kleine Zeichnung mitzunehmen, Herr Doktor, so behalten Sie sie als einen Ausdruck meines Dankes für Ihre freundliche Kritik."

Heinz ergriff zugleich mit der Zeichnung auch ihre kleine Hand und sagte, sich zärtlich zu ihr herabneigend: „Auch mir also wollten Sie eine Freude bereiten, Fräulein Marie? Von ganzem Herzen danke ich Ihnen, und ich werde dies Blatt bewahren als eine Erinnerung an die köstlichste Stunde meines Lebens — so lange bis ich die Hand, die es entworfen, für immer in der meinigen festhalten darf."

Sie widersprach nicht und zürnte auch nicht; aber sie eilte behend wie ein Reh zur Thür, als in diesem Moment wieder der anheimelnde Klang der alten Hausglocke ertönte.

„Das sind die Großeltern!" rief sie. „Wie werden sie sich freuen, Sie hier zu finden."

Und die beiden Alten freuten sich in der That so aufrichtig, daß dem Doktor wohl das Herz aufgehen mußte bei ihrer Begrüßung. Es stand denn auch sogleich unumstößlich in ihm fest, daß er diese trefflichen Menschen nicht hintergehen und sie nicht eine Stunde lang im Zweifel lassen dürfe über die Natur jener magnetischen Gewalt, die ihn so unwiderstehlich nach dem kleinen Hause zurückgezogen.

„Wenn Sie mir eine kleine Spanne Ihrer Zeit zum Opfer bringen können, Herr Friccius," sagte er, „so bitte ich Sie um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Ich habe etwas Schweres auf dem Herzen, das ich nicht gerne wieder mit mir hinwegnehmen möchte."

„Und das sollen Sie auch nicht, wenn es in meiner Macht steht, es Ihnen abzunehmen," versicherte Klemens Friccius eifrig. „Treten Sie hier in mein Studirstübchen ein, lieber junger Freund, da sind wir so ungestört, wie

wenn wir mitten im Weltmeer auf Robinson's Insel säßen."

Und als er in dem traulichen kleinen Gemache, einem rechten Gelehrtenwinkel, auf dem alten, mit schwarzem Ledertuch überzogenen Sopha saß, da wurde es dem Doktor leicht, sein von Liebe und Glückseligkeit übervolles Herz auszuschütten.

„Ich bin nicht so unbescheiden, auf der Stelle Ihre Einwilligung zu begehren, Herr Friccius," schloß er, nachdem er auch seine persönlichen Verhältnisse einfach und offen dargelegt hatte, seine kurze Werbung, „denn Sie kennen mich kaum, und ich darf nicht erwarten, daß Sie Ihr köstlichstes Kleinod einem Anderen überliefern werden, ehe Sie sich durch sorgsame Prüfung überzeugt haben, daß er solchen Glückes würdig sei. Alles, was ich erbitte, ist die Erlaubniß, Ihr Haus zu besuchen und mir zugleich mit Fräulein Mariens Liebe auch Ihre Achtung und Freundschaft zu gewinnen. Nur wenn Sie von vornherein unüberwindliche Bedenken gegen meine Person hegen sollten, könnte von einer endgiltigen Entscheidung schon jetzt die Rede sein."

Klemens Friccius hatte ihm aufmerksam zugehört, das weißhaarige Haupt ein wenig auf die linke Schulter geneigt und die hellen Augen unverwandt auf das Gesicht des Sprechenden gerichtet. Er sah weder überrascht noch erzürnt aus, aber was sich in seinen Zügen ausprägte, war doch viel eher ein tiefer, fast wehmüthiger Ernst, als jene freudige Zustimmung, auf welche Heinz im Stillen gehofft hatte.

„Mein lieber Herr Doktor," sagte er freundlich, „Sie handeln wie ein Ehrenmann, der sein Ziel nur auf geraden und rechtschaffenen Wegen erreichen will. Es wäre ja vielleicht nicht schwer gewesen, den Roman hinter unserem Rücken bis zu seinem letzten Kapitel fortzuspinnen und uns damit vor den Zwang einer vollendeten Thatsache

zu stellen. Daß Sie es verschmäht haben, ein paar alte vertrauensselige Leute auf solche Art zu täuschen, rechne ich Ihnen hoch an, und es bestärkt mich nur in der guten Meinung, die ich seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft von Ihnen gehegt. Um so mehr aber ist es meine Pflicht, Ihnen nun auch Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und da dürfen Sie es nicht mir zur Last legen, wenn meine Antwort Ihnen vielleicht eine schmerzliche Enttäuschung bereitet."

„Eine Enttäuschung? Wie, Herr Friccius — Sie wollten mich also wirklich von vornherein abweisen?"

„O nein, ich weise Sie nicht ab," sagte der alte Mann. „Ich habe Sie ja schon heute rechtschaffen lieb, und meine Enkelin würde in diesen elf Tagen schwerlich so oft und so angelegentlich nach Ihnen gefragt haben, wenn Sie ihr gleichgiltig wären. Aber ich bin Ihnen gewisse Aufklärungen schuldig, Herr Doktor — Aufklärungen, vor denen ich mich in Erwartung dieser Stunde seit vielen Jahren gefürchtet habe; und ich glaube, Sie selbst werden den Wunsch hegen, von Ihrer Bewerbung zurückzutreten, wenn Sie sie vernommen haben."

„Niemals," rief Heinz feurig aus, „niemals! Wenn dies Ihr einziges Bedenken ist, Herr Friccius, und wenn Ihnen die Erklärungen, welche Sie für nothwendig halten, peinlich sind, so lassen Sie dieselben getrost unausgesprochen. Auf Mariens Reinheit und Unschuld könnten sie ja keinen Makel werfen, und sonst gibt es nichts, das mich anderen Sinnes zu machen vermöchte!"

Klemens Friccius reichte ihm die Hand, und in seinen Augen glänzte es feucht.

„Sie sprechen, wie Ihr Herz es Ihnen eingibt. Aber ich darf mich dadurch nicht zurückhalten lassen, meine Pflicht als ehrlicher Mann zu erfüllen. Ich muß Ihnen eine traurige Enthüllung machen, mein lieber Freund. Sie

kennen Marie nur als meine Enkelin, Sie wissen nicht, daß sie die Tochter einer — Sängerin und eines Selbstmörders ist."

Heinz Eibenschütz fuhr ein wenig zusammen, nicht so sehr um der unerwarteten Eröffnung, als um des namenlos schmerzlichen, wahrhaft erschütternden Tones willen, in welchem sie gemacht worden war. Das Gesicht seines Gegenübers hatte sich während der letzten Worte ganz seltsam verändert. Tiefe Falten waren um Mund und Augen erschienen und seine Lippen zitterten, wie wenn er nur mühsam ein Schluchzen zurückhielte. In qualvollster Verlegenheit sah Heinz dieser Wandlung zu, aber er wagte es nicht mehr, Friccius durch ein bittendes Wort an der Offenbarung seines traurigen Geheimnisses zu hindern.

Und der alte Mann schien ihm Dank dafür zu wissen, denn er nickte ihm nach einer kleinen Weile freundlich zu und fuhr, sich tapfer zusammennehmend, mit ruhiger klingender Stimme fort: „Ja, eines Selbstmörders, Herr Doktor! Mein einziger Sohn hat in einer Stunde der Verzweiflung die Hand mit der Todeswaffe gegen seine eigene Stirn erhoben, und diese That ist für mich um so furchtbarer, als es allein seines Vaters Herzenshärte war, die ihn in den frühen Tod trieb."

Nun aber konnte sich Heinz doch nicht enthalten, mit einem Ausdruck der Verwunderung dazwischen zu fahren: „Seines Vaters Härte? Nein, Herr Friccius, Sie richten da eine Anklage gegen sich selbst, die ich Ihnen niemals glauben werde."

Doch Klemens Friccius neigte schmerzlich das weiße Haupt. „Sie halten mich für einen weichen, nachgiebigen Menschen — nicht wahr? Es scheint Ihnen nicht, als ob ich einen Anderen durch unerbittliche Grausamkeit zur Verzweiflung bringen könnte, zumal wenn dieser Andere mein eigen Fleisch und Blut ist? Ja, heute, heute will

es auch mich fast bedünken, als ob ich dessen niemals fähig gewesen sei. Und dennoch habe ich es in eigensüchtiger Verblendung gethan. Hüten Sie sich vor den Vorurtheilen, mein lieber junger Freund! Sie ahnen nicht, zu wie schlechten, herzlosen Menschen Vorurtheile uns machen können."

Er rieb sich mit seinem seidenen Taschentuch die Stirn, und der Doktor hörte, wie schwer seine Athemzüge gingen. Die Sekunden, welche in bangem Schweigen verstrichen, dünkten ihn unerträglich lang. Endlich aber begann Friccius, ohne ihn anzusehen, in zusammenhängenden Worten zu erzählen:

„Wir haben immer nur dies einzige Kind gehabt, den blonden, herzigen Jungen, und wir gaben ihm den Namen Felix, weil wir wähnten, daß uns auch die Macht gegeben sein würde, ihn glücklich zu machen. Er war während seiner ganzen Jugendzeit ein stiller, träumerischer, etwas schwächlicher Knabe, aus dem nur zuweilen, wenn er sich in seinem Ehrgefühl verletzt glaubte, eine fast erschreckende Leidenschaftlichkeit hervorbrach und der in solchen Fällen auch einen Trotz von unbeugsamer Hartnäckigkeit an den Tag legen konnte. Seine Leistungen auf der Schule waren nicht bedeutend, und die Lehrer klagten immer wieder über seinen Hang zum Träumen, der ihn für ernste, wissenschaftliche Arbeit fast untauglich machte. Aber wir kamen nicht dazu, uns ernstlich darüber zu beunruhigen, denn schon frühzeitig offenbarte sich in ihm ein Talent, das wohl ersetzen konnte, was ihm an natürlicher Anlage zu einem Gelehrten oder zu einem Kaufmann mangelte. Es war das Talent für die Musik. Mit zehn Jahren war er ein Meister auf dem Klavier und mit vierzehn Jahren komponirte er eine Sonate, die selbst alte und tüchtige Musiker trotz aller Versicherungen nicht für das Werk eines Knaben halten wollten. Einige meiner da-

maligen Freunde warnten mich davor, dieser Neigung meines Sohnes allzu bereitwillig nachzugeben; denn sie hielten die Musik für eine brodlose Kunst und meinten, nur wer auch mit anderen Waffen für den Kampf um's Dasein zur Genüge ausgerüstet sei, dürfe in reiferen Jahren den Versuch wagen, sie zu seinem ausschließlichen Lebensberuf zu machen. Vielleicht hatten sie Recht; aber ich folgte ihnen nicht, denn ich hatte nicht das Herz, den Genius in der Seele meines Kindes zu ersticken, und ich baute darauf, daß mein stattliches Vermögen ihn auch dann, wenn seine Kunst ihm keine goldenen Früchte trüge, vor der gemeinen Noth des Lebens allezeit bewahren würde. — So gab ich meine Einwilligung, daß Felix das Gymnasium verließ, um sich ausschließlich dem Studium der Musik zu widmen. Auf diesem Gebiete ließen seine Fortschritte freilich nichts zu wünschen übrig. Seine Lehrer waren voll der Bewunderung für sein Talent, und große Meister verhießen ihm eine glänzende Zukunft. Uns aber, meiner Frau und mir, blieb er allezeit derselbe liebevolle, zärtliche Sohn, der er uns schon als Knabe gewesen war, und nach jedem seiner kleinen Erfolge, wenn er glücklich zuerst zu uns eilte, um dem Jubel seines übervollen Herzens Luft zu machen, priesen wir unser Geschick, das uns solches Kind gegeben hatte. — Ach, wir priesen das Schicksal zu früh, mein junger Freund, denn wir ahnten nicht, was es uns an Herzeleid noch aufgespart hatte.

Felix war vierundzwanzig Jahre alt geworden, und mit dem ganzen Feuereifer seiner himmelstürmenden Jugend arbeitete er an einer großen Oper, die ihn, wie er träumte, mit einem Schlage zum berühmten Manne machen sollte. Es war nur natürlich, daß er um diese Zeit häufiger als sonst das Opernhaus besuchte, um seine Schaffensfreude an den Vorbildern großer Meister immer von Neuem zu entflammen. Wir wenigstens wähnten, daß dies der

einzige Anlaß sei, der ihn uns zuletzt fast Abend für Abend entführte. Aber wir wurden eines Anderen belehrt an dem Tage, da er vor uns hintrat mit der Bitte, uns das Mädchen zuführen zu dürfen, dem er in leidenschaftlicher Liebe verbunden sei und das er zu seiner Gattin machen wolle. Wir waren wohl ein wenig erschrocken, denn bei seiner Jugend war es ja fast Tollkühnheit, an eine Verheirathung zu denken; doch bei der Größe unserer Liebe hätten wir wohl auch diesmal nicht den Muth gehabt, seinem Glück feindselig entgegenzutreten, wenn die Beneidenswerthe, der er seine Liebe geschenkt, uns als seiner würdig erschienen wäre. Da aber nannte er ihren Namen und fügte freimüthig hinzu, daß sie seit zwei Jahren eine Sängerin von untergeordneter Stellung am Opernhause sei. Wir erschraken sehr, auf eine solche Eröffnung waren wir nicht gefaßt gewesen. Alles, was er jetzt noch zu ihren Gunsten vorbrachte, was er zum Lobe ihrer Schönheit und ihrer Tugend sagte — es war in den Wind gesprochen und trug nur dazu bei, meinen Zorn über seine — wie ich meinte — leichtsinnige Handlungsweise zu schüren. Mein gutes Weib hätte sich vielleicht erweichen lassen, denn mit den Augen der Frau und der Mutter erkannte sie wohl, wie unbezwingbar mächtig diese Liebe bereits Besitz ergriffen hatte von unserem Sohn; aber sie stellte ihre Pflichten als Gattin höher als alle anderen, und stimmte mir bei. Und für mich gab es keinen Augenblick der Unentschlossenheit oder des Schwankens. Eine Theaterprinzessin sollte niemals die Schwelle meines Hauses überschreiten als die Braut meines Sohnes. Mit dürren Worten hatte ich es Felix erklärt, und wie er mir noch immer ein gehorsamer Sohn gewesen war, so zweifelte ich nicht, daß er sich auch diesmal meinem Gebote fügen würde. Aber die Antwort, die ich von ihm erhielt, machte alle meine Hoffnungen zu Schanden. Mit kindlicher Ehr-

erbietung zwar, doch mit unbeugsamer Entschiedenheit erklärte er mir, daß er die Geliebte niemals aufgeben und daß er sie zu seinem Weibe machen würde mit oder ohne meinen Segen.

Was soll ich Ihnen weiter erzählen von dieser schrecklichen Stunde, Herr Doktor! Als ich seine finstere Entschlossenheit sah, um dieses Mädchens willen uns, seine treuen, sorgsamen, liebevollen Eltern aufzugeben, als ich es erleben mußte, daß er mir heftig entgegentrat, da verwandelte sich all' meine Zärtlichkeit in blinden Zorn, und da kamen auch über meine Lippen Worte, die nimmer, nimmer hätten gesprochen werden sollen. Ich ließ ihn nicht nur in seinem Groll aus meinem Hause gehen, nein, ich selbst wies ihn von meiner Schwelle und ich hielt mit rauher Faust mein armes, unglückliches Weib zurück, das ihm weinend hatte nachstürzen wollen. Daß sie mir dies und alles Andere vergeben hat, das ist wahrlich eine hohe Selbstverleugnung von ihr gewesen, und dafür werde ich ihr Dankbarkeit bewahren bis an meinen Tod. Damals freilich meinte ich, sie thäte nicht mehr wie ihre Pflicht, wenn sie sich auf meine Seite stellte und wenn sie keinen Versuch machte, den Verstoßenen zu uns zurückzurufen, ehe er nicht reuig und zerknirscht aus eigenem Antriebe wieder an die Thür des Vaterhauses klopfte. Und daß er kommen würde, galt mir als ganz gewiß. Er war fast mittellos und hatte ja niemals gelernt, durch ernste Arbeit für seines Lebens Unterhalt zu sorgen. Mochte er immerhin einmal an seinem eigenen Leibe erfahren, was der Kampf um's Dasein bedeute und was die treue, sorgende Liebe seiner Eltern ihm bis zu diesem Tage gewesen war.

Aber ich mußte bald inne werden, daß ich in all' diesen vierundzwanzig Jahren den Charakter meines Sohnes noch nicht kennen gelernt hatte. Während ich noch mit voller Zuversicht auf seine demüthige Heimkehr wartete,

erhielten wir eines Tages eine kurze gedruckte Mittheilung von seiner Verheirathung mit der Sängerin, und nun war, wie ich mir in wildem Zorn einredete, freilich die letzte Brücke abgebrochen, die ihn in sein Elternhaus hätte zurückführen können. Ich erklärte meinem ganz gebrochenen Weibe, daß wir aufhören müßten, den Pflichtvergessenen als unseren Sohn zu betrachten, und ich suchte mich selbst in meinen schlaflosen Nächten zu überzeugen, daß es mir bereits gelungen sei, die Liebe zu ihm mit Stumpf und Stiel aus meinem Herzen zu reißen. Seine Mittheilung blieb natürlich unbeantwortet, und ein ganzes Jahr lang hörten wir nichts mehr von ihm. Seinen Namen fand ich in keiner Zeitung erwähnt, und von keiner Seite her kam mir eine Mittheilung über sein Schicksal. Aber an einem Sommerabend — ein Jahr etwa nach jenem Tage, an welchem Felix uns verließ — klingelte es schüchtern an unserer Thür, und ein junges Weib mit einem kleinen Kinde auf dem Arm begehrte mich oder meine Frau zu sprechen. Ahnungslos ließ ich sie eintreten und war betroffen von ihrer Schönheit, die bei der Blässe und Verhärmtheit ihres Antlitzes freilich fast schon etwas Ueberirdisches hatte. Sie befand sich allem Anschein nach in furchtbarer Aufregung; umsonst versuchte sie zu sprechen, und plötzlich, ehe ich es zu hindern vermochte, warf sie sich vor mir auf den Boden und legte das Kindchen, das sie in ihrem Arm gehalten, auf meine Kniee. Nun wußte ich freilich, auch ohne daß sie die Lippen öffnete, wen ich da vor mir hatte und was der Besuch bedeutete. Siedend heiß stieg die Erinnerung an Alles, was ich um dieses Weibes willen gelitten hatte, in meinem Herzen auf. Ich sagte mir, daß ich ihr ein zorniges Gesicht zeigen und taub bleiben müsse für ihre Bitten, daß ich's meiner Selbstachtung schuldig sei, sie überhaupt gar nicht erst anzuhören und ihr ohne Weiteres die Thür zu weisen — aber obwohl

ich mir dies Alles sagte, that ich doch nichts dergleichen. Ich hielt ja ihr Kind auf meinem Schoße, meines Sohnes Kind, das mit den großen Augen meines Felix halb verwundert und halb zutraulich zu mir aufblickte. So sagte ich ihr kein hartes Wort und trieb sie nicht aus meinem Hause. Ich ließ sie neben mich auf dem Sopha niedersitzen, dort auf dem nämlichen Platz, den Sie jetzt inne haben, Herr Doktor, und forderte sie auf, mir Alles zu sagen, was sie auf dem Herzen habe. Und was an Groll und Härte vielleicht noch in mir gewesen war, das mußte wohl dahinschmelzen bei dem erschütternden Bericht, den sie mir von diesem letzten Jahre ihres Lebens gab.

Felix, der ohne einen Pfennig aus meinem Hause gegangen war, hatte felsenfestes Vertrauen in sein Talent gesetzt, das ihn ja, so meinte er, binnen Kurzem nicht nur zu einem berühmten, sondern auch zu einem reichen Manne machen müsse. Weil sie aber für die erste Einrichtung ihres kleinen Hauswesens sogleich des Geldes bedurften, trug er kein Bedenken, sich dasselbe durch ein Darlehen zu verschaffen. Er wandte sich an einen Menschen, der sich neben vielem Anderen auch mit der Vermittelung literarischer und künstlerischer Geschäfte befaßte, und der ihm früher einmal brieflich seine Dienste angeboten hatte. Es dünkt mich eine häßliche Fügung des Zufalls, daß dieser Mann gerade Ihren Namen führen mußte, mein lieber Herr Doktor, aber ich kann es nun einmal nicht ändern: er hieß Eibenschütz, wie Sie! Er war bereit, die bescheidene Summe herzugeben, welche Felix für ausreichend hielt, um die nächsten Bedürfnisse zu bestreiten, und die arglose Unerfahrenheit und Weltunkenntniß meines armen Jungen nahm keinen Anstoß an den unerhörten wucherischen Bedingungen, die Jener an die Gewährung des Darlehens knüpfte. In eitel Wonne und Seligkeit verstrichen dem jungen Paar die Flitterwochen seiner mit echtem Kinder-

leichtsinn eingegangenen Ehe. Felix bemühte sich wohl, einige Schüler für den Klavierunterricht zu erhalten, aber die jämmerliche Bezahlung, die man ihm bot, und die Behandlung, die man ihm zu Theil werden ließ, verletzten seinen Künstlerstolz so empfindlich, daß er den Entschluß faßte, nur von dem Ertrage seiner Kompositionen zu leben. Mit einem fieberhaften Eifer, dem seine zarte Gesundheit kaum gewachsen war, arbeitete er an der Vollendung seiner Oper und entwarf zugleich eine Reihe kleinerer Tondichtungen, die, wie er hoffte, von den großen Verlegern mit Freuden angenommen und glänzend honorirt werden würden. Wie es nicht anders zu erwarten war, folgten einander nun die schwersten Enttäuschungen mit furchtbarer Schnelligkeit. Die Verleger schickten die Kompositionen des unbekannten jungen Tonsetzers entweder nach einer Reihe von Wochen mit einigen kühlen Worten des Bedauerns zurück oder sie erklärten sich allenfalls bereit, sie herauszugeben, wenn er geneigt sei, die Herstellung auf seine eigenen Kosten zu bewirken. Dabei nahm das Leben mit seinen immer erneuten Anforderungen unerbittlich seinen Gang.

(Fortsetzung folgt.)





Zu den Löwen.

Historische Erzählung von E. Malsow.

Mit Illustrationen von A. Zick.

1.

Tiefe Stille herrschte in dem Tempel der Vesta*) zu Rom, in dessen Inneres nur bei Tage, wenn das Forum mit Tausenden von Menschen gefüllt war, ein Gesumme wie fernes Meeresbrausen hineindrang; jetzt war es Nacht, und Schweigen herrschte auch draußen auf dem weiten Platze.

Auf einer vergoldeten Ruhebank ruhte auf kostbaren syrischen Teppichen halb wachend, halb träumend die Vestalin Claudia Quinta, deren Pflicht es war, das heilige Feuer zu hüten. Ein weißes Gewand umhüllte ihren Körper, und ihr schönes Haupt schmückte das breite, goldene Stirnband der Vestalinnen. Die weite, kreisrunde Halle lag im Halbdunkel, aus dem die hohen, weißen Marmorsäulen, welche die goldgeschmückte Decke trugen, matt hervor-

---

*) Vesta, die Göttin des häuslichen Herdes und des heiligen Feuers hatte einen prächtigen Tempel auf dem Forum zu Rom. In ihm brannte ein Feuer, das Tag und Nacht von den Priesterinnen, den vestalischen Jungfrauen, gehütet werden mußte. Sein Ausgehen bedeutete ein großes Unglück für die Stadt und den Staat.

schimmerten. Das heilige Feuer, das in der Mitte auf einem steinernen Altar leuchtete, verbreitete nur eine geringe Helle.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als der schwere Vorhang, welcher eine der nach Außen hin führenden Thüren verschloß, bei Seite geschoben wurde, und ein Mann in der glänzenden Rüstung der kaiserlichen Garde, der Prätorianer, die Tempelhalle betrat. Ein ungeheuerliches Wagniß! Denn das römische Gesetz strafte den Mann mit dem Tode, dessen Fuß zur Nachtzeit den Tempel betrat. Das Klirren seiner goldenen Rüstung ließ die Vestalin aufblicken; sie sprang empor und starrte den Eintretenden an, als wär's ein Geist und nicht ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Endlich sprach sie mit bebenden Lippen: „Verwegener, wer bist Du? Weißt Du nicht, daß der Tod den trifft, der dieses Heiligthum zur Nachtzeit betritt? Was willst Du hier in dem Tempel der reinen Göttin?"

„Schöne Claudia," sprach der Mann, „ich sah Dich jüngst bei den Spielen von der Loge meines kaiserlichen Bruders aus. Niemals sah ich ein schöneres und edleres Weib als Dich. Ich bin gekommen, Dir dies zu sagen."

Jetzt erkannte sie den Mann. Es war der Bruder des Kaisers Decius, der Befehlshaber der römischen Garde, ein in allen Lastern der Weltstadt bewanderter und früh entarteter Jüngling. Als Claudia vor Kurzem an der Spitze ihrer Gefährtinnen nach dem Cirkus schritt, um dort von dem für die Vestalinnen bestimmten Ehrenplatze den Spielen beizuwohnen, war er ihr begegnet. Ehrerbietig war er, der Sitte der Zeit gemäß, vor ihr ausgewichen, aber er war ihr gefolgt, und bei den Spielen — sie hatte es von ihren Gefährtinnen erfahren — hatte die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Prinzen mehr ihr als den Rossen und Wagenlenkern gegolten. Sie hatte ihn nicht beachtet.

Wie konnte der Tollkühne es wagen, gegen uralte,

heilige Sitte den Tempel zu betreten und sie mit seinen Worten zu beleidigen! Er mußte als Römer wissen, daß darauf der Tod stand.

Der Prinz war einige Schritte näher getreten. „Höre mich, Claudia," hob er an, als sie schwieg. „Ich liebe Dich — Du mußt die Meine werden. Folge mir. Nicht heute! Es mag geschehen, wann Du es bestimmst. Was willst Du hier in dieser Tempeleinsamkeit Deine Jugend und Schönheit im Dienste der Göttin vertrauern?"

Die Vestalin war während dieser Worte dicht an den Altar getreten, auf welchem das heilige Feuer brannte. Ihr edles Antlitz bedeckte tiefe Blässe, aber ihre dunklen Augen sprühten Blitze des Zornes und der Verachtung auf den Sprechenden. Sie hob die Hand und wies nach der Thür.

„Fürchte nichts," fuhr der Verwegene fort, dicht vor sie hintretend, „fürchte nichts. Ich bin mächtig genug, Dich zu schützen, auch gegen die Macht des Gesetzes. Der Kaiser ist kränklich. Die Aerzte sagen seinem Leben ein frühes Ende voraus. Ist er todt, dann rufen meine Prätorianer mich zum Kaiser aus. Willst Du den zukünftigen Cäsar zurückweisen, dem die Erde gehören wird?"

„Verruchter!" rief die Vestalin, „verlässest Du nicht sofort das Heiligthum, so rufe ich die Tempeldiener, und Du bist verloren. Geh', die Götter mögen Dich verderben!"

Er lachte höhnisch auf. „Die Götter? Bist Du so thöricht, an Götter zu glauben? Es gibt für die Klugen keine Götter. Mag der große Haufe sie anbeten! Wir beten nur die Schönheit an und glauben nur an die Freuden der Erde. Ich lache der Götter und ihres Zornes."

„So fürchte meine Verachtung," rief sie und wandte sich der Thüre zu, um die Halle zu verlassen.

Er aber vertrat ihr den Weg und sprach: „Wähle

zwischen meiner Liebe und meinem Zorn. Du kennst mich nicht. Wer mir widersteht, den vernichte ich. Gib nach!



Nicht heute; aber laß mich nicht ohne Hoffnung, daß Du nachgeben wirst."

„Mach' Platz!“ rief sie und zückte den Dolch, der in silberner Scheide an ihrer Seite hing, „mach' Platz und wage nicht, mich zu berühren. Du oder ich — einen von uns Beiden trifft dieser Stahl!“

Als sie so vor ihm stand, den gezückten Dolch in der Rechten, glich sie mehr einer Göttin, als einer Menschengestalt. Ihre Schönheit berauschte, ihr Widerstand erbitterte ihn; aber er sah, daß er jetzt nachgeben müsse.

„Ich gehe,“ sprach er, „denn ich bin nicht hergekommen, um mit einem Weibe zu kämpfen. Ich lasse Dir Zeit zum Nachdenken. Vergiß nicht: Du hast nur die Wahl zwischen meiner Liebe und meinem Haß. Dich können die Götter nicht schützen, wenn ich Dich verderben will.“

Damit verließ er die Tempelhalle.

— — — — — — — — — — — —

Wiederholt versuchte er es noch, sich Claudia zu nähern — stets vergeblich. Die schöne Vestalin verstand es, seinem allmächtigen Willen zu trotzen.

So sollte sie denn seine Rache fühlen!

Leicht ward es dem kaiserlichen Prinzen, falsche Zeugen zu gewinnen, und wenige Wochen waren vergangen seit seinem gewaltsamen Eindringen in den Tempel, als Claudia wegen Schändung des Heiligthums der Vesta, eines Verbrechens, auf dem öffentliche Auspeitschung und Einmauerung stand, angeklagt wurde.

Sie schien verloren, denn gegen den mächtigen Einfluß des kaiserlichen Prinzen vermochten selbst die vornehmen Verwandten Claudia's nichts auszurichten. In letzter Stunde erst gelang es, ihr zur Flucht zu verhelfen. Wie, das ist ein Geheimniß geblieben, das nie über ihre Lippen gekommen ist.

Es war ein finstere, regnerische Frühlingsnacht, als Claudia aus dem Gefängniß entfloh. Allein, verlassen, ohne Mittel irrte sie durch die Straßen Roms. Was

half ihr die Flucht, wenn sie nicht noch vor Tagesanbruch eine Stätte fand, wo sie sich verbergen konnte? Sie hatte sich eines Dolches zu bemächtigen gewußt und war entschlossen, sich zu tödten, sobald sie erkannt wurde.

Stundenlang irrte sie umher. Gegen Morgen endlich sank sie erschöpft an der Straße, die nach Capua führte, nieder. Zwischen den Grabdenkmälern, welche sich Meilen weit zu beiden Seiten dieser Straße erhoben, suchte sie sich zu verbergen.

Hier fand sie ein christlicher Kaufmann aus Neapolis, der mit seinem Wagen von Rom nach Hause zurückfuhr. Er übte Barmherzigkeit an ihr, erquickte die auf's Aeußerste Ermattete, nahm sie mit sich und hielt sie lange Zeit in seinem Hause in Neapolis verborgen.

Dort lernte Claudia die neue Lehre kennen und lieben. Sie entschloß sich, Christin zu werden, und ihr Leben nur dem Dienste der Nächstenliebe zu widmen. Ihr Wohlthäter sorgte dafür, daß sie sicher und unerkannt nach Afrika gelangte. Dort empfing sie nach kurzer Vorbereitung von dem alten Bischof von Karthago die Taufe und trat unter dem Namen Perpetua als Diakonissin ganz in den Dienst der christlichen Gemeinden Karthago's.

Die Diakonissinnen bildeten in der alten christlichen Kirche eine Art geistlichen Standes. Ihre Aufgabe war, die Armen und Kranken zu pflegen, die weiblichen Täuflinge (die Kindertaufe gelangte erst um das 4. Jahrhundert allgemein zur Einführung) auf die Taufe vorzubereiten, sie für den Akt der Taufe aus- und anzukleiden und bei gottesdienstlichen Handlungen die Aufsicht über den weiblichen Theil der Gemeinde zu führen.

Schwester Perpetua gewann bald die Liebe der kleinen christlichen Gemeinde, der sie zugetheilt wurde. Ihre Sanftmuth und ihre Güte eroberten ihr die Herzen der Männer und der Frauen. Daß das schöne, königliche

Weib aus vornehmem Geschlecht stammen müßte, nahm Jedermann an, aber Niemand forschte oder fragte sie nach ihrem Herkommen.

Alle hatten sie fliehen müssen, die Männer, Frauen und Kinder der kleinen christlichen Gemeinde, die eine Wegstunde von Karthago entfernt, am Strande wohnend, still und friedlich ihrem Gewerbe, dem Fischfang, nachgegangen waren. Anfangs hatten sie nicht fliehen wollen, als das grausame Dekret des Kaisers Decius ihnen bekannt wurde, welcher die alte Zucht und Sitte im Reiche wieder herstellen wollte, die ihm von dem Glauben an die alten Götter unzertrennlich erschien, und daher die Christen als Neuerer, Umstürzler und Verschwörer gegen die Ordnung des Staates mit Folter und Tod bedrohte, falls sie fortan nicht die Gebräuche der römischen Staatsreligion mitmachen würden. Den öffentlich bekannt gemachten Termin, bis zu welchem alle Christen eines Ortes vor dem Magistrat erscheinen, ihren Glauben verleugnen und dem Bilde des Kaisers opfern sollten, hatten die Meisten unbeachtet gelassen. Nun waren sie so gut wie vogelfrei, Gefängniß und Tod allen denen gewiß, die ergriffen wurden. Aber noch hatte sie rechtzeitig eine Botschaft des Bischofs von Karthago ereilt, die er ihnen zusandte, bevor er am Kreuze starb. In dieser Botschaft hieß es: „Der Herr gebietet euch, der Verfolgung zu weichen und zu fliehen; denn da die Märtyrerkrone von der Gnade Gottes kommt und nicht empfangen werden kann, wenn nicht die Stunde des Empfangens da ist, so verleugnet der nicht, der einstweilen sich zurückzieht und der Zeit wartet." Diesen Worten waren sie gefolgt. Sie hatten ihre Heimath verlassen und waren mit ihren Fischerbooten auf das Meer hinausgesegelt. Als die Soldaten des römischen Statthalters kamen, um sie, die längst in den Magistratsproto-

kollen als Feinde des Kaisers verzeichnet standen, aufzuheben und in das Gefängniß zu führen, fanden sie nur leere Hütten, von ihren Bewohnern aber keine Spur.

Wo waren sie geblieben?

Weit von der Küste entfernt ragte aus den Fluthen des Meeres eine einsame Felseninsel empor, eigentlich ein ungeheurer langgestreckter Felsblock, den wahrscheinlich vulkanische Erschütterungen vor Jahrtausenden aus der Tiefe emporgehoben hatten. Mit einem Nachen konnte man ihn in einer Stunde umfahren. Senkrecht fielen seine dunklen, kahlen Felsenwände in das Meer hinab, nirgends eine Stätte bietend, an der man hätte landen können. Wenn der Sturm das Meer peitschte, warf die Brandung ihren weißen Schaum bis an die Spitzen des Felsens, so daß das kleine Eiland in den Wogen zu verschwinden schien; war das Meer ruhig, so ruhte auf seiner weiten, blauen Fläche der Felsen wie ein dunkler Schatten auf einer lichten Landschaft. Nie hatte wohl das öde, weltverlassene Eiland eines Menschen Fuß betreten. In stürmischer Zeit mieden die Schiffer seine Nähe, aber auch bei stillem Wetter hielten sie weit von ihm ab, denn die kleinen, schwarzen Klippen, die in seiner Nähe über der Oberfläche des Wassers hervorragten, ließen die Gefahren der Untiefe ahnen. Geier und Adler nisteten auf seiner Höhe.

Mehrere Jahre vor dem Beginn unserer Erzählung war ein junger Fischer der kleinen Christengemeinde beim Fischfange von einem plötzlichen Unwetter überfallen und in das hohe Meer hinausgeführt worden. Er hatte den Sturm zwar glücklich bestanden, irrte aber, als dieser sich gelegt hatte, mit seinem Boote rath- und pfadlos auf der einsamen Wasserwüste umher, denn der bedeckte Himmel ließ ihn die Sonne nicht sehen, aus deren Stand er die

Richtung nach der Küste hätte finden können. Der Wind trieb ihn an die einsame Felseninsel. Als er in die Nähe des Felsens gelangte, bemerkte er, daß an der Nordseite die Felsenwände etwas nach innen zurücktraten und eine Art von Hafen bildeten, groß genug, ein Boot wie das seine aufzunehmen und sicher zu bergen. Das Meer war still, und so trieb er sein Boot hinein und wollte eben am äußersten Ende einen Anker werfen, um zu ruhen, als er eine schmale, halbmondförmige Oeffnung erblickte, die sich nach innen zu in schwarze Nacht verlor. Muthig trieb der junge Fischer sein Boot hinein. Nach etwa fünf Minuten wurde es licht, und bald befand er sich unter freiem Himmel. Er hatte eine von der Natur gebildete Grotte durchfahren und trieb jetzt im Binnenwasser des Felseneilands. Mit Erstaunen sah er, daß sich hier, hinter den schwarzen Felsenmauern verborgen, eine freundliche Landschaft ausbreitete. Bäume und Sträucher zierten den Boden, der sich terrassenförmig von dem Binnenwasser hinauf nach der Höhe zog. Manches Samenkörnchen hatte der Sturm im Laufe der Jahrtausende von den fernen Küsten hierher getragen, das in dem Felsengrund eine Stätte des Lebens gefunden hatte. Von lebenden Wesen war nichts zu sehen, die Meeradler ausgenommen, die fern auf den Kanten des Felsenriffes horsteten. Ein dünner Strahl reinen, frischen Wassers sprang aus dem Felsen heraus und fiel plätschernd in's Meer. Sonst herrschte hier die Ruhe des Todes.

Der junge Fischer blieb einige Stunden an diesem stillen Orte, dann suchte und fand er über die Wogen den Weg zurück nach seinem heimathlichen Gestade. Er erzählte der Gemeinde von seiner wunderbaren Entdeckung; aber war es, daß er nicht Glauben fand, war es, daß man der Sache keine Bedeutung beimaß, sie wurde angehört, besprochen und dann vergessen.

Dorthin war jetzt die kleine Christengemeinde unter Führung jenes Fischers geflohen. Zwanzig Männer, neunzehn Frauen und vierzehn Kinder, insgesammt dreiundfünfzig Personen, waren sie auf ihren Fischerbooten früh, als der Nebel noch auf dem Meere ruhte, auf das Meer hinausgeeilt, das, barmherziger als die Menschen, ihnen eine Zuflucht gewähren sollte. Ihre Netze, sowie etwas Hausgeräth und ein wenig Vorrath an Mehl, Wein und Früchten führten sie mit sich. Auf dem größeren Boote befand sich das Kreuz von Holz, um das sie sich zum Gebet und zu gemeinsamem Liebesmahle zu versammeln pflegten. Es war im Monat Mai, und man brauchte Stürme nicht zu fürchten. Da der Wind gut stand, so hatten sie schon gegen Abend den Felsen vor sich, sie wagten sich aber nicht in seine Nähe, da das Meer unruhig war, und sie die Brandung fürchteten. Sie kreuzten also die Nacht hindurch umher. Als der Morgen kam, spähten sie zunächst ängstlich nach dem Süden, ob ein kaiserliches Boot sich zeigen würde; aber nichts gewahrte man auf der ungeheuren Fläche, die vor ihnen lag. Endlich gegen Mittag, als das Meer ruhig war, wagten sie sich näher heran, und fuhren alle ohne Schwierigkeit, Boot hinter Boot haltend, durch den dunklen Kanal in das kleine freundliche Eiland hinein. Als die kleine Gemeinde gelandet war, stimmte sie unter Leitung des Vorstehers einen Lobgesang an, richtete ihr Kreuz auf und schaffte den Inhalt der Boote an das Land. Dann fällten die Männer Bäume, machten sich Hütten und legten sich, als der Abend kam, zum Schlafen nieder mit dem Gefühl, daß sie hier sicherer wären, als sonst irgendwo auf Erden. An Noth dachten sie nicht, denn das Wasser wimmelte von Krebsen, Hummern und Fischen, und die mitgebrachten Vorräthe reichten bei sparsamem Verbrauch auf Wochen.

2.

„Löscht die Feuer! Ein Segel in Sicht!“ Dieser Ruf ertönte oft auf dem kleinen Eiland von der Höhe des Felsens herab, auf dem einer der Gefährten tagsüber stand, auf das Meer hinauslugte und diese Worte in die Tiefe hinabsandte, sobald in der Ferne ein Schiff sich zeigte; denn man hatte festgestellt, daß der Rauch, der von dem Eilande aufstieg, vom Meere aus sichtbar war. Vorsicht war also geboten.

Auch heute erklang der warnende Ruf in die Tiefe, und die Feuer erloschen. Vor den glimmenden Resten eines derselben saß Perpetua, ihr gegenüber Antonius, der Sohn des Gemeindevorstehers. Er war ein einfacher Fischer ohne Bildung, weder des Lesens noch des Schreibens kundig, aber in seinem Gewerbe einer der besten. Die See hatte ihn frühzeitig Mannesmuth und Mannestrotz gelehrt und seinen Leib und seine Seele fest und stark gemacht. Er war das Urbild strotzender Kraft und Gesundheit, nicht gerade schön, aber wohl gebaut und von hoher Gestalt. Ein gutmüthiger Zug verschönte sein frisches, blühendes Antlitz.

„Ich bitte Dich, liebe Schwester,“ begann er, als das Feuer gelöscht war, „nimm heute Nacht meinen Mantel. Du frierst. Gestern erst, als ich früh zur Warte hinaufstieg, sah ich Dich fröstelnd in Deiner Hütte sitzen.“

„Und womit willst Du Dich in der Nacht schützen, Antonius?“ gab sie zur Antwort. „Soll ich warm gebettet liegen, während Du frierst?“

„Ich bin ein Mann,“ entgegnete er, „mir thut die nächtliche Kühle nichts, die unsere Felsen ausströmen. Hunderte von Nächten habe ich unter freiem Himmel in meinem Boote geruht. Ich bedarf keiner Decke. Nimm, Schwester

Perpetua, meinen Mantel; denn ich bin besorgt um Dich, Ich weiß, daß Du leidest! Du bist krank."

„Ich bin nicht krank, Antonius," gab sie zur Antwort.

„Du bist es doch," unterbrach er sie. „Man sagt, Du seiest von Rom gekommen. Hast Du Sehnsucht nach der schönen Stadt, die — sie sagen es in Karthago — von Marmor und Gold erglänzen soll?"

„Du irrst," erwiederte sie, „ich möchte diese Felsen nicht mit dem Marmor und Gold der Paläste Roms vertauschen. Ich kenne keine andere Sehnsucht, als unserem Glauben und euch zu dienen."

„Dann ist es die Kost, die Dich krank macht," entgegnete er. „Wir Fischer können uns schon von Fischen und Krebsen allein ernähren, aber Du kannst das nicht. Bei den gemeinsamen Mahlen berührst Du kaum das Dir Gereichte. Brod und Wein fehlen Dir; auch die anderen Frauen vermissen beides. Was wir mit hierher brachten, ist längst verzehrt. Wir Männer haben heute früh beschlossen, daß Zwei von uns noch Karthago zurückkehren sollen, um Mehl und Wein zu kaufen. Wenn wir's mit Vorsicht unternehmen, wird's ohne Gefahr gelingen."

„Bleib Du hier, fahre nicht mit nach Karthago," unterbrach ihn Perpetua erregt.

„Das Loos hat bereits entschieden," entgegnete er, „für mich und Cato."

„O, daß Du doch bliebest!" fuhr sie besorgt fort. „Wir brauchen weder Mehl noch Wein. Was die Männer entbehren, können wir Frauen auch missen. Geh', bitte den Vater, daß er einen Anderen an Deiner Stelle sendet; geh' nicht nach Karthago, bleib' hier!"

„Warum soll ich nicht nach Karthago gehen? Warum soll ich bleiben?" fragte er.

„Dich kennen sie auf dem Markte von Karthago," ant-

wortete sie. „Habt ihr Männer daran nicht gedacht, daß Du es warst, der die Fische auf den Markt brachte? Sie



werden Dich erkennen und aufgreifen, und dann bist Du verloren. Ich bitte Dich, bleibe bei uns.“

Nicht ihr Mund allein, auch ihre Augen baten. Heiß wallte es in der Seele des Jünglings empor. Was er nie gewagt hatte zu hoffen, nicht einmal gewagt hatte zu denken, daß er diesem herrlichen Weibe, zu dem er, so lange er sie kannte, in Ehrfurcht und Liebe aufgeblickt hatte, daß er ihr mehr sein könnte als die Anderen, versetzte sein Herz in Entzücken. Er ergriff ihre Hand und preßte sie leise, sie aber entzog sie ihm, erhob sich und sagte: „Soll ich mit den Männern reden, daß ihr bleibt? Ihr habt die Gefahr nicht bedacht, in die ihr euch und uns Alle stürzt, wenn ihr erkannt werdet.“

„Es würde nichts nützen, Perpetua,“ gab er zur Antwort. „Es ist nicht der Mangel an Brod und Wein allein, der die Männer veranlaßt, uns auszusenden. Wir sollen Kunde einziehen, wie es in Karthago mit den Christen steht. Vielleicht hat sich die erste Wuth der Verfolgung gelegt, vielleicht ist das grausame Dekret des Kaisers zurückgezogen worden. Die Aelteren sehnen sich im Herzen alle fort von hier, besonders die Frauen. Ich muß fahren, ich und Cato. Es ist nichts daran zu ändern.“

„Und wann wollt ihr fort?“ entgegnete sie traurig, ihn mit feuchtglänzenden Augen anblickend.

„In der Frühe des morgenden Tages. Meinen Mantel laß ich hier. Nicht wahr, Du hebst ihn mir auf, bis wir zurück sind? Und ich bringe Decken und Teppiche mit für Dich. Auch an die Anderen werden wir denken.“

„So geh',“ lispelten ihre Lippen. „Der Heiland sende seine Engel, die Dich und Cato sicher zurückführen.“

Damit verließ sie ihn und trat in ihre Hütte. —

In der Frühe des folgenden Tages verließ unter den Segenswünschen der kleinen Gemeinde das Boot mit Antonius und Cato die sichere Insel. Der Wind wehte aus Nordost, sie konnten also in zwölf Stunden die Küste erreichen. Wenn sie sich zwei Tage in Karthago aufhielten,

und der Wind günstig blieb, mußten sie am fünften oder sechsten Tage zurück sein. Perpetua erklomm allein die Warte auf der Höhe. Dort stand sie lange schweigend und still, wie ein Götterbild aus Marmor gemeißelt, und blickte über die endlose Fläche hin, die im rosigen Schimmer unter den ersten Strahlen der Morgensonne leuchtete. Sie blickte dem Segel nach, das nach Süden zog, weiter und weiter, bis es am fernen Horizont verschwand. Wann würde sie es wiedersehen? Würde sie ihn je wiedersehen, ihn, den Geliebten? —

Stunden und Tage vergingen in dem Gleichmaß der Arbeit und Thätigkeit. Die gemeinsamen Gebete, die gemeinsamen Mahlzeiten, die Arbeiten der Männer und der Frauen waren so geordnet, daß sie den Tag ausfüllten. Perpetua lag es ob, die Kinder zu unterrichten. Hatte sie das gethan, so stieg sie den Felsen hinauf. Dort saß sie stundenlang und blickte nach Süden, voll Ungeduld die Stunden zählend, die verrinnen mußten bis zu der erwarteten Rückkehr. Das innige Gefühl, das sie längst zu dem schlichten, treuen Jüngling hinzog, hatte jetzt, da er fern von ihr weilte, Klarheit und Gestalt gewonnen, sie wußte jetzt, daß sie den einfachen Fischer liebte, und mit Glück erfüllte sie die Gewißheit seiner unverkennbaren Neigung. Ihr kluges Auge konnte sie hierin nicht täuschen. Sie war entschlossen, nach seiner Rückkehr seine Werbung anzunehmen. In der kleinen Gemeinde würde ihre Verbindung, das wußte sie, mit Freude begrüßt werden. An der Seite des geliebten Mannes ein arbeitsames, stilles Leben zu führen, erschien ihr tausendmal schöner, als in dem üppigen, lasterhaften Rom alle Genüsse der Erde zu kosten.

Mit steigender Sehnsucht wartete sie seiner Rückkehr; aber Stunde um Stunde, Tag um Tag verrann, ohne daß der Erwartete kam. Am siebten Tage nach der Abfahrt war es Allen gewiß, daß den beiden Männern ein Un-

glück zugestoßen sein müsse, denn das Meer war ruhig, und der Wind günstig. Sie mußten heute zurückkehren oder nie.

Ach, sie kehrten heute nicht zurück, sie kehrten nie wieder zurück!

Als der Abend seinen Schleier über das Meer zog, ohne daß ein Segel sichtbar wurde, stieg Perpetua vom Felsen herab. Sie wußte, daß er nicht mehr wiederkehren könne, daß er für sie verloren war.

In seinen Mantel gehüllt, wachte sie die Nacht hindurch in ihrer Hütte. Kein Schlaf kam in ihre Augen. Was würde der kommende Tag ihr, ihnen Allen bringen? Kein Glück! Ein frühes Ende! — — — — — —

Und es kam, wie Perpetua es befürchtete. Antonius und Cato waren glücklich gelandet und hatten sich, nachdem sie ihr Boot an einsamer Stelle geborgen hatten, sofort auf den Weg nach Karthago gemacht. Dort hatte man sie auf dem Markte erkannt. Sie hatten versucht, zu fliehen, waren aber ergriffen und in's Gefängniß geworfen worden. Da Beide das römische Bürgerrecht nicht besaßen, so befahl der Statthalter, sie zu foltern, um von ihnen den Aufenthalt der entflohenen Christen zu erfahren. Cato war zuerst in den Folterbock gespannt worden. Schon nach einer Stunde hatte er, um den Qualen der Folter zu entgehen, den Aufenthalt der Seinigen verrathen. Aus Furcht vor dem Tode hatte er auch den christlichen Glauben verleugnet und dem Kaiserbilde geopfert. Darauf hatte er seine Freiheit wieder erhalten. An Antonius war nach dem Geständniß Cato's die Folter nicht angewandt worden. Er blieb jedoch bei seinem Glauben und opferte dem Bilde des Kaisers nicht; daher blieb er im Kerker. Der Statthalter wollte ihn mit den Anderen, die er bald zu haben hoffte, zusammen hinrichten lassen.

Am Morgen des achten Tages nach der Abfahrt des

Bootes meldete der auf dem Felsen stehende Wächter ein großes Ruderschiff, das von der Küste her den Kurs auf die Insel zu hielt. Seine Takelung ließ es bald als ein kaiserliches Kriegsschiff erkennen. Die Gemeinde trat schleunig zur Berathung zusammen. Was thun für den Fall, daß das Kriegsschiff hierher kam? Wenn die Männer sich mit ihren Aexten und Messern am Eingang des Kanals, der nur ein Boot durchlassen konnte, aufstellten, und diesen vertheidigten, konnten sie die Einfahrt der Soldaten hindern, aber doch nur eine Zeitlang. Bei fortgesetzten energischen Angriffen mußten sie unterliegen. Aber die Vertheidigung lag auch nicht im Sinne der Männer, sie lag überhaupt nicht im Geiste der Christen jener Zeit. Wenn Gott ihren Untergang beschlossen hatte, wenn er wollte, daß sie als Zeugen, als Märtyrer für die neue Lehre sterben sollten, wozu da erst Widerstand leisten, der ihnen sündhaft erschien? Sie beschlossen daher, zu warten und sich in Gottes Willen zu fügen.

Gegen Mittag flog ein Pfeil über die Kante des Felsens hinweg in das kleine Lager. Nun war's entschieden. Männer, Frauen und Kinder traten um das Kreuz, und als der Schnabel des ersten mit Soldaten besetzten Bootes sichtbar wurde, sanken Alle auf ihre Kniee und stimmten einen Lobgesang an.

Die römischen Soldaten fanden keinen Widerstand. Männer, Frauen und Kinder ließen sich fesseln, indem sie den Soldaten freiwillig ihre unbewaffneten Hände entgegenstreckten.

Man schaffte sie auf das Kriegsschiff. Zurück ging's nach Karthago, und am andern Tage schon standen sie vor dem römischen Statthalter.

„Ihr seid Christen," begann er, „warum seid ihr geflohen?"

„Unser ehrwürdiger Bischof," erwiederte der Gemeinde-

vorsteher, „den Du an das Kreuz geschlagen hast, gebot uns zu fliehen und zu warten, ob Gott uns die Märtyrerkrone bestimmt habe. Nun dies entschieden ist, erwarten wir mit Freuden den Tod!"

„Schwört euren gekreuzigten Gott ab, der sich selbst nicht retten konnte und noch weniger euch retten kann," entgegnete der Statthalter. „Dort seht ihr das Standbild eures Kaisers. Opfert ihm, und ich gebe euch frei!"

„Wie sollten wir unseren Heiland abschwören," antwortete der Aelteste, „der für uns gestorben ist? Wir geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Unsere heilige Lehre verbietet uns, ein Menschenbild anzubeten."

„So seid ihr des Todes," entgegnete der Statthalter. „Geht, und bereitet euch zum Sterben! Ihr werdet die Sonne morgen am Kreuze aufgehen sehen!"

Als die Soldaten die Christen hinausführten, rief der Statthalter die Diakonissin Perpetua zurück. Lange blickte er auf das schöne Weib, das vor ihm stand, ihre großen, dunklen Augen fragend auf ihn richtend.

„Du bist eine Römerin," begann er nach langem Schweigen, „leugne es nicht! Deine Gestalt verräth Dich. Widerrufe, und ich gebe Dich frei!"

„Ich widerrufe nicht," entgegnete Perpetua.

„Ich will nicht," fuhr der Statthalter fort, „daß so viel Schönheit am Kreuze endet. Dir blüht ein Leben in aller Herrlichkeit, wenn Du willst. Ich will Dich in meinen Palast aufnehmen; nicht als Sklavin, als freie Bürgerin sollst Du dort wohnen. Widerrufe, und ich biete Dir ein Leben, um das Dich Tausende beneiden werden."

„Ich will das Leben nicht, ich will den Tod," lispelten ihre Lippen.

„So stirb!" erwiederte der Statthalter, „führt sie zu den Andern! Dieses hartnäckige Volk will es nicht anders."

3.

Die Kreuzigung der Christen, welche auf den folgenden Tag festgesetzt war, konnte nicht vorgenommen werden, denn noch an dem Tage des Verhörs langte an den Statthalter ein kaiserliches Schreiben aus Rom an, in welchem es hieß: „Wenn Du gefangene Christen hast, die nicht abschwören wollen, so sende sie unverzüglich hierher. Die Spiele sind nahe, und es mangelt an Opfern für die Thiere."

Sofort ließ der Statthalter ein Schiff für die Gefangenen segelfertig machen, doch verzögerte sich die Abfahrt, da ein Sturm ausbrach, der das Schiff verhinderte, den Hafen zu verlassen. In dem Gefängniß, das die kleine Gemeinde theilte, vollzog sich während dieser Zeit ein feierlicher Akt. Antonius und Perpetua schlossen im Angesicht des Todes den Bund für das Leben, für ein Leben, das nur nach Tagen zählen konnte; aber auch mit Tagen, mit Stunden waren sie zufrieden, und ihr Glaube sagte ihnen, daß sie sich bald zu einem besseren Leben für immer wiederfinden würden. Der alte Vorsteher der Gemeinde schloß den Ehebund. Es geschah zur Nachtzeit, als die Wächter schliefen.

Zwei Tage später lichtete das Schiff die Anker und ging in See. In der Nähe von Capua landeten sie, und von hier aus zog die kleine Gemeinde, von einigen Soldaten begleitet, zu Fuß die appische Straße entlang nach Rom, ihrem Grabe. Zu Zweien waren sie aneinander gefesselt, aber nur leicht, so daß sie beim Gehen nicht behindert wurden. Antonius und Perpetua gingen miteinander, sie hatten den Wunsch, miteinander zu sterben. Aber wie hätte trotz aller Entsagung, trotz der Festigkeit ihres Glaubens, daß der Märtyrertod ihnen die himmlischen Freuden bringen würde, nicht doch in ihren jungen, liebe-

glühenden Herzen die Sehnsucht nach dem Leben sich regen sollen! Nun Beide die Seligkeit empfunden hatten, die dem Einen der Besitz des Anderen gab, nun Beide erfahren hatten, welch' hohes Glück die Liebe in sich schließt, wie hätte das irdische Leben ihnen werthlos erscheinen sollen, ihnen, denen Schönheit, Jugend und Kraft die Freuden des Lebens verdoppeln mußten! Und rings um sie die herrliche Natur, die in tausend bunten, farbenreichen Blüthen sich ihnen auf ihrem letzten Gange öffnete. Wie leuchtete der Himmel über ihren Häuptern! Wie dehnte sich zu ihrer Linken das tiefe, herrliche Blau des Meeres! Wie schimmerten goldig lockend in grünen Hainen die saftigen Früchte des südlichen Himmels! Wie süß klang das Lied der Vögel, wie rauschte das Meer dazu seine alten, tiefen, heiligen Melodien! Und die Pracht der Gärten, der Landhäuser, Terrassen und Tempel, die den langen Weg schmückten! Alles lockte zum Leben, Alles verkündete die Herrlichkeit der schönen Erde!

Ob's doch noch eine Möglichkeit gab, dem Tode zu entrinnen? Im letzten Augenblick noch abschwören, dem Kaiserbilde opfern? Fort mit diesen Gedanken, die das Sterben nur noch schwerer machen! Dort oben erhofften sie ja einen schöneren Frühling und noch höhere Genüsse, als die Erde sie je bieten konnte. Dort war ewiges Glück, ewige Freude, ewiger Frieden!

Am Spätnachmittage des zehnten Marschtages erblickten die Gefangenen bei einer Biegung der Straße plötzlich in der Ferne die ungeheure Stadt, das Ziel ihrer Reise und ihres Lebens. Wie blitzte und funkelte im Strahl der Sonne das Gold ihrer Paläste und Tempel, wie leuchtete der Marmor seiner Kaiserschlösser und Säulenhallen! Ein märchenhafter Anblick, diese gewaltige Masse von Gold und Marmor, die sich ohne Ende bis an den Horizont hin zu dehnen schien!

Und dort warteten Hunderttausende von Menschen auf sie, um an ihrem Tode sich zu weiden, Menschen wie sie, staubgeborene Erdenpilger, Schatten wie sie, zu deren Ergötzung sie ihre Leiber von wilden Bestien zerfleischen lassen sollten. O, warum hob der Allmächtige da oben nicht seine Hand auf und zerschmetterte die gottlose Stadt, die seine Diener verhöhnte und zu den Löwen warf! Warum ließ er das Blut so vieler seiner Kinder ungesühnt vergießen, ohne daß der Himmel über ihren Henkern zusammenbrach!

Als die Sonne unterging, und die Abenddämmerung langsam auf die Stadt hinabsank, zog die kleine Schaar in dieselbe ein. Welch ein Gewühl herrschte in ihren Straßen! Was war das Treiben in Karthago gegen das Wogen und Treiben in den Straßen der Millionenstadt! Die Führer hatten Mühe genug, die ihnen anvertrauten Gefangenen sicher durch das Menschengewirr der Straßen hindurch zu bringen.

Als sie über das Forum zogen, auf dem es stiller als auf den Straßen zuging, neigte Perpetua ihr Antlitz tief zur Erde. Dort stand der marmorne, säulenumringte Tempel, in dem sie so oft ihres Amtes im Dienste der Vesta gewaltet hatte. War sie damals glücklicher gewesen als jetzt? Gewiß nicht! Ihr Herz hatte den Frieden nicht gekannt, der es jetzt erfüllte, und das Glück, den heiß Geliebten zu besitzen; wie hätte sie tauschen mögen, trotzdem sie ihren letzten Gang ging, mit denen da drinnen, die in golbgeschmückter Halle das Feuer der Vesta hüteten!

Aber tief senkte sie das Haupt zur Erde, daß man sie nicht erkennen möge. Was ihr, der entflohenen Priesterin der Vesta, bevorstand, wenn man sie erkannte, war ja noch schlimmer als der Tod unter den Zähnen blutdürstiger Raubthiere.

In der Nähe des Forums lag die alte Kaserne der

Prätorianer des Nero. Sie diente als Gefängniß für Diejenigen, welche, aus den Provinzen herbeigeführt, bei den Thierhetzen verwendet werden sollten. Dorthin wurden die Gefangenen geführt. Ein großer gepflasterter Saal, an dessen Wänden eine Anzahl von Polstern sich befand, nahm sie auf. Daneben befand sich ein unbedeckter, mit Säulen umgebener Hof. Ermüdet ließen sich Alle nieder.

Der menschenfreundliche Vorsteher des Gefängnisses theilte ihnen mit, daß die Spiele noch nicht begonnen hätten. Also noch einige Tage leben! Es war keiner unter ihnen, der sich das Leben durch eine Verleugnung Christi hätte erkaufen wollen, aber auch keiner, der nicht die Verlängerung des Lebens gern hingenommen hätte. Nach einem einfachen Mahle, das ihnen gereicht wurde, senkte sich der Schlaf auf die von der langen Wanderung Ermüdeten herab und ließ sie ihr Loos vergessen.

— — — — — — — — — — — —

Brod und Spiele, d. h. regelmäßige Getreide-, Oel- und Weinvertheilungen und unentgeltlicher Zutritt zu den Gladiatorenkämpfen, Wagenrennen und anderen öffentlichen Schauspielen waren es, wodurch die römischen Machthaber den faulen und zuchtlosen Pöbel der Hauptstadt an ihre Person zu fesseln suchten. Trotz der prächtigen Hofhaltung, trotz der göttlichen Ehren, die man dem Kaiser erwies, trotz der hündischen Beweihräucherung, die man ihm allenthalben zu Theil werden ließ, war das moralische Ansehen des Kaiserthums tief gesunken. Wehe dem Kaiser, der es gewagt hätte, dem Millionenpöbel der Hauptstadt die Spiele zu versagen! Er hätte den Thron verloren, und wäre er der Beste seiner Zeit gewesen!

Aber nicht für den Pöbel der Hauptstadt allein brauchten die römischen Kaiser die Spiele, sie waren auch ein vortreffliches Mittel, die gebildeten Schichten der Bevölkerung im Zaum zu halten. Je mehr Spiele, um so weniger

Politik! Denn höher als alle Fragen der inneren und äußeren Politik standen dem Römer, dem vornehmen wie dem geringen, die Spiele. Die unblutigen Spiele im Cirkus — Wagen- und Pferderennen — genügten schon in der Zeit der Republik nicht mehr zur Sättigung der in's Maßlose gehenden Schaulust des römischen Volkes, eine andere Art von Spielen war ihnen an die Seite getreten und hatte sie nahezu verdrängt: die Gladiatorenkämpfe und die Thierhetzen. Bis zu welch' wahnsinnigem Umfange die Gladiatorenkämpfe getrieben wurden, geht beispielsweise daraus hervor, daß Trajan, einer der menschlichsten Kaiser Roms, nach seiner Rückkehr aus den Feldzügen an der Donau während der 123 Tage dauernden Festlichkeiten 12,000 Gladiatoren kämpfen, d. h. zur Kurzweil des römischen Pöbels sich gegenseitig abschlachten ließ. Die Pracht, die hierbei entfaltet wurde, spottet der Beschreibung; ließ doch Cäsar an einem Tage 300 goldgepanzerte gegen 300 silbergepanzerte Gladiatoren kämpfen.

Ein Eintrittsgeld wurde in den Theatern, in welchen die Spiele stattfanden, nicht erhoben. Der Pöbel konnte sich tage- und wochenlang kostenlos dort amüsiren. Die Kosten trugen die Machthaber, deren Namen um so gefeierter waren, je mehr Aufwand in den Spielen gemacht wurde.

Schrecklicher noch als die Gladiatorenkämpfe waren die Thierhetzen. Kriegsgefangene oder zum Tode verurtheilte Verbrecher wurden massenweise für den Kampf mit wilden Thieren in der Arena bestimmt. Anfangs wurden in diesen Thierkämpfen Jagdwild oder gezähmte reißende Thiere wohlbewaffneten und eingeübten Kämpfern gegenüber gestellt; aber diesen Charakter von Jagd- und Thierkämpfen hatten die Thierhetzen bald verloren. An ihre Stelle traten die grausenerregenden Spiele, in welchen ungezähmte reißende Thiere auf schlecht bewaffnete oder wehrlose

Menschen losgelassen wurden. Fehlte es an Menschen, so ließ man wohl auch die wilden Bestien, nachdem man sie durch Hunger, Feuerbrände und Stacheln zur höchsten Wuth gereizt hatte, sich selber zerfleischen. Auch bei diesen Spielen wurde ein beispielloser Aufwand getrieben. Die seltensten und verschiedenartigsten Raubthiere wurden aus den entferntesten Gegenden mit ungeheuren Kosten herbeigeschafft. Geschichtlich verbürgt sind die Zahlen der wilden Thiere, welche, oft an einem Tage, in der Arena kämpften. Pompejus veranstaltete einen Thierkampf von 600 Löwen, 18 Elephanten und 410 anderen reißenden afrikanischen Bestien. In den Thierhetzen, welche Augustus aufführen ließ, wurden 36 Krokodile in der unter Wasser gesetzten Arena erlegt, und Caligula ließ 400 Bären an einem Tage sich gegenseitig zerfleischen. Zur Abwechslung wurden gelegentlich auch kleine scenische Darstellungen, deren Stoff der Geschichte oder dem Sagenkreise entnommen wurden, mit haarsträubender Naturtreue aufgeführt. Verbrecher, die zum Tode verurtheilt waren, oder Kriegsgefangene mußten sich dazu hergeben, den Herkules auf brennendem Scheiterhaufen oder den Orpheus, wie er von Löwen zerrissen wird, darzustellen. Kurz, es wurde Alles aufgeboten, das verkommene und daher grausame Volk in einem ewigen Sinnestaumel zu erhalten.

4.

Am dritten Tage nach der Ankunft der Christen in Rom verkündeten Maueranschläge in den Straßen, daß die Spiele am folgenden Tage ihren Anfang nehmen würden. Den gefangenen Christen in der Kaserne wurde mitgetheilt, daß sie als verurtheilte Verbrecher morgen in die Arena müßten. In stillem Gebet, in gemeinsamen Gesängen brachten sie den letzten Tag miteinander zu. Perpetua und Antonius gelobten sich, miteinander zu sterben.

Beide hatten mit dem Leben abgeschlossen, dankbar dafür, daß ihnen und ihrer Liebe wenigstens eine kurze Zeit des Glückes gegönnt gewesen war.

Am Morgen des Hinrichtungstages versammelte sich die kleine Gemeinde zum letzten Male um ihren Vorsteher in dem Hof der Kaserne. Dort fand ein letzter, stiller Gottesdienst statt, dann setzten sie sich dicht nebeneinander nieder, ihrer Stunde wartend.

Gegen Mittag trat eine Abtheilung Soldaten, von einem Hauptmann geführt, in das Gefängniß, um sie abzuführen. Noch einmal umarmten und küßten sich Alle und riefen sich ein baldiges Wiedersehen zu, dann schritten sie zu Zweien heraus dem Tode entgegen. Die heißen Straßen, welche sie durchzogen, waren wie ausgestorben, denn Alles, was nicht durch dringende Geschäfte abgehalten wurde, befand sich im Amphitheater, das für beinahe 100,000 Menschen Raum bot.*) Der Kaiser Vespasianus hatte dieses großartige Gebäude errichtet. Noch heute erregt es in seinen Trümmern ob seines ungeheuren Umfangs Staunen und Bewunderung. Es bestand, wie seine Reste deutlich erkennen lassen, aus einer Arena in der Form einer Ellipse und einem diese umgebenden gewaltigen steinernen Rundbau mit vier Stockwerken in einer Höhe von 50 Meter. Die von unten nach oben parallel ringsum laufenden Sitzreihen waren so geordnet, daß von jedem einzelnen Sitzplatze die Arena in allen ihren Theilen deutlich erkennbar war. Im ersten Range befanden sich die Plätze für die kaiserliche Familie und für die höchsten Würdenträger des Staates. Diese Plätze waren, weil sie der Arena sehr nahe lagen, mit besonderen Vorrichtungen zum Schutz gegen die wilden Thiere versehen. Die wilden Bestien befanden sich in gemauerten Käfigen unter der

*) Das Kolosseum.

Arena. Heute war zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, denn das Amphitheater hatte kein Dach, ein gewaltiges Zeltdach über den großen Raum ausgespannt. Die glänzende, künstlerische Ausstattung der Wände, Sitze und Balustraden, die von Gold und edlen Steinen strotzenden Kleider der vornehmen Männer und Frauen, die bunten Farben der Gewänder, die der Römer damals, so wie heute, liebte, vereinigten sich zu einer wahrhaft blendenden Pracht.

Als die Christen sich dem Theater näherten, drang vieltausendstimmiges Schreien aus demselben an ihr Ohr. Es war der wilde Ruf, den die Menge ausstieß, als ein besiegter Fechter von seinem Gegner den Todesstoß erhielt. Damit war der erste Theil der Spiele, die Gladiatorenkämpfe, beendet. Nun sollten die Thierhetzen folgen.

Die Opfer für die Thierhetzen pflegte man in einen langen Gang, der mit dem Boden der Arena auf gleicher Höhe lag, zu führen. Dort mußten sie sich auf steinerne Bänke niederlassen, bis das Zeichen zu ihrer Vorführung gegeben wurde. Der Gang war breit und hoch und empfing hinreichendes Licht durch die nach außen führenden Fenster. Er mündete nicht direkt in die Arena, sondern machte kurz vorher einen rechten Winkel, so daß den in dem Gange Sitzenden die Vorgänge in der Arena verborgen blieben. Gegen diese selbst schützte sie ein festes, bewegliches Gitter. Sahen somit die dem Tode Geweihten auch nicht das Schreckliche, das in der Arena vorging, so hörten sie doch deutlich das Brüllen der Thiere, das Wehegeschrei der Zerfleischten und Sterbenden, und das wilde Geheul des Volkes, das wie das Brausen eines Orkans von Zeit zu Zeit an ihr Ohr drang.

Die kleine Christengemeinde hatte sich kaum hier niedergelassen, als ein Centurio*) erschien und Perpetua und

*) Hauptmann.

Antonius befahl, ihm zu folgen. Beide faßten sich bei den Händen, tauschten einen letzten, innigen Blick miteinander und folgten ihrem Führer. Der führte sie nicht, wie sie erwartet hatten, an das Gitter, sondern nach hinten zurück und verschwand mit Beiden in einem der Seitengänge. War für sie eine besondere Qual vorgesehen? Oder hatte einer der Mächtigen sich für sie verwendet? Sollten sie leben, während die Anderen in den Tod mußten?

Die Gefährten beachteten kaum den Weggang der Beiden, denn ein Jeder war mit sich und seinem unmittelbar bevorstehenden, unentrinnbaren Ende beschäftigt. Auch ertönte jetzt ein Trompetenstoß von der Arena her, das Zeichen, daß die Hetzen nunmehr ihren Anfang nehmen mußten. Eine Schaar bewaffneter Sklaven trat auf die Christen zu und führte sie, Männer, Weiber und Kinder, an das Gitter. Ein Ruck und es flog in die Höhe. Langsam schritten sie hinaus auf den weiten Platz bis in die Mitte desselben; dann ließen die Sklaven die Unglücklichen allein. Das Gitter schloß sich hinter ihnen.

Nun Stille in dem ungeheuren Raum! Dann eine lange, bange Minute, und in der Loge des Kaisers hob eine Hand ein Tuch in die Höhe. Klirrend sprangen die Käfige auf. Als wüchsen sie aus der Erde heraus, so sprangen Löwen, Panther und Tiger in die Arena. Ihr Gebrüll erfüllte die Luft und weckte tausendfachen Widerhall auf den Sitzbänken, als sie sich hungrig auf ihre Opfer stürzten und die Wehrlosen zerfleischten. Nach kaum einer halben Stunde lag die ganze Schaar der Gefangenen zerrissen in ihrem Blute am Boden. Hundert Sklaven, mit langen eisengespitzten Stäben bewaffnet, trieben nun die Bestien in ihre Käfige zurück. Als das gelungen war, wurde der Platz gesäubert. Die Reste der Unglücklichen schaffte man hinaus. Wer noch ein Zeichen des

Lebens von sich gab, erhielt in der Todtenkammer den Gnadenstoß.

Inzwischen waren Perpetua und Antonius eine Treppe hinabgeführt worden und in ein großes, unter der Arena befindliches Gewölbe gelangt. Hier befanden sich neben den gemauerten Käfigen der Thiere die Geräthe und Ankleidekammern für die Gladiatoren, die Rüstkammer und die Räume für die in jener Zeit hoch entwickelten Theatermaschinerien. In einem dieser Räume weilte der Befehlshaber der Spiele. Vor diesen wurden Beide geführt. Aus seinem Munde erfuhren sie ihr Schicksal. Um der Sucht des Volkes nach Neuem und Aufregendem zu genügen, war befohlen worden, daß Antonius, als der kräftigste der gefangenen Christen, dreimal für Perpetua mit scharfen Waffen zu kämpfen habe, und zwar der Reihe nach gegen einen Löwen, gegen einen Tiger und gegen einen wilden Stier. Bestand er diese drei Kämpfe, dann sollte ihm und Perpetua Leben und Freiheit geschenkt werden.

Als Antonius diese Bedingungen vernahm, schwoll sein Herz von freudiger Hoffnung. Er reckte seine starken Glieder, hob jubelnd sein Weib in die Höhe und bedeckte ihren blassen Mund mit heißen Küssen. Sie aber kannte besser als er die Gewohnheiten des Volkes, sie wußte, daß der Kampf um sie nur eine Verlängerung ihrer Qualen bedeuten könne; doch im Angesicht des Todes dem geliebten Mann die Hoffnung auf Errettung zu nehmen, vermochte sie nicht. Schweigend drückte sie ihn an ihr Herz und befahl ihrer Beider Seelen ihrem Gott.

Nach einer Pause von einer halben Stunde, die von der Mehrzal der Zuschauer verwendet wurde, das mitgebrachte Mittagsmahl einzunehmen, wurde das Zeichen zum Wiederbeginn der Spiele gegeben. Die Erwartung der Menge war auf's Höchste gespannt. Man wußte, um was es sich handelte, und Jedermann sprach von der Schönheit

des jungen Christenweibes, um das ihr Gatte dreimal sein Leben einsetzen sollte. Wieder erfolgte ein Trompetenstoß, und unter tiefem Schweigen der ungeheuren Menge stieg aus der Tiefe der Arena langsam ein Felsen in die Höhe. Auf ihm ruhte festgebunden, halb liegend, halb sitzend, Perpetua. Ein zartes, durchsichtiges weißes Gewand umschloß ihre Glieder. Ihr Haupt schmückte ein goldener, mit edlen Steinen besetzter Reif, lang fiel ihr schönes Haar auf die Schultern herab. Ein Rauschen ging durch die Menge. Ach, so viel Schönheit und Jugend sollte in wenigen Minuten eine Beute blutgieriger Bestien werden! War's Mitleid, das die Tausende ergriff mit der Armen da unten. O nein! Mitleid nicht, aber Spannung, äußerste Erregung, ob es dem mit goldener Rüstung geschmückten, mit funkelndem Schwerte bewaffneten Mann, der neben ihr stand, gelingen würde, das schöne Weib den Zähnen der Bestien zu entreißen und für sich zu gewinnen. Welch' angenehmer, neuer, prickelnder, nervenbelebender Kitzel! „O, wie gut ist der Kaiser, daß er seinem Volke solche Freude bereitet! — Cäsar! Dich grüßt Dein Volk!" Tausend Hände streckten sich dankend nach der kaiserlichen Loge aus, an deren Brüstung der Kaiser saß, sein müdes Auge gleichgiltig auf die Gruppe da unten richtend. Ihn reizte das bevorstehende blutige Spiel nicht, ihn konnte überhaupt auf Erden nichts mehr reizen.

Nun wieder lautlose Stille in dem ungeheueren Raum, wieder eine lange, bange Minute, wieder weht ein Tuch von der Brüstung der kaiserlichen Loge, und mit wildem Gebrüll springt ein riesiger Wüstenlöwe in die Arena. Der Hunger, der von dem Boden aufsteigende Blutgeruch, die Nähe der Menschen verdoppeln des Fürchterlichen Kraft. Wie soll ihn ein Sterblicher bezwingen?

Antonius tritt fünf Schritte vor sein Weib hin. Als wäre seine Rechte von Eisen, so umspannt sie das blitzende



Schwert. Fest richtet er seine Augen auf das Ungethüm, jede seiner Bewegungen, jede Muskel beobachtend. Wenn er anspringt, muß es geschehen, dann blitzschnell einen Schritt zur Seite und mit aller Kraft dem Heranstürmenden das Schwert tief in den Leib hinein.

Langsam nähert sich der Löwe den Beiden, dann auf zehn Schritte hält er an. Ein dumpfes Murren läßt er hören, mit dem Schweife schlägt er den Boden, daß der Sand weit umherspritzt. Nun dehnt er sich, die funkelnden Augen unverwandt auf sein Opfer gerichtet, langsam zieht er den Hinterleib zurück, zum fürchterlichen Sprunge sich rüstend. Jetzt ....

Doch was ist das? Was geht in der Loge des Kaisers vor sich? Alles dort geräth in Bewegung! Der Kaiser neigt sich weit über die Brüstung. „Sie ist es! Sie ist es! Claudia Quinta! Die Vestalin, die Frevlerin an der Göttin Heiligthum! Den Löwen zurück! Schnell, schnell! Sie darf nicht gerichtet werden! Furchtbar rächen die Götter an der Stadt die Hinrichtung einer Vestalin. Lebend in's Grab mit ihr! Fort mit dem Löwen!"*)

„Die Vestalin, die Vestalin Claudia Quinta," so braust es durch die Menge, dann schreien es tausend Kehlen. „Den Löwen zurück, ihr Sklaven, schnell!"

Zu spät!

Der Wüstenkönig kümmert sich nicht um Kaiser und Volk, kümmert sich nicht um des Allgewaltigen Zorn, kümmert sich nicht um den Zorn der Götter. Mit gewaltigem Sprunge ist er auf dem Felsen. Ein Schlag mit der Tatze, und todt, mit Blut überströmt, sinkt Perpetua zusammen. Ein zweiter Schlag streckt Antonius, der ihr zu Hilfe eilt, zu Boden. Mit ungeheurer Anstrengung gelingt es fünfzig gepanzerten Sklaven, das Thier von seinen Opfern fort und in den Käfig zurückzutreiben.

*) Siehe das Titelbild.

Das Volk murrte, es fürchtete den Zorn der Göttin. Man bemühte sich, die ehemalige Vestalin in's Leben zurückzurufen. Aber es war vergebens. Ihre reine Seele hatte den zerschmetterten Leib verlassen und war zur Freiheit emporgestiegen, zu der keine kaiserliche Macht hinaufreicht. Auch ihr Gatte, aus dessen zerschlagener Brust das Blut hinabrieselte, hatte ausgeathmet. Ein schneller schmerzloser Tod hatte sie dem Zorne des Kaisers und der Wuth des Volkes entrissen, und während die Sklaven ihre Leichen fortschafften, schwebten ihre Seelen vereint jenen Regionen entgegen, auf welche sich ihre Hoffnung so fest schon in diesem Leben gerichtet hatte.

Und du, mächtiges Rom, die Stunde ist nicht mehr fern, in der deine und deiner Götter Herrlichkeit zusammenbrechen wird, in der auf deinem blutgetränkten, fluchbeladenen Boden eine neue Welt sich erheben wird, keine Welt der Finsterniß und des Todes, eine Welt des Lichtes und des Lebens!





Ein ungelesener Brief.

Novelle

von

R. Hermann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ein leiser, zitternder, rasch verhallender Klang, wie wenn eine schüchterne Hand die Thürglocke in Bewegung gesetzt hätte, tönte durch das Haus. Professor Erwin Lauenberg, der über einem mit Notenzeichen bedeckten Hefte vor seinem Schreibtisch saß, horchte verwundert auf und schüttelte dann, nachdem er einen Blick auf die Wanduhr geworfen hatte, ungläubig den Kopf.

„Zwölf Uhr vorbei! Es ist ja ganz unmöglich — wer sollte wohl jetzt noch kommen?"

Er vertiefte sich auf's Neue in seine Arbeit; aber nach Verlauf von wenig Minuten klingelte es zum zweiten Male, und diesmal laut und anhaltend genug, um jeden Gedanken an eine Sinnestäuschung auszuschließen.

„Sie sind gewiß längst Alle zur Ruhe gegangen. Ich werde selber nachsehen müssen, was diese sonderbare Störung bedeutet."

Er erhob sich aus seinem Sessel und es zeigte sich erst jetzt, von wie hoher Gestalt der etwa Vierunddreißigjährige war. Der Schein der Lampe, die er ergriffen

hatte, um sich selber auf dem Wege zur Hausthür zu leuchten, fiel auf ein ernstes, blondbärtiges Antlitz mit klugen und regelmäßigen Zügen, die freilich in diesem Augenblick unverkennbar den Stempel der Ermüdung und nervösen Ueberanstrengung trugen. Mit leicht vornübergeneigtem Haupte schritt der Professor durch ein Vorzimmer und über die kleine, mit einer hohen, altmodischen Kastenuhr geschmückte Diele nach der verschlossenen Pforte, vor welcher der Einlaß Begehrende zum dritten Male — und diesmal sogar ziemlich ungestüm — die Glocke zog.

Knarrend drehte sich der Schlüssel, und Lauenberg hob den linken Arm mit der Lampe hoch empor, um in der draußen herrschenden Finsterniß Gestalt und Gesicht des späten Besuchers zu erkennen.

„Wer ist da?“ fragte er zugleich. „Und was will man mitten in der Nacht von mir?“

Nur undeutlich hatte er die Umrisse eines groß und schlank gewachsenen Mannes erspäht; denn der Urheber der unzeitigen Störung hatte sich beim Oeffnen der Thür soweit zurückgezogen, daß ihn kaum noch ein schwacher Lichtschein der Lampe streifte. Es schien ihn einige Ueberwindung zu kosten, sich zu nennen oder sein Anliegen vorzubringen; denn es verstrich eine geraume Zeit, ehe er, ohne sich vom Platze zu rühren, mit gedämpfter Stimme sagte: „Ich bin es, Erwin — Dein Bruder Rudolph! Und ich bitte Dich um ein Unterkommen für diese Nacht.“

„Du? Und zu mir kommst Du — zu mir?“

Sie klang für den Bittsteller sicherlich nicht sehr ermuthigend, diese Erwiederung, die mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens von den Lippen des Professors gekommen war. Die Sekunden des Schweigens, welche ihr folgten, mußten sich für den Anderen nach solchem Willkommen zu qualvollen Ewigkeiten dehnen, und es war

wohl zu begreifen, wenn er sehr bald das Bedürfniß fühlte, ihnen um jeden Preis ein Ende zu machen.

„Ja, ich komme zu Dir, Erwin, weil ich auf der Welt keinen Menschen mehr habe, von dem ich Beistand und Hilfe erwarten darf, als Dich. Wenn ich mich auch in Dir getäuscht habe und wenn auch Du mir nicht die Hand bieten kannst, die mich rettet, so habe ich hier auf dieser jämmerlichen Welt nichts mehr zu schaffen."

Das war in einem so düsteren und entschlossenen Tone gesprochen, daß man kaum daran zweifeln konnte, es sei völlig ernsthaft gemeint.

Professor Lauenberg trat nun einen Schritt zurück, so daß der Eingang des Hauses frei wurde, und sagte nichts als das einzige, beinahe hart klingende Wörtchen: „Komm."

Die Gestalt des Anderen löste sich aus dem Dunkel und trat über die Schwelle. Der Professor verschloß hinter dem Besucher die Thür und ging dann schweigend ihm voran, mit der Lampe den Weg erhellend, in das kleine, schlicht ausgestattete Studirzimmer zurück.

Da standen sie einander nun gegenüber, und zum ersten Mal nach jahrelanger Trennung begegneten sich ihre Blicke. Es war nicht viel von brüderlicher Liebe darin zu lesen, wie unverkennbar auch der Ankömmling bemüht war, zugleich demüthig und herzlich dreinzuschauen.

Es ließ sich nicht leugnen, daß er der Schönere und Stattlichere von Beiden war. Sein Wuchs erschien höher und elastischer, weil er seinen Körper mit soldatischer Straffheit trug, während die Haltung des Professors die eines nervösen und überarbeiteten Mannes war. Und die sechs oder sieben Jahre des Altersunterschiedes, der zwischen ihnen bestehen mochte, offenbarten sich ganz unverkennbar in dem glatten, rosigen Gesicht und den glänzenden Augen des Jüngeren, der hier, im hellen Lampenlichte, abgesehen vielleicht von seiner schäbigen und sehr wenig gesellschafts-

fähigen Toilette, kaum noch den Eindruck eines verzweifelten und von Selbstmordgedanken erfüllten Menschen machte.

„Es setzt Dich in Verwunderung, mich so wiederzusehen, nicht wahr?“ fragte er, da der Professor offenbar gewillt war, ihm die Einleitung des Gespräches zu überlassen. „Vermuthlich wähntest Du mich da drüben jenseits des Wassers längst verdorben und gestorben?“

„Ich leugne nicht, daß ich mich allgemach an eine ähnliche Vorstellung gewöhnt hatte. Und es hat ja den Anschein, als seiest Du nicht allzu weit davon entfernt gewesen, sie zur Wahrheit zu machen.“

Rudolph verzog die Lippen zu einem schmerzlich-bitteren Lächeln, das indessen ebenso wie die Geste, von der es begleitet war, etwas Erkünsteltes und Theatralisches hatte. „Was würde es mir helfen, wenn ich einen Versuch machte, mich vor Dir zu vertheidigen und einem feindseligen Schicksal aufzubürden, was in Deinen Augen doch immer mein eigenes Verschulden bleiben würde! Ja — es ist wahr — ich habe auch drüben in Amerika das Glück nicht gefunden, das ich gesucht, ich bin mehr als einmal dem Untergange nahe gewesen und habe monatelang als Tagelöhner die gemeinsten Arbeiten verrichten müssen, nur um die Mittel für meine Heimkehr zu erschwingen. Hast Du auch nach diesem offenen Bekenntniß noch den Wunsch, die traurige Geschichte dieser verpfuschten drei Jahre mit all' ihren kläglichen Einzelheiten zu hören, so bin ich bereit, sie Dir ganz wahrheitsgemäß zu erzählen; aber ich bitte Dich, mir dazu bis morgen Aufschub zu gewähren, denn ich bin heute sechs Meilen gewandert, um Dich zu erreichen und vermag mich thatsächlich kaum noch auf den Füßen zu erhalten.“

Erwin deutete auf das Sopha und ließ sich selbst wieder vor seinem Schreibtisch nieder.

„Warum hast Du es nicht vorgezogen, mir zu schreiben?“

fragte er. „Du hättest Dir damit diese Fußwanderung und manches Andere ersparen können; denn ich würde auch auf einen Brief hin bereit gewesen sein, Dich nach dem Maße meiner eigenen Mittel zu unterstützen."

Der Andere drehte seinen abgetragenen Hut zwischen den schlanken weißen Händen, die gar nicht wie die Hände eines Tagelöhners aussahen, und heftete seinen Blick auf die verschlungenen Muster des Teppichs.

„Wenn es mir allein um die Unterstützung zu thun gewesen wäre, so hätte ich vielleicht in der That diesen bequemeren Weg gewählt. Aber ich sehnte mich in meinem Jammer und in meiner Zerknirschung doch noch nach etwas Anderem, als nach einer Summe Geldes, die mich vor dem leiblichen Untergange zu retten vermochte. Ich sehnte mich auch nach Deiner Verzeihung, nach ein klein wenig Freundschaft und brüderlicher Liebe, denn diese schrecklichen drei Jahre haben mir zu viel von meiner Widerstandsfähigkeit geraubt, als daß ich das Leben eines Verfehmten und Geächteten noch länger ertragen könnte."

„Meine Verzeihung? Du wendest Dich an eine falsche Adresse. Unser armer Vater war es, den Du darum zu bitten hattest, und er ruht seit mehr denn zwei Jahren im Grabe."

Der hübsche Kopf des Anderen sank noch tiefer herab. „Ich weiß es, Erwin," versetzte er leise. „An der Schwelle unseres Elternhauses, das ich zu meinem Schrecken von Fremden bewohnt fand, habe ich es erfahren. Wenn ich nicht schon durch meine jahrelangen Leiden gesühnt hatte, was ich einst in jugendlichem Leichtsinn verbrochen — in jenem Augenblick, das magst Du mir glauben, büßte ich es jedenfalls tausendfach. Aber ich kann den Todten nicht erwecken, und er kann mir aus seinem Grabe heraus nicht mehr Antwort geben auf mein reuevolles Flehen. Darum bleibt mir keine andere Möglichkeit, als mich an Dich, den

Lebendigen, zu wenden und Dir meine Hand entgegen zu strecken mit der Bitte: Sei großmüthig, Erwin! Vergiß, was uns bis heute getrennt hat und laß uns Frieden machen!"

Wenn er sich im Beginn der Unterhaltung ersichtlich hatte Zwang anthun müssen, um den rechten Ton zu finden, so war jetzt ein überzeugend aufrichtiger Klang von gewinnender Herzlichkeit in seiner Stimme, und auch die schönen feurigen Augen, die er nun endlich wieder zu dem Bruder aufschlug, führten eine warm beredte Sprache.

Der Professor athmete schwer. Sein Gesicht schien noch ernster und älter geworden in dieser letzten Viertelstunde, und nicht mitleidslose Härte, sondern ein Ausdruck tiefer Bekümmerniß war in seinen Zügen, da er nach einem kurzen Schweigen sagte: „Ich will an Deine Reue und an Deine guten Vorsätze glauben, Rudolph, aber ich wünschte doch, Du hättest Dir selbst und mir diese peinliche Stunde erspart. Was Du etwa an mir gesündigt hast, könnte ich Dir ja leicht genug verzeihen; aber um mich handelt es sich hier ja zuletzt. Wenn man Dir in unserer Vaterstadt meinen jetzigen Wohnort nennen konnte, so wird man Dir auch von meiner Heirath gesprochen haben."

Nur zögernd und gleichsam widerstrebend waren die letzten Worte von seinen Lippen gekommen. Es kostete ihn unverkennbar die äußerste Selbstüberwindung, diesen Gegenstand zu berühren.

„Ja, man hat mir davon gesprochen," lautete Rudolph's demüthige Entgegnung. „Ich weiß, daß Du seit einem Jahre Magda's Gatte bist; aber ich hoffte, daß es ihr gerade deshalb um so leichter werden würde, mir zu vergeben."

„Wie? Du hast also an die Möglichkeit gedacht, auch sie wiederzusehen? Du würdest den Muth haben, ihr unter

die Augen zu treten mit dem vollen Bewußtsein der Treulosigkeit, welche Du gegen sie begangen?"

„Da diese meine Treulosigkeit ihr den Weg gebahnt hat zu einem Glück, das ihr sonst wohl niemals zu Theil geworden wäre, wird sie meine Handlungsweise heute in einem milderen Lichte sehen. Sie hätte Dein Weib nicht werden können, Erwin, wenn ich ihr damals die Treue gehalten hätte, und ich habe mir inzwischen Selbsterkenntniß genug erworben, um überzeugt zu sein, daß sie mir im Grunde ihres Herzens heute dankbar ist für den Verrath, den ich vor drei Jahren unter dem Zwang grausamer Verhältnisse mit schwerem Herzen an ihr beging."

Zwischen den Brauen des Professors erschien eine tiefe Falte. „Es mag sein, daß Magda geneigt ist, Dir zu verzeihen, aber es wird einer persönlichen Begegnung zwischen euch nicht bedürfen, um Dir Gewißheit darüber zu verschaffen. Wie kühl und gelassen auch immer sie heute über jene weit hinter ihr liegenden Dinge denken mag — die Erinnerung daran, welche durch Deinen Anblick nothwendig wachgerufen werden müßte, kann für sie doch nur mit Empfindungen peinlichster Art verknüpft sein, und Du begreifst, daß ich alles derartige von ihr fern zu halten wünsche. Auch meine ich, Dir selbst könnte nicht im Ernst an solchem Wiedersehen gelegen sein."

„Und welchen Grund hast Du, das zu glauben?"

„Du hast sie einst geliebt, und wenn die Versicherungen, denen sie damals Glauben schenkte, nicht schändliche Lügen waren, so kann sie Dir auch heute noch nicht völlig gleichgiltig geworden sein. Magda gehört nicht zu den Frauen, die man so leicht vergißt, und deren Verlust man in kurzen drei Jahren verwindet."

„Das also ist es, was Du fürchtest? Nun, Du hättest unbesorgt sein können. Wie groß oder wie gering meine Liebe zu ihr gewesen, ist heute ohne alle Bedeutung. Von

dem Augenblick an, da sie die Gattin eines Anderen, die Gattin meines Bruders geworden war, hatte ihre Person für mich Alles verloren, das mir einst begehrenswerth an ihr erscheinen konnte. — Aber weshalb sollen wir davon sprechen! Es ist Dein Wille, daß ich sie nicht wiedersehe, und Du bist nicht nur der Herr dieses Hauses, sondern auch der Magda's. Ich unterwerfe mich Deinem Willen und verlasse Dich, obwohl ich auf einen etwas anderen Empfang gerechnet hatte, ohne jeden Groll."

Er stand auf und wandte sich zur Thür. Professor Lauenberg, der die Arme über der Brust verschränkt hatte, folgte ihm mit den Augen.

„Bleib!" sagte er, als Rudolph schon die Hand auf den Drücker gelegt hatte. „Ich habe nichts dagegen, daß Du diese Nacht unter meinem Dache verbringst, und wir werden morgen früh über die weitere Gestaltung Deiner Zukunft reden können. Da wir ein Fremdenzimmer stets in Bereitschaft haben, kannst Du Dich zur Ruhe begeben, ohne daß ich erst einen der Dienstboten wecken müßte."

Er griff wieder nach der Lampe und führte den Anderen, der keinen Versuch machte, auf seinem eben ausgesprochenen Vorsatz zu beharren, in das oberste Stockwerk der Villa, wo ein freundlich eingerichtetes Giebelstübchen zur Aufnahme von Besuchern bestimmt war.

„Ich werde Sorge tragen, daß Du morgen früh Wäsche und Kleider vor der Thür Deines Zimmers findest. Etwaige weitere Wünsche wirst Du mir mündlich mittheilen können. Gute Nacht!"

Ohne einen Händedruck wollte er sich entfernen; doch Rudolph ergriff seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Nicht so, Erwin! Du würdest den Bettler gütiger aufgenommen haben, den Du wegmüde an Deinem Gartenzaun gefunden hättest, und ich würde schlechte Ruhe haben unter Deinem Dache, wenn wir wirklich so von einander

gingen. Sage mir noch ein gutes Wort, Bruder! Du kannst ja nicht ganz vergessen haben, wie es in der Knabenzeit und in unseren Jünglingsjahren zwischen uns war."

Professor Lauenberg sah ihm mit seinen ernsten Augen ein paar Sekunden lang fest in's Gesicht; dann reichte er ihm seine Hand.

„Ich wünsche Dir von Herzen eine gute Nacht, Rudolph! Möge sie den Anfang eines neuen Lebens für Dich bedeuten."

Etwas wie ein Schatten der Enttäuschung glitt über des Anderen hübsches Gesicht.

„Ich danke Dir," sagte er, sich zusammennehmend, um nicht auch im Klang seiner Stimme etwas von dieser Enttäuschung zu verrathen. „Und noch eine Frage, ehe wir uns trennen! Hat Magda damals auch von — von jener leidigen Geldaffaire etwas erfahren?"

„Nein! Unser armer Vater opferte mehr als die Hälfte seines Vermögens, und es gelang ihm damit wenigstens eine Verheimlichung jener schlimmsten That zu erkaufen. Außer dem Manne, den Du durch den gefälschten Wechsel hintergangen, wußten nur er und ich um Dein Verschulden."

„Das ist mehr Großmuth, als ich verdient hatte. Welch' eine Grausamkeit des Schicksals, daß es mich verhindert hat, den Edelsten aller Menschen noch einmal zu sehen und ihm durch ein ganzes Leben voll kindlicher Dankbarkeit zu vergelten, was er an mir gethan hat."

„Es handelte sich damals nicht allein um Dich, sondern es galt, einen ehrlichen Namen, den auch Andere, Unschuldige trugen, vor Schimpf und Schande zu bewahren. — Doch genug davon! Soweit es überhaupt noch nöthig ist, von der Vergangenheit zu reden, werden wir es besser thun, nachdem Du Dich von Deinen Strapazen erholt hast. Zum letzten Male denn: Gute Nacht!"

Er ließ die Lampe zurück und tastete sich im Finstern auf den Fußspitzen hinab in das Schlafzimmer, wo auf einem Tischchen zwischen den altväterischen Betten mit mattem Schimmer ein Nachtlicht brannte. Lange hing sein Blick in der ungewissen Helligkeit an dem schönen Frauenantlitz, das in seiner lieblichen Umrahmung von welligem, goldblondem Haar und in der zart rosig überhauchten Elfenbeinfarbe seiner jungen Haut berückend holdselig auf dem weißen Kissen ruhte.

Geräuschlos, um die Schlummernde nicht zu wecken, ging er dann zur Ruhe, aber bis in den dämmernden Morgen hinein floh seine heißen Augen der Schlaf.

2.

Hell schien die Morgensonne, die in leuchtender Klarheit über der waldigen Berglehne emporgestiegen war, in des Professors Arbeitszimmer und malte zitternde Ringe auf den bunten Teppich wie auf die weißen Büsten Beethoven's und Mozart's, welche die hohen Bücherständer krönten. Tief auf sein Notenmanuskript gebeugt, saß Lauenberg vor dem Schreibtisch; aber die Hand, in der er den Bleistift hielt, ruhte schon seit mehr als einer Viertelstunde müßig auf dem Papier.

Ganz in seine Gedanken verloren, hörte er nicht, daß leise die Thür des Gemaches aufging, und der leichte Schritt eines Frauenfußes behutsam näher kam. Erst als ein weicher Arm sich schmeichelnd um seinen Nacken legte, und er einen warmen Athem an seiner Wange fühlte, fuhr er aus seinem Brüten empor.

„Warum hast Du mir das verschwiegen?“ klang ihm die sanfte Stimme seines schönen jungen Weibes zärtlich an das Ohr. „Du hättest mir eine große Beschämung ersparen können, wenn Du ganz offen gegen mich gewesen wärest. Ich habe Dich vorhin mit meinen Vorwürfen über

Deine schlechte Laune gequält und dieser Oper gegrollt, weil ich fürchtete, sie würde Dich mir schließlich noch ganz entfremden. Nun aber kenne ich die wahre Ursache Deiner Niedergeschlagenheit und bitte Dich wegen meiner thörichten Reden um Verzeihung."

Sie war von einer so unwiderstehlichen kindlichen Liebenswürdigkeit, daß er sich nicht enthalten konnte, seinen Arm um ihren schlanken Leib zu legen und sie zärtlich an sich zu ziehen.

„So hast Du ihn also gesehen, Magda? Er ist wortbrüchig gewesen wie immer und hat trotz seines feierlichen Versprechens geflissentlich Deinen Weg gekreuzt."

„Nicht geflissentlich, Erwin, und Du darfst ihm nicht zürnen, denn nur der Zufall hat mich mit ihm zusammengeführt. Ich begegnete ihm eben im Walde und lief ihm sogar entgegen, denn da er Deine Kleider trug, hielt ich ihn in der Entfernung für Dich."

„Und Du hast mit ihm gesprochen?"

„Gewiß! Hätte ich ihm etwa wortlos den Rücken wenden sollen wie einem Fremden — ihm, Deinem Bruder?"

„Er hat an mir nicht gehandelt wie ein Bruder, und ich denke, Magda, was er vor Jahren gegen Dich gesündigt, wäre Grund genug für Dich gewesen, Dich mit Verachtung von ihm abzukehren."

Ein liebliches, mädchenhaftes Erröthen machte ihre Wangen glühen. Sie sagte ganz leise: „Soll ich ihm zürnen, weil er, wenn auch ohne seinen Willen, der Urheber unseres Glückes gewesen ist? Ich war fast noch ein Kind, als ich mich von ihm geliebt und verrathen glaubte; die Erinnerung an jene Tage liegt hinter mir wie ein halb verwischter Traum. Wäre es nicht thöricht, wenn ich gegen Rudolph noch heute die tödtlich Beleidigte und Unversöhnliche spielen wollte? Und müßtest Du nicht an der Wahrhaftigkeit meiner Liebe zweifeln, wenn ich es thäte?"

„Das also war es, was Du besorgtest? Um meinen Argwohn nicht zu erwecken, kamst Du ihm freundlich entgegen?"

Er hatte sie aus der liebevollen Umarmung freigegeben, und Magda sah den Schatten auf seiner Stirn.

„Ich verstehe Dich nicht, Erwin! Als ich Deinem Bruder da oben in der Waldeinsamkeit so unvermuthet gegenüber stand, da war meine erste Empfindung freilich ein Gefühl heftigsten Erschreckens, und ich wäre am liebsten davongelaufen, um mich in Deine Arme zu flüchten. Aber dann, als ich seine bekümmerte Miene und die angstvolle Erwartung in seinen Zügen sah, da schämte ich mich meiner Thorheit, und ohne lange nachzudenken oder zu überlegen, redete ich ihn freundlich an, als ob er mir nie ein Leid zugefügt hätte. Habe ich damit ein Unrecht begangen?"

„Die Antwort auf solche Frage kann Dir nur Dein eigenes Gewissen geben, Magda! Du mußt mich zur Genüge kennen, um zu wissen, daß ich nicht mißtrauisch und eifersüchtig bin nach der gewöhnlichen Art engherziger Egoisten. Nie würde ich einen Versuch machen, Dich in Deiner Freiheit zu beschränken; aber es gibt Einflüsse, die stärker sind als unser Wille und vor solchen verderblichen Einflüssen gedachte ich Dich zu bewahren, als ich Rudolph verbot, Dir unter die Augen zu treten. Du hast ihn einst geliebt, und es ist nichts als eine Selbsttäuschung, wenn Du glaubst, daß diese Liebe nur ein Mißverstehen des eigenen Herzens, nur eine thörichte Mädchenlaune gewesen sei. Ich habe den Kummer gesehen, der Deine Wangen bleichte und den Glanz Deiner Augen verlöschte, als Rudolph's feige Flucht Dir die Gewißheit geben mußte, daß er Dich schmählich verrathen. Ich weiß, was Du damals gelitten hast; denn weil Du mir theurer warst, als mein Leben, litt ich mit Dir. Und ich weiß auch, daß es Dir nicht über Nacht gelungen ist, den Treulosen zu vergessen. Neunzehn lange

Monate mußte ich in stiller Trauer um Dich werben, ehe sich mir Dein Herz zuneigte und ehe Deine Lippen sich entschlossen, das beglückende Wort zu sprechen. Soll ich Dir nun Glauben schenken, wenn Du sagst, dies Alles liege jetzt bereits hinter Dir wie ein halb vergessener Traum?"

„Und doch würde ich Dir aufrichtig böse sein, Erwin, wenn Du in meine Worte auch nur den kleinsten Zweifel setzen könntest. Daß mir die erste große Enttäuschung meines Lebens einen tiefen Schmerz bereitete, ist ja gewiß; aber vielleicht war es nur die Demüthigung, die ich damals nicht überwinden zu können meinte. Und dann — was Dein langes Werben anbetrifft, Du guter, thörichter Mann — so hättest Du das Ja von meinen Lippen schon viel, viel früher vernehmen können, wenn Du Dich nur entschlossen hättest, mich zu befragen. Es ist zwar sehr garstig, daß Du mich dazu zwingst, es Dir zu gestehen; aber ich will Dir selbst auf die Gefahr hin, in Deiner Werthschätzung zu verlieren, bekennen, daß ich schon ein ganzes Jahr lang mit Sehnsucht auf jene Frage gewartet hatte!"

Die Schalkhaftigkeit dieses Geständnisses kleidete sie so reizend, daß all' seine Besorgniß und sein geheimes Mißtrauen zerstob wie ein Frühnebel im frischen Morgenwinde.

„Mein theures Weib! Mein Lieb!" sagte er innig, indem er ihre beiden Hände ergriff und sie mit Küssen bedeckte. „Ach, wenn Du wüßtest, wieviel ich unter diesen quälenden Zweifeln gelitten habe!"

„Nun aber wirst Du nie mehr zweifeln, nicht wahr — nie mehr? Und zum Beweise dafür wirst Du mir erlauben, unverzüglich eine Probe auf Dein Vertrauen zu machen. Willst Du mir versprechen, Dich ihr zu unterwerfen?"

Glücklich lächelnd sah Erwin zu ihr auf. „Du weißt ja, daß Du aus mir machen kannst, was Du willst, gefährliche kleine Zauberin! So laß denn Deine schreckliche Bedingung hören!“

„Du darfst Deinen Bruder nicht so von Dir gehen lassen, wie Du ihn an diesem Morgen fortschicken wolltest. Hättest Du gesehen, wie tief unglücklich er war, als er, Deinem Gebote folgend, auf Nimmerwiedersehen von dannen ziehen wollte, Du hättest es sicherlich nicht über's Herz gebracht, so grausam gegen ihn zu sein.“

Die sonnige Heiterkeit auf des Professors Antlitz war schon wieder dem früheren Ernst gewichen. „Er hat sich also über meine Grausamkeit bei Dir beklagt?“

„O nein,“ versicherte Magda eifrig. „Er hat mit Ausdrücken warmer Verehrung von Dir gesprochen; aber aus jedem seiner Worte klang der tiefe Schmerz darüber, daß seine Hoffnung auf Wiederherstellung des alten brüderlichen Verhältnisses eine vergebliche gewesen wäre.“

„Du hast, wie es scheint, ein sehr feinfühliges Verständniß für die geheimen Regungen seines Herzens; aber es ist freilich kaum ein Wunder zu nennen, daß Du ihn besser kennst, als ich.“

Wenn seine Worte ironisch gemeint waren, so hatte Magda diese Ironie doch jedenfalls nicht verstanden, denn es klang vollkommen unschuldig und unbefangen, da sie erwiederte: „Ja, ich kenne ihn gut, denn er hat sich von jeher ebenso wenig wie Du darauf verstanden, seine Empfindungen zu verbergen. Und weil ich sah, daß er in einer verzweifelten Stimmung war, wollte ich nicht, daß Dir seine nächsten Schritte etwa eine Veranlassung würden, Deine heutige Härte zu bereuen. Ich duldete nicht, daß er uns so verließ, sondern ich nahm ihn mit mir zurück.“

Der Professor fuhr auf und etwas wie Entsetzen malte sich auf seinem Gesicht. „Wie, Magda, das hättest Du

gethan? Hinter meinem Rücken und gegen meinen ausdrücklichen Willen?"

„Ja! Auf meine eigene Verantwortung hin habe ich es gewagt. Und nun magst Du die Schale Deines Zornes über mich ausschütten, wenn ich es verdient habe. Ich kann nun einmal Niemand unglücklich sehen, wenn es in meine Macht gegeben ist, ihm zu helfen."

Mit großen Schritten ging Erwin im Zimmer auf und nieder, während die schönen Augen seines jungen Weibes voll angstvoller Erwartung jeder seiner Bewegungen folgten. Lange Minuten eines schweren, drückenden Schweigens verstrichen, ehe er mit sichtlich nur mühsam erzwungener Ruhe sagte: „Du hast gehandelt wie ein thörichtes Kind, das mit dem Feuer spielt, ohne die Gefahr zu ahnen. Aber ich habe Dir jetzt die Augen geöffnet für diese Gefahr, und wenn Du trotzdem auf Deinem Willen beharrst, so mag es darum sein. Du bist alt genug, um Dich selbst zu beschützen und die Verantwortung für Deine Handlungen zu tragen. Was für einen Plan hast Du Dir denn nun hinsichtlich Rudolph's gemacht?"

„Einen Plan? Wie hätte ich dazu kommen sollen, Erwin? Ich dachte nur, daß wir ihm die Gastfreundschaft unseres Hauses anbieten müßten, bis es ihm gelungen ist, sich hier in der Heimath eine gesicherte Existenz zu begründen. Da er unverkennbar den besten Willen dazu hat, wird er Deine — Deine Güte wohl kaum allzu lange in Anspruch nehmen müssen."

„Wir werden ja sehen!" sagte der Professor kurz. — „Und er leistete Deiner Aufforderung, zurückzukehren, natürlich ohne Weiteres Folge?"

„Nein, ich mußte vielmehr meine ganze Beredtsamkeit aufbieten, um seinen Widerstand zu besiegen. Er fürchtete sich augenscheinlich sehr vor Deinem Zorn."

Um Erwin's Lippen zuckte es bitter. „Sage ihm, daß

dazu kein Grund mehr vorhanden ist; denn wie könnte ich ihm zornig begegnen, nachdem er in Dir — eine so warme Fürsprecherin gefunden hat. Nur alle langen Auseinandersetzungen oder gar Danksagungen mag er sich und mir gefälligst ersparen. Ich würde mich einer solchen Lage doch vielleicht noch nicht ganz gewachsen fühlen. Er ist bis auf Weiteres unser Hausgenosse und unser Gast — damit basta! Eine brüderliche Herzlichkeit des Verkehrs wird er von mir nicht ohne Weiteres verlangen dürfen, und es wäre mir sehr lieb, wenn er auch seinerseits nicht zu erheucheln versuchte, was sich doch nun einmal nicht über Nacht erzwingen läßt. Dein weiblicher Takt wird Dich einen Weg finden lassen, ihn von dieser meiner Gesinnung zu unterrichten, ohne daß es ihn geradezu verletzen müßte. — Und nun gestattest Du mir wohl, liebes Kind, mich wieder ein wenig mit meiner Oper zu beschäftigen."

Trotz der scheinbaren Gelassenheit seiner Rede befand er sich augenscheinlich in hochgradiger nervöser Erregung, und als Magda einen schüchternen Versuch machte, durch schmeichelnde Scherzworte seine Laune zu verbessern, wehrte er fast ungeduldig ihre Liebkosung ab.

Bestürzt und mit traurigem Gesichtchen ging sie hinaus, während ihr Gatte in sein finsteres Brüten zurücksank, nachdem er mit unsicheren Fingern nur wenige Takte geschrieben hatte.

* * *

Am Mittagstische erst sahen sich die Brüder wieder. Rudolph stand im Gespräch mit Magda am Fenster, als Erwin eintrat. Sie hatten von nichts Anderem als von der lieblichen Hügellandschaft gesprochen, die da vor ihren Blicken lag; aber sie verstummten jäh, und eine unverkennbare Verlegenheit war auf ihren Gesichtern, als die hohe, leicht gebeugte Gestalt des Professors auf der Schwelle erschien.

Er sah sie aufmerksam an und sagte ruhig: „Komme ich noch zu früh? Du ließest mich doch durch das Mädchen zum Essen rufen."

„Gewiß! Und wir haben bereits auf Dich gewartet. Aber wie bleich Du bist, Erwin! Ich fürchte immer, die Vollendung dieses großen Werkes kostet Dich ein Stück Deiner Gesundheit."

„Ach, wenn sie mich nichts weiter kostete als das! Aber mir ist manchmal, als würde ich es überhaupt niemals vollenden. Da ich begann, wollte mich der überschwengliche Reichthum von Ideen und Melodien fast erdrücken und nun — nun zermartere ich seit Tagen vergebens mein Gehirn, um den musikalischen Ausdruck für einen dichterischen Gedanken zu finden. Es ist, als ob der Quell versiegt wäre, den ich für unerschöpflich hielt, und die Vorstellung, daß mir dies eines Tages zur Gewißheit werden könnte, bringt mich zuweilen dem Wahnsinn nahe."

Magda war an seine Seite getreten. „Du bist überarbeitet, Erwin — nichts weiter! Und der Quell der Phantasie würde Dir um so reicher sprudeln, wenn Du Dir nur einige Wochen der Ruhe und Erholung gönnen wolltest. Du weißt, wie dringend auch der Arzt Dir zu solcher Ausspannung gerathen hat."

Der Blick des Professors streifte über das Gesicht seines Bruders hin, und er machte eine heftig abwehrende Bewegung. „Nein, nein! Davon versteht ihr Alle nichts! Ich bin nun einmal kein Genie, das sich mühelos und spielend den Lorbeer pflückt. Nur eiserner Fleiß und unbeugsame Beharrlichkeit können mich zum Ziele führen — der meint es nicht gut mit mir, der mich darin zu beirren suchte."

Sie setzten sich nieder, und Rudolph erhielt seinen Platz der jungen Hausfrau gegenüber. Erwin hatte seine Anwesenheit wie etwas Selbstverständliches hingenommen;

aber er hatte weder ein ermuthigendes Wort noch einen freundlichen Blick für ihn gehabt. Als wolle sie den peinlichen und beklemmenden Eindruck verwischen, den dies Benehmen ihres Mannes auf den Gast nothwendig hervorbringen mußte, war Magda in liebenswürdigster Weise bemüht, eine unbefangene Unterhaltung in Fluß zu bringen. Und da es ausschließlich Rudolph war, der ihr Antwort gab, so hatte sich — ohne daß sie selber dessen so recht inne wurde — bald ein sehr lebhaftes und angeregtes Zwiegespräch zwischen ihnen entsponnen. Nicht ohne guten Grund hatte Rudolph Lauenberg vor seiner Flucht nach Amerika in dem Rufe gestanden, ein ausgezeichneter Gesellschafter zu sein, und wenn er sich nun auch scherzend einen Hinterwäldler nannte, der sich in die guten Sitten der europäischen Kultur erst nach und nach wieder zurückfinden müsse, so glaubte Magda doch im Gegentheil wahrzunehmen, daß dieser Aufenthalt in Amerika seine Geschicklichkeit, leicht und anmuthig zu plaudern, viel mehr gesteigert als beeinträchtigt habe.

Die Stunde der Mahlzeit ging ihr wie im Fluge vorüber. Ihre Wangen waren höher geröthet, und ihre Augen glänzten, als man sich erhob, um in der offenen Veranda, die sich unmittelbar an das Speisezimmer anschloß, den Kaffee zu trinken. Die Schweigsamkeit ihres Gatten war ihr zuletzt kaum noch aufgefallen, und sie fühlte etwas wie ein mit leiser Reue verbundenes Erschrecken erst, als Erwin sich schon nach wenigen Minuten anschickte, die Veranda wieder zu verlassen.

„Wohin willst Du gehen?“ fragte sie, zu ihm emporblickend. „Darf ich nicht die Cigarren aus Deinem Zimmer holen?“

„Nein, mein Kind. Ich muß an meine Oper zurück. Möglich, daß mir am Flügel bessere Gedanken kommen, als am Schreibtisch.“

Sie wußte, daß es unmöglich sein würde, ihn nach einer so bestimmt abgegebenen Erklärung, zum Bleiben zu bewegen; aber ein Schatten ernster Sorge war auf ihrem Gesicht, als sie seinen verhallenden Schritten lauschte.

Wenige Minuten später drangen durch die geöffneten Fenster die vollen Klänge des schönen Instrumentes zu den auf der Veranda Zurückgebliebenen hinaus. Rudolph lehnte sich in seinen Stuhl zurück und nahm die Miene eines aufmerksam Lauschenden an.

„Das ist sehr schön," sagte er nach einer Weile, „und sehr tiefsinnig — fast zu tiefsinnig für die große Masse, wie ich befürchte. Erwin müßte längst einer unserer berühmtesten Tonsetzer sein, wenn nicht das Nachdenkliche und Grüblerische in seinen Kompositionen ihrer Verbreitung von jeher Eintrag gethan hätte."

„Es ist der Chor der Buddhapriester aus seiner neuen Oper," erklärte Magda, deren Gesicht sich bei jedem Lob, das ihrem Gatten gezollt wurde, mit einem Freudenschimmer verklärte, „und ich glaube, gerade diese Nummer der Partitur bildet seinen besonderen Stolz. Er spielt sie immer, wenn er sich in die rechte Stimmung zu neuem Schaffen versetzen will."

Der Priesterchor brach plötzlich ab. Ein sehnsüchtig klagendes Motiv von wundersamer Zartheit und Süßigkeit, das unfehlbar zum Herzen jedes Hörers sprechen mußte, trat an seine Stelle. Unter den halb gesenkten Lidern hervor blickte Rudolph unverwandt zu Magda hinüber, die sich jetzt, seine Anwesenheit offenbar mehr und mehr vergessend, ganz dem bestrickenden Zauber jener schönen Musik gefangen gab. Sie hatte den Kopf gegen den weinumrankten Holzpfeiler der Veranda gelehnt, und in den blauen Augen, die träumerisch den Zug der weißen Federwolken zu folgen schienen, schimmerte es feucht. Noch in keinem Augenblick hatte Rudolph so deutlich empfunden,

wie gerade jetzt, daß sie in diesen drei Jahren noch schöner geworden sei, als sie es einst in ihrer knospenhaften Jungfräulichkeit gewesen, und es mochten wohl andere Gedanken sein, als die an seines Bruders Musik, welche ihm dabei durch die Seele gingen.

Nun war das Spiel da drinnen abermals jäh und jetzt sogar mit einer häßlichen Dissonanz abgebrochen worden. Dann rauschte es in ganz anderen, wildleidenschaftlichen Akkorden durch die leise bewegte Luft des stillen Sommertages — doch nur für die Dauer weniger Sekunden. Der Spieler hatte inne gehalten, um dasselbe Motiv in etwas veränderter Gestaltung zu wiederholen, und so that er es noch vier oder fünf Mal, bis ein dumpfer Schlag, der fast wie der Knall eines fernen Schusses klang und Magda erschrocken zusammenfahren ließ, anzeigte, daß der Deckel des Flügels heftig zugeworfen worden war.

„Er hat den Gedanken noch immer nicht gefunden, nach welchem er seit Tagen wie ein Verzweifelter ringt," sagte die junge Frau leise und traurig. „Und ich kann nicht einmal versuchen, ihn zu ermuthigen und zu trösten; denn jedes gesprochene Wort läßt ihn das Peinigende und Qualvolle seines Mühens nur um so schmerzlicher empfinden."

Unten hinter dem Gebüsch, das ihnen den Ausblick auf den Weg versperrte, knirschte der Kiessand unter raschen Menschentritten; knarrend drehte sich die eiserne Pforte des Gartengitters in ihren Angeln, und eine Minute später sahen sie, wie Erwin, den breitrandigen, weichen Filzhut tief in die Stirn gedrückt, hastig gleich einem Verfolgten dem Walde zustrebte, hinter dessen Stämmen er rasch verschwand.

Magda legte die Hand über die Augen; ihre Brust hob und senkte sich in stürmischen Athemzügen, und sie

mußte ersichtlich ihre ganze Willenskraft aufbieten, um nicht in lautes Weinen auszubrechen.

Rudolph betrachtete sie mit funkelndem, begehrlichem Blick; aber seine Stimme stand mit ihrem sanften, weichen Klange in einem seltsamen Gegensatz zu der verrätherischen Sprache seiner Augen, als er nach Ablauf einiger Minuten sagte: „Wir Beide, Erwin und ich, hatten ohne Zweifel die besten und liebevollsten Eltern, und doch ist durch unsere Erziehung schwer an uns gesündigt worden. Aus dem Einen sollte durchaus ein großer Künstler, und aus dem Anderen ein tüchtiger Kaufmann gemacht werden. Und dies Experiment mußte mißglücken, weil man dabei die Loose falsch vertheilte. Wenn Einer von uns Beiden Temperament und Anlage zum Künstler besaß, so war es gewiß nicht mein Bruder Erwin, der schon als Jüngling nichts Anderes war als eine stille, grüblerische Gelehrtennatur, so wenig gemacht zu frisch zugreifendem Schaffen, als zum fröhlichen Kampf um die Geltendmachung der eigenen Person. Hätte man seinen Bildungsgang in die richtigen Bahnen gelenkt, so wäre er gewiß ein bedeutender Forscher geworden, und seine musikalische Begabung hätte ihm dann zu einem Mittel der Verjüngung und zu einem Schmuck seines Lebens werden können, während sie ihm jetzt nur eine Quelle immer neuer Enttäuschungen und Qualen ist. Ich aber — doch es kann Sie am Ende wenig interessiren, mich von mir selber reden zu hören."

Das vertrauliche Du, dessen sie sich einst bedient hatten, hatte er bei ihrem Wiedersehen nicht mehr anzuwenden gewagt; aber in der Art, wie er zu ihr sprach, war trotz der förmlicheren Anrede etwas wie eine beständige versteckte Mahnung an die Beziehungen, welche einst zwischen ihnen bestanden. Und mehr in einer seltsamen Verwirrung, die sie plötzlich über sich kommen fühlte, als einem wirklichen Herzensantriebe folgend, antwortete Magda: „Warum

sollte es mich nicht interessiren? Ich glaube Ihnen bewiesen zu haben, daß ich aufrichtigen Antheil nehme an Ihrem Geschick."

„Und doch lohnt es kaum, davon zu reden. Ich bin nun einmal Einer von den Verpfuschten, aus denen selbst mit dem redlichsten Bemühen nichts Rechtes mehr zu machen ist. Als man mir's mit Rücksicht auf das ungleich größere Talent meines Bruders verwehrte, ein Musiker zu werden, wie ich es mit der ganzen Inbrunst meiner begeisterten jungen Seele ersehnte, und als man dann auch meine Absicht, zur Bühne zu gehen, bekämpfte, da mag wohl Manches in mir geknickt und für immer zerstört worden sein, das bei richtiger Pflege später vielleicht gute Früchte gezeitigt hätte. Soweit ich zurückzudenken vermag, wird nur die Erinnerung an hundert und aber hundert Fälle in mir lebendig, wo ich hinter meinem erstgeborenen Bruder zurückstehen und ihm den Vorrang einräumen mußte. Meine Liebe zu Erwin hat darunter zwar keine Einbuße erlitten; aber das bittere Gefühl der Zurücksetzung ist doch wohl die schlimmste Saat, die auf den empfänglichen Boden eines jungen Herzens fallen kann. Es ist erstaunlich, wie rasch sie aufgeht, wieviel edle Regungen und gute Vorsätze sie zu überwuchern und zu ersticken vermag. Voll dumpfen Grolls fügte ich mich dem Machtwort meines Vaters und schlug die kaufmännische Laufbahn ein. Aber ich that es zu meinem Verderben; denn wenn ich auch neidlos den ersten Triumphen meines Bruders zusehen konnte, so war ich doch nicht widerstandsfähig genug, um das trostlose Einerlei des Komptoirdienstes zu ertragen. Wenn ich nicht in einer Stunde der Verzweiflung dahin gelangen sollte, Hand an mich selbst zu legen, so mußte ich ihm entfliehen. Niemand weiß so gut wie Sie, Magda, mit einem wie furchtbaren Opfer ich mir endlich meine Freiheit erkaufte."

Die junge Frau war rasch aufgestanden und hatte sich dem Eingang in das Speisezimmer zugewendet.

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen nicht länger Gesellschaft leisten kann. Aber meine häuslichen Pflichten rufen mich, und auch Sie werden ja gerne allein sein wollen, um die Briefe zu erledigen, von denen Sie vorhin gesprochen haben."

Sie war schon verschwunden, noch ehe er ihr antworten konnte, und mit einer Miene unwilliger Enttäuschung sah ihr Rudolph nach.

„Meine Briefe?" wiederholte er mit leisem Auflachen. „Das heißt, meine Bewerbungen um irgend einen armseligen Buchhalterposten. Der Wink war deutlich genug, meine schöne, gnädige Frau; aber ich hoffe, wir werden uns doch noch einmal aus einem anderen Tone unterhalten."

3.

Beim Einbruch der Dunkelheit erst kehrte Professor Lauenberg von seinem einsamen Spaziergang zurück. Er sah nicht aus, als ob er durch denselben sonderlich erfrischt und gestärkt worden sei, aber seine Stimmung war doch jedenfalls eine ruhigere geworden; denn er begrüßte Magda, die sein Kommen erspäht hatte und ihm schon auf dem Gartenwege entgegeneilte, mit einer Herzlichkeit, welche sie beglückte.

„Warum hast Du mich nicht mitgenommen, Erwin?" fragte sie mit zärtlichem Vorwurf. „Es ist lange her, daß wir nicht zusammen durch den Wald gestreift sind, wie in den ersten Wochen nach unserer Verheirathung. Ach, und jene Spaziergänge waren doch so schön!"

Er strich die kleinen Löckchen zurück, die sich immer wieder aus der Fülle ihres Haares hervorstahlen und küßte sie auf die Stirn.

„Später, mein Schatz — später werden wir Alles nach-

holen, was ich mir um meiner großen Lebensaufgabe willen jetzt versagen muß. Ich habe mich heute Mittag wohl etwas zu pessimistisch über die Vollendung meiner Oper ausgesprochen, denn die Schwierigkeiten, die sich mir jetzt noch entgegenstellen, werden ja am Ende nicht unüberwindlich sein. Wenn ich nur dies eine, unglückselige Motiv erst gefunden habe — diesen Ausdruck stürmischer Leidenschaft, der mir trotz alles Suchens und Mühens noch immer nicht zu meiner eigenen Befriedigung gelingen will."

Arm in Arm waren sie in das Haus eingetreten und gingen eben an der Thür des Musikzimmers vorüber, als volle, mächtig dahinrauschende Akkorde ihr Ohr erreichten. Erstaunt aufhorchend blieb der Professor stehen, und Magda fühlte, wie der Arm, auf den sie ihre Hand gestützt hatte, zuckte. Und sie selber stand wie festgebannt durch das Wunderbare, das sie da vernahm.

Das war ja dasselbe Motiv, welches Erwin heute Mittag gespielt hatte, als sie mit Rudolph lauschend auf der Veranda gesessen hatte. Aber es war doch wieder nicht dasselbe; denn von so gewaltiger, fortreißender Kraft waren jene Töne nicht gewesen — eine so elementare Leidenschaft hatte sich in ihnen nicht offenbart.

Sekundenlang stand Professor Lauenberg regungslos, dann stürzte er vor und stieß mit Ungestüm die Thür des Musikzimmers auf. Er sah seinen Bruder am Flügel sitzen, und mit funkelnden Augen rief er ihm zu: „Was ist das? Wie kommst Du zu dieser Melodie?"

Rudolph brach ab und wandte sich mit lächelnder Miene gegen den Eintretenden.

„Vergib, wenn ich mich da gewissermaßen einer kleinen Indiskretion schuldig gemacht habe, es war nicht böse gemeint. Ich hörte, daß Du Dich heute Mittag vergebens bemühtest, dieser Stelle den richtigen Schwung zu geben,

und es reizte mich, das Ding auch einmal zu versuchen. Wenn Dir die Abänderung gefallen hat, mache ich sie Dir hiermit feierlich und unter Verzicht auf alle Urheberrechte zum Geschenk."

„Sie sind wirklich ein Künstler," sagte Magda, die an ihres Mannes Seite getreten war und den Sturm in seiner Mienen nicht bemerkte, im Tone ehrlicher Bewunderung. „Was Sie da soeben spielten, war sehr schön. Und gleichsam im Scherz konnten Sie spielend ein Hinderniß überwinden, an dem Erwin's Kraft fast erlahmte."

Der Professor lachte laut und schneidend auf, so daß sie bestürzt zusammenschreckte.

„Nach einem solchen Lobspruch wird Dir, wie ich vermuthe, mein unmaßgebliches Urtheil über Deinen genialen Einfall ziemlich gleichgiltig sein," sagte er bitter. „Schade nur, daß ich ebenso wenig Verständniß für Scherze dieser Art, als Verwendung für Geschenke von der Gattung desjenigen habe, welches Du mir da so großmüthig anbietest."

Er stürzte hinaus und schlug die Thür seines Arbeitszimmers dröhnend hinter sich zu. Magda hatte ihm auf dem Fuße folgen wollen, doch Rudolph hatte ihre Hand ergriffen, um sie zurückzuhalten.

„Lassen Sie ihn!" mahnte er leise und dringend. „Stimmungen wie diese müssen in der Stille überwunden werden, wenn sie nicht einen geradezu gefährlichen Charakter annehmen sollen. Ich habe eine Ungeschicklichkeit begangen und Sie haben durch die Anerkennung, welche Sie mir zollten, die Sache leider nicht besser gemacht. Erwin ist in seinem Künstlerstolz und in seinem schöpferischen Selbstgefühl empfindlich verletzt worden; solche Wunden aber sind für egoistische Naturen schmerzhafter, als alle anderen, und man darf da keine Heilungsversuche machen, bei denen sie auf's Neue bluten könnten."

Und Magda blieb wirklich, obwohl sie zuerst die Hand ihres Schwagers unwillig hatte von sich abschütteln wollen. Zum ersten Mal seit ihrer Verheirathung empfand sie etwas wie wirklichen Aerger über ihres Mannes Benehmen.

„Aber ich vermag diesen Zornesausbruch Erwin's beim besten Willen nicht zu begreifen," sagte sie, unfähig, ihre Empfindung ganz zu verbergen. „Nie habe ich etwas von kleinlicher Eitelkeit an ihm bemerkt, und als ein Egoist hat er sich mir vollends nie gezeigt."

„O, man braucht mit diesem Worte ja auch durchaus nicht den Begriff von etwas Verwerflichem und Verdammenswürdigem zu verbinden. Der Egoismus des Künstlers hat unzweifelhaft seine Berechtigung, und Sie werden sich ihm anbequemen müssen, auch wenn Sie im weiteren Verlauf Ihrer Ehe noch stärkere Proben seines Daseins erhalten sollten."

Wenn er von seinen Worten eine weitere aufstachelnde Wirkung erwartet hatte, so sah sich Rudolph nun allerdings enttäuscht, und er preßte für einen Moment zornig die Lippen zusammen, als Magda nach einem kleinen Schweigen sagte: „Aber wenn wir ihn erzürnt haben, werden wir nun auch etwas thun müssen, um ihn zu versöhnen. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, ihn im Groll gegen mich zu wissen. Rathen Sie mir darum, was ich thun soll, seinen Aerger zu verscheuchen."

Der Gefragte zuckte mit den Achseln. „Ich weiß keinen besseren Rath als den, daß Sie ihn zunächst sich selbst überlassen. Versuchen Sie es doch, ob er jetzt überhaupt zugänglich ist für ein gutes Wort."

Und Magda versuchte es in der That. Sie klopfte schüchtern an die Thür von Erwin's Arbeitszimmer und legte, als sie keine Antwort erhielt, beklommenen Herzens ihre Hand auf den Drücker, um sogleich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ihr Gatte sich eingeschlossen habe. Halb-

laut rief sie seinen Namen in jenem schmeichelnden, zärtlichen Ton, dem er selbst in Augenblicken der Verstimmung bisher noch niemals hatte widerstehen können; aber auch jetzt blieb hinter der Thür, die ihr zum ersten Mal versperrt wurde, Alles todtenstill, und sie mußte sich endlich mit der beschämenden Gewißheit entfernen, daß ihr Schwager seinen Bruder besser zu beurtheilen verstanden hatte, als sie.

Doch es waren nicht allein Schmerz und Betrübniß in ihrem Herzen, sondern auch eine starke Regung von trotziger Bitterkeit, wie sie sie bisher niemals gekannt hatte. Sie war sich ja keines Unrechtes bewußt, und empfand das Benehmen ihres Mannes als eine Ungerechtigkeit, die sie durch nichts verschuldet hatte. Wie bereitwillig auch immer sie bisher manche der kleinen Launen ertragen hatte, in denen seine nervöse Ueberreizung sich während der letzten Wochen geäußert, diesmal wenigstens war es an ihm, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun; denn er hatte sie in der beschämendsten Weise zurückgewiesen, als sie gekommen war, um für ein Unrecht, das sie gar nicht begangen, seine Verzeihung zu erbitten.

Als man sich zu später Abendstunde noch einmal im Speisezimmer zusammenfand, war sie darum ganz gegen ihre Gewohnheit sehr schweigsam und ernst. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen, als der Professor eintrat; denn sie wäre ihm am liebsten entgegengeflogen und hätte sich an seine Brust geworfen. Aber sie hatte sich vorgenommen, dieses eine Mal standhaft zu bleiben, und dann war es ja auch die Anwesenheit ihres Schwagers, die sie verhinderte, dem ersten stürmischen Herzensantrieb zu folgen.

Eine drückende Stimmung, wie die dumpfe Schwüle vor einem Gewitter, lastete während der ganzen Dauer dieses abendlichen Beisammenseins auf den Dreien. Erwin

kam mit keinem Wort auf den seltsamen Kompositionsversuch seines Bruders zurück, und behandelte Rudolph auch nicht unfreundlich, wie Magda es im Stillen gefürchtet hatte. Daß aber eine bedrohliche Stimmung zwischen den Brüdern sei, verrieth sich ihrem durch die Sorge geschärften Auge aus mancherlei kleinen Anzeichen doch mit beängstigender Deutlichkeit. Sie selbst war es, die — um dem peinlichen Zustand ein Ende zu machen — verhältnißmäßig früh das Zeichen zur Trennung gab, indem sie, einen leichten Kopfschmerz vorschützend, ihrem Schwager gute Nacht wünschte. Es verdroß sie, daß er ihre Hand an seine Lippen führte und ihr mit viel größerer Wärme, als die Höflichkeit es ihm zur Pflicht gemacht hätte, baldige Besserung ihres Leidens wünschte. Immer lebhafter bereute sie die Unüberlegtheit, mit der sie an diesem Morgen der ersten Regung ihres guten Herzens gefolgt war; aber es mischte sich in diese Reue auch jetzt etwas wie ein Verlangen nach trotziger Auflehnung gegen das kränkende Mißtrauen ihres Gatten.

Vielleicht verrieth sich gerade von dieser letzteren Empfindung mehr, als sie selber ahnte, auf ihrem Gesicht, da sie nun auch auf Erwin zutrat, um sich von ihm zu verabschieden. Er blickte sie aufmerksam an, und als er sie dann mit einem kühlen: „Gute Nacht, Magda," auf die Stirn küßte, da durchschauerte es sie, wie wenn sich von der Stelle, wo seine Lippen sie berührt hatten, ein eisiger Strom durch ihren Körper ergöße. Rasch eilte sie aus dem Zimmer; draußen aber blieb sie ein paar Sekunden lang stehen und preßte beide Hände auf das klopfende Herz, weil es ihr an Athem fehlte, ihren Weg fortzusetzen.

Zwischen den beiden Zurückgebliebenen war es eine geraume Weile stumm. Ohne Zweifel wäre Rudolph sehr gern dem Beispiel seiner Schwägerin gefolgt; denn das Alleinsein mit Erwin konnte ihm kaum eine sonderlich be-

hagliche Empfindung bereiten. Aber ein sofortiger Rückzug hätte ganz das Aussehen einer Flucht gehabt, und er fürchtete sich vor einem spöttischen Lächeln des Professors mehr, als vor allen peinlichen Auseinandersetzungen, die ihm hier etwa noch bevorstehen konnten.

Als Erwin etwa fünf Minuten lang vergebens auf eine Anrede gewartet hatte, zog er ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt aus der Tasche, schlug es langsam auseinander und reichte es dann, indem er auf eine angestrichene Stelle deutete, seinem Bruder hinüber.

„Diese Zeitung schickte man mir heute Nachmittag unter Streifband zu," sagte er ruhig. „Vielleicht interessirt es auch Dich, die markirte Notiz zu lesen."

Rudolph warf einen scheuen Blick auf den Titel des Blattes, und obgleich er sich energisch zusammennahm, konnte er doch den Wechsel der Farbe auf seinen Wangen nicht verhindern. Wüthend nannte er sich selber im Stillen einen Schwächling, weil seine Finger merklich zitterten, als er das Papier aus den Händen des Professors in Empfang nahm, und las:

„Von einem anscheinend sehr geriebenen Hochstapler sind einige Mitbürger unserer Stadt empfindlich geschädigt worden. Derselbe hatte sich in dem besten Gasthofe einquartiert, nannte sich Prestidigitateur und Professor der höheren Salonmagie, und wußte durch sein sicheres Auftreten wie durch seine gewinnenden Manieren Alle zu bestechen, die seine Bekanntschaft machten. Es war, wie er vorgab, seine Absicht, in einem vornehmen Lokal mehrere Vorstellungen zu veranstalten, und sowohl der Gastwirth wie einige andere wohlhabende Männer, denen er sich näherte, fanden um so weniger Veranlassung, ihm zu mißtrauen, als er sich mit großem Selbstbewußtsein seiner nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem bekannten Klaviervirtuosen und Komponisten Lauenberg rühmte. Es

erschien Niemand besonders auffällig, daß er unter allerlei glaubwürdigen Begründungen seine neuen Bekannten um größere und kleinere Darlehen anging; denn es ahnte natürlich Keiner, in welchem Umfange der saubere Herr dies bequeme und einträgliche Geschäft betrieb. Erst als der Kellner eines Morgens vergeblich an seine Thüre klopfte, als man sah, daß der Vogel in aller Stille ausgeflogen war, wurde man inne, daß man einem schlauen Betrüger zum Opfer gefallen sei."

Es bedurfte einer auffallend langen Zeit, ehe Rudolph mit seiner Lektüre zu Ende gekommen war, und er hielt die Zeitung dabei geflissentlich so, daß Erwin sein Gesicht nicht beobachten konnte. Plötzlich aber schleuderte er das Blatt auf den Tisch und stieß ein kurzes, spöttisches Lachen aus.

„Eine wahre Räubergeschichte. Und Du nimmst das natürlich Alles für bare Münze!"

„Ich erwarte wenigstens, daß Du für die Unwahrheit dieser Erzählung gewichtigere Beweise haben wirst, als es eine einfache Ableugnung in meinen Augen sein könnte."

„O, es fällt mir gar nicht ein, zu leugnen. Wenn man mit allen Hunden gehetzt ist, wie ich es nach meiner Rückkehr aus Amerika war, und wenn man ohne einigen Kredit bei seinen Mitmenschen dem sicheren Hungertode preisgegeben wäre, kann man in Bezug auf die Mittel, sich diesen Kredit zu verschaffen, eben nicht allzu wählerisch sein. Aber ich hatte durchaus nicht die Absicht, diese Spießbürger auch nur um einen Pfennig zu betrügen. Wäre es mir gelungen, meine Vorstellungen zu Stande zu bringen —"

„Wie?" fiel der Professor ein. „Deine Vorstellungen? Du hättest Dich also wirklich als Zauberkünstler den Leuten zeigen wollen?"

„Gewiß! Drüben in Amerika lernt man mancherlei,

und ich hätte mich immerhin noch für etwas Schlimmeres entscheiden können, als für die höhere Magie. Es gibt sogar Leute, die sich eine Weltberühmtheit damit erworben haben, wie Bosco und Bellachini, von ihrem großen Vorgänger Cagliostro gar nicht zu reden."

„Erspare mir, wenn es möglich ist, Deine Scherze! Ich will mich eines Urtheils über den Beruf, den Du Dir da gewählt hast, enthalten; denn am Ende ist selbst die schlechteste Art des Broderwerbs besser als der Betrug. Warum also sind die beabsichtigten Vorstellungen nicht zu Stande gekommen?"

„Weil die bettelhaften Summen, zu deren Hergabe sich diese filzigen Kleinstädter verstanden, nicht hingereicht hätten, um auch nur die unentbehrlichsten Apparate anzuschaffen. Allein mit einem Spiel Karten kann man eben nicht die Unterhaltungskosten eines ganzen Abends bestreiten. Ich erkannte, daß ich das Geld niemals zusammenbringen würde und sah, daß die schäbigen Gesellen überdies anfingen, mißtrauisch gegen mich zu werden. Da faßte ich denn nach harten Kämpfen den Entschluß, mich an Dich um Beistand zu wenden, und daß ich darauf verzichtete, mich vorher von jedem Einzelnen meiner ehrenwerthen Freunde zu verabschieden, war mir unter den obwaltenden Umständen doch wohl kaum zu verargen. Es ist natürlich mein fester Wille, ihnen Alles auf Heller und Pfennig zu erstatten, und ich hätte mich schwerlich unter meinem richtigen Namen bei ihnen eingeführt, wenn es meine Absicht gewesen wäre, sie zu prellen."

„Vielleicht bist Du obendrein noch stolz darauf, diesen Namen, den Du von einem ehrlichen Manne geerbt hast, zum zweiten Mal der Verachtung der Leute preisgegeben zu haben. Aber genug davon! Es liegt nicht in meiner Absicht, Dir Vorwürfe zu machen. Wie groß ist die Summe, um welche es sich handelt?"

„O, eine Kleinigkeit, die ich unter günstigen Umständen mit Leichtigkeit an einem einzigen Abend hätte verdienen können. Selbst wenn ich die Rechnung dieses schurkischen Gastwirths, der natürlich mit dreifacher Kreide anschrieb, dazu nehme, sind es noch nicht ganz fünfhundert Mark."

„Gut! Es ist selbstverständlich, daß das Geld auf der Stelle bezahlt werden muß; denn ich wünsche nicht, daß man Dich in meinem Hause als einen Betrüger verhaftet. Begleite mich auf mein Zimmer, damit ich es Dir gebe."

„Wie, Erwin — das wolltest Du thun? Aber das ist viel zu viel Großmuth — das kann ich nicht annehmen; denn Du selber bist ja nicht reich."

„Nein! Und ich würde wahrscheinlich nicht allzu oft im Stande sein, mich durch solche Opfer gegen die Schande zu wahren. Du wirst gut thun, das nicht zu vergessen. Eine andere Art von Dankbarkeit begehre ich nicht. Komm!"

Ein größeres Maß von eisiger Verachtung, als sie in dem Ton dieser wenigen Worte enthalten war, hätten auch die heftigsten Vorwürfe nicht über das Haupt des Schuldigen ausgießen können, und als der Professor seinem Bruder jetzt den Rücken wandte, um vor ihm das Zimmer zu verlassen, da traf ihn aus Rudolph's Augen ein tückischer, haßerfüllter Blick. Die Lippen des Gedemüthigten jedoch blieben stumm, und er sprach auch nichts, als Erwin drüben in seinem Studirzimmer den Schreibtisch aufschloß und einem Fach desselben ein sorgfältig eingeschlagenes Päckchen von Banknoten entnahm.

„Das ist die bezeichnete Summe," sagte der Professor, indem er auf die fünf Hundertmarkscheine deutete, welche er vor dem Anderen auf den Tisch gezählt hatte. „Du wirst sie morgen früh an die Geschädigten absenden, und ich hoffe, daß Du in Deinem eigenen Interesse die Erledigung dieser Angelegenheit nicht um eine Minute länger aufschieben wirst, als es unumgänglich nothwendig ist."

Rudolph raffte die Banknoten auf und steckte sie, gleich werthlosen Papierschnitzeln zusammengeknittert, in seine Westentasche.

„Du willst nicht, daß ich Dir danke, Erwin, und in meiner gegenwärtigen Lage bleibt mir ja nichts Anderes übrig, als mich widerspruchslos Deinem Willen zu unterwerfen. Aber die Stunde wird kommen, da ich Dir dies zugleich mit allem Anderen heimzahlen und Dir wieder eine bessere Meinung beibringen kann, als Du sie jetzt von mir hegst.“

Der Professor antwortete nur durch eine abwehrende Handbewegung. „Ich habe zu arbeiten. Gute Nacht!“

Rudolph wartete eine Wiederholung des Befehls nicht ab, der in dieser Verabschiedung lag; aber als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, lachte er leise vor sich hin.

„Er glaubt mich zerschmettert zu haben mit der zermalmenden Wucht seiner Verachtung; aber er unterschätzt mich. Welch' eine Dummheit, daß ich nicht tausend oder zweitausend Mark genannt habe, denn er hätte sie ohne Zweifel ebenso bereitwillig hergegeben. Aber ich konnte freilich nicht ahnen, daß er so viel Geld hat.“

Da es ihm noch zu früh war, sich in sein Zimmer zurückzuziehen, trat er in den Garten hinaus, der heute von hellem Mondlicht überfluthet war.

„Verwünscht langweilig hier!“ brummte er vor sich hin, während er langsam einen der Kieswege dahinschlenderte. „Wahrhaftig, wenn es nicht ihretwegen wäre, ich würde es keine drei Tage aushalten.“

Ein Laut, der wie ein Schluchzen klang, schlug an sein Ohr. Er blickte auf und sah auf der Veranda, die noch in tiefem Schatten lag, die Umrisse einer weißen menschlichen Gestalt. Sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, schlich er auf den Fußspitzen herzu, und es gelang ihm in der

That, den hölzernen Vorbau zu erreichen, ohne daß Magda sein Näherkommen bemerkte.

Nun aber rief er leise ihren Namen, und mit einem Aufschrei fuhr sie zusammen, um sich sogleich ohne ein Wort der Erwiederung zum Gehen zu wenden.

„Fliehen Sie nicht, Magda," bat er mit jener überzeugenden Herzlichkeit, die er in den Klang seiner Stimme zu legen vermochte, wenn es ihm gefiel. „Sie wissen, daß Sie von mir nichts zu befürchten haben, und ich möchte Ihnen etwas sagen, das vielleicht zu Ihrer Beruhigung dienen kann."

Zaudernd und noch in halbem Widerstreben blieb sie stehen. Es war eine Entfernung von mehreren Schritten zwischen ihnen, und Rudolph schien überdies nicht gewillt, die zu der Veranda hinaufführenden Stufen zu ersteigen.

„Was könnten Sie mir mitzutheilen haben, das sich nicht auch bis morgen aufschieben ließe?" fragte sie zurück. „Es ist jetzt nicht die rechte Zeit für uns, eine Unterhaltung zu führen."

„Gegen wen machten wir uns damit eines Unrechts schuldig? Ich wünsche ja nur, eine Last von Ihrem Herzen zu nehmen und Ihnen Ihren Frieden wiederzugeben. Als Sie mich an diesem Morgen nöthigten, mit Ihnen hierher zurückzukehren, vollbrachten Sie eine Handlung selbstverleugnender Großmuth, für die ich Sie bis an meinen Tod wie eine Heilige verehren werde. Ich aber unterschätzte die Größe des Opfers, welches Sie mir damit brachten; denn ich hätte es sonst ja nimmermehr annehmen können. Nun aber, nachdem ich mit eigenen Augen gesehen habe, was Sie um meinetwillen leiden, nun ist es an mir, einen muthigen Entschluß zu fassen. Ich darf das Glück Ihrer Ehe nicht länger gefährden, Magda, ich muß fort von hier, und ginge es auch für mich aus diesem Hause geradewegs in's Verderben."

Er hielt inne, weil er als gewiß angenommen hatte, daß sie ihm widersprechen, daß sie wie am Morgen einen Versuch machen würde, ihn zu halten. Magda aber schwieg, und da er in der Dunkelheit, die ihre schützenden Schleier über sie gebreitet hatte, nicht einmal in dem Ausdruck ihres Gesichts nach der Wirkung forschen konnte, die seine Worte auf sie hervorgebracht, wurde er doch unsicher, ob seine gewagte Taktik die richtige gewesen sei.

„Ich leugne nicht, daß ich alle meine Hoffnungen auf Ihre hochherzige Vermittelung gesetzt hatte," fuhr er in schwermüthigem Tone fort. „Mein Leben war mir werthlos geworden in dem Alleinsein, zu welchem der unversöhnliche Groll meines Bruders mich verurtheilt hatte; denn ich gehöre leider zu jenen bedauernswerthen Menschen, denen ein klein wenig Liebe zu ihrem Gedeihen unentbehrlicher ist, als einer Pflanze der Sonnenschein. Ich fühlte, daß ich nahe daran sei, unterzugehen, und auf jede Gefahr hin machte ich mich deshalb auf den Weg, meinen Bruder um Frieden zu bitten. Sie wissen, Magda, mit welchem Erfolge! Zwischen ihm und mir steht etwas, mit dessen Vorhandensein ich freilich nicht gerechnet hatte. Er haßt mich, weil ich einst für einige kurze, glückliche Wochen Ihre Liebe besessen, und der Verlauf des heutigen Tages hat mir gezeigt, daß er mir tausendmal eher das fluchwürdigste Verbrechen verzeihen würde, als dies. Was bleibt mir unter solchen Umständen noch Anderes übrig, als zu gehen — mit blutendem Herzen zu gehen; denn hinter mir liegt Alles, was eines Menschen Dasein lebenswerth machen kann und vor mir ist nichts als die Einsamkeit, die Dunkelheit, die hoffnungslose Oede —"

Kein Schauspieler hätte seine Rolle beweglicher und ergreifender spielen können, als er. Magda mußte ein Herz von Stein haben, wenn es ihm auch jetzt noch nicht gelungen war, Eindruck auf sie zu machen. Und nun endlich

brach sie in der That das lange Schweigen, das für ihn so unbehaglich gewesen war.

„Ich habe Mitleid mit Ihnen, Rudolph,“ sagte sie leise, „aber ich sehe keine Möglichkeit, Ihnen zu helfen. Wir stehen unter einem Verhängniß, dem wir uns geduldig beugen müssen, weil wir nicht die Macht haben, es zu wenden.“

Das war freilich etwas ganz Anderes, als er erwartet hatte, und er fühlte, daß es hohe Zeit sei, sich ein Seitenthürchen offen zu halten, wenn er sein Spiel nicht vorschnell verloren geben wollte.

„Unterwerfung oder Kampf — das sind allerdings die beiden einzigen Möglichkeiten, die es für Menschen in unserer Lage gibt. Ich will mir selber nicht die Frage vorlegen, ob es wirklich gar so aussichtslos wäre, es mit dem Kampfe zu versuchen; denn das Lebensglück meines Bruders wird mir immer heilig sein trotz des Hasses, mit dem er mich verfolgt. Ich werde den anderen Weg wählen und werde mich unterwerfen — das heißt, ich werde gehen. Nur für einen einzigen Tag noch müssen Sie mich in Ihrer Nähe dulden; denn es sind da einige Aufgaben zu erfüllen, denen ich mich nicht entziehen kann. Dann aber —“

Er konnte nicht vollenden; denn drinnen im Hause wurde irgendwo eine Thür mit heftigem Dröhnen in's Schloß geworfen, und Magda flüchtete, wie wenn sie auf einem Verbrechen ertappt worden wäre, von der Veranda in das Zimmer zurück. Ein paar Minuten lang wartete Rudolph ungeduldig auf ihre Wiederkehr; als aber auch dann noch Alles still blieb, und als er keine Antwort erhielt auf seinen wiederholten halblauten Zuruf, gab er die Hoffnung auf, sie noch einmal erscheinen zu sehen, und setzte verdrießlich den Spaziergang fort, der durch dies kleine Abenteuer eine — wie er sie halb spöttisch bei sich selber nannte — so romantische Unterbrechung erfahren hatte.

Zwei Stunden später, als er aus der Weinstube heimkehrte, die er unten im Städtchen glücklich entdeckt hatte, brannte in seines Bruders Studirzimmer noch immer die Lampe. Auf den Zehen wollte er an der fatalen Thür vorüberschleichen, aber Erwin mußte ihn dennoch gehört haben; denn noch ehe Rudolph den Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt hatte, trat er auf die Schwelle. Obwohl der reichlich genossene Wein seinen Kopf ein wenig umnebelt hatte, gewahrte der Ankömmling doch, daß sein Bruder merkwürdig verstört und leidend aussah.

„Hoffentlich ist es nicht meine späte Rückkehr, die Dich in Deiner Arbeit gestört hat,“ sagte er im Tone einer Entschuldigung. „Ich wollte den prächtigen Sommerabend noch auf ein Viertelstündchen genießen und bin dabei ein wenig in die Irre gegangen.“

Der Professor sah ihn unverwandt an, und es wurde dem Anderen ein wenig unheimlich unter diesem durchdringenden Blick.

„In die Irre — so? Und Du hast mir sonst nichts zu sagen?“

„Nicht, daß ich wüßte, Erwin, es sei denn, daß Du mir gestattest, meinen Dank für Deine großmüthige Hilfe —“

„Kein Wort davon! Gute Nacht!“

„Hole der Teufel dies Spioniren!“ knurrte Rudolph, während er in sein Giebelstübchen hinaufstieg. „Und wie er mich ansah! — Aber es ist lächerlich! Ich fürchte mich vor ihm so wenig als vor irgend einem Menschen in der Welt.“

— — — — — — — — — — — —

Als Rudolph am nächsten Morgen die unteren Räume des Hauses betrat, war die Frühstücksstunde bereits vorüber, und er wurde weder seines Bruders noch Magda's ansichtig. Gelangweilt blätterte er eine Weile in den Journalen, die er im Speisezimmer fand und unternahm dann

einen Spaziergang durch den Garten und in die nächste Umgebung des Hauses. Als er nach zwei Stunden zurückkam, hörte er, daß im Musikzimmer auf dem Flügel gespielt wurde, und zweifelte nicht, daß es Erwin sei, der mit seiner Oper beschäftigt war.

„Hoffentlich erhalte ich wenigstens jetzt etwas zu frühstücken,“ dachte er, indem er sich an dem Musiksalon vorbei in das Eßzimmer begab. „Man scheint es mit den Pflichten der Gastfreundschaft gegen mich nicht mehr allzu genau zu nehmen.“

Er öffnete die Thür, und ein Ausdruck sehr angenehmer Ueberraschung trat auf sein Gesicht, als er Magda vor sich sah. Sie trug denselben lichtfarbigen Morgenrock, dessen heller Schimmer ihm in der verflossenen Nacht ihre Anwesenheit auf der Veranda verrathen hatte, und die Schönheit ihrer schlanken, ebenmäßigen Gestalt konnte nicht vortheilhafter zur Geltung gebracht werden, als in dem weichen Faltenfluß dieses bequemen Gewandes. Das Gesicht der jungen Frau freilich schien angegriffen und übernächtig. Ihre Wangen waren blaß und unter ihren großen blauen Augen lagerten leichte Schatten. Sie erwiederte den Gruß des Eintretenden nur mit leiser Stimme und in sichtlicher Befangenheit. Rudolph aber trat — ganz hingerissen von ihrer bestrickenden Schönheit — rasch auf sie zu.

„Wie leidend Sie aussehen, Magda! Und ich allein trage die Schuld daran! O, Sie können nicht ahnen, welche grausame Pein mir dies Bewußtsein bereitet.“

„Sie haben keinen Grund, sich Vorwürfe zu machen,“ erwiederte sie, indem sie sich geflissentlich am Tische beschäftigte, um seinem Blick auszuweichen. „Und die Verstimmung meines Mannes wird ja auch vorübergehen, wenn —“

„Wenn ich Ihr Haus wieder verlassen habe. Nicht wahr, das war es doch wohl, was Sie sagen wollten? Ich

allein bin es, der Sie verhindert, glücklich zu sein — ich, der doch mit Freuden sein Herzblut hingäbe, um Sie glücklich zu machen."

Da Magda ihm nicht antwortete, wurde er zuversichtlicher. Eine Frau, die sich von ihrem Manne vernachlässigt und ungerecht behandelt glaubte, mußte ja seiner Ueberzeugung nach auf die eine oder die andere Weise zu gewinnen sein. Aber er kannte sie doch zur Genüge, um sich zu sagen, daß einige Behutsamkeit immerhin geboten sein würde.

„Ich habe Ihnen schon in dieser Nacht versprochen, daß ich gehen werde," fuhr er mit weichem, gedämpftem Klange fort, „und mein Entschluß ist unwiderruflich. Was er mich gekostet hat, ist für Sie ohne Bedeutung; denn da mich Niemand gerufen hat, trifft auch Niemand die Verantwortung für das Schicksal, das ich durch meine unerbetene Herkunft über mich heraufbeschworen habe. Aber ein gutes Wort und einen freundlichen Blick wenigstens hätte ich doch vielleicht verdient. Seit drei Jahren war in meinem Leben keine Stunde, die nicht dem Gedanken an Sie gehört hätte, Magda, und daß es künftig nicht anders sein wird, brauche ich Ihnen doch wohl kaum zu versichern. Wie traurig wäre es um mich bestellt, wenn ich Ihr Bild nur so in meinem Herzen bewahren dürfte, wie ich Sie heute vor mir sehe — mit dem stillen Leid einer Märtyrerin und mit dem unausgesprochenen Vorwurf gegen mich in den Zügen. Lächeln Sie mir nur ein einziges Mal gütig zu, Magda, sagen Sie mir nur einziges Mal, daß Sie mir verziehen haben und daß Sie mir auch künftig, wenn ich mich auf Nimmerwiedersehen von hier entfernt habe, zuweilen einen freundlichen Gedanken vergönnen werden!"

„Gewiß, Rudolph," erwiederte sie mit voller Aufrichtigkeit. „Ich werde oft an Sie denken, und nicht aufhören,

das harte Geschick zu beklagen, das uns nöthigt, so von einander zu gehen."

Er war ihr immer näher gekommen, und sie hatte, da sie mit dem Rücken gegen den Tisch stand, nicht weiter vor ihm zurückweichen können. Nun plötzlich warf er sich, noch ehe sie seine Absicht auch nur ahnen konnte, vor ihr auf die Kniee nieder und umschlang mit beiden Armen ungestüm ihren Leib.

„So habe ich mich nicht getäuscht, Magda? Du hattest nicht aufgehört, mich zu lieben, auch als Du Dich dem Anderen zu eigen gabst! Du liebst mich noch immer und bist darum mein kraft jenes göttlichen Gesetzes, das wir in unserem eigenen Herzen tragen."

Er wollte die im Uebermaß der Ueberraschung und des Entsetzens gleichsam Erstarrte stürmisch an sich pressen; aber er fuhr noch in demselben Moment mit einem Aufschrei jäh empor, denn ein Faustschlag hatte seine Stirn getroffen, und er hörte eine wohlbekannte Stimme mit zitternden, halb erstickten Lauten sagen:

„Hinaus! Aus meinen Augen, ehrloser Dieb! Fort — oder ich vergesse, daß Du mein Bruder bist!"

Noch halb verwirrt von der Wucht des Schlages war Rudolph gegen die Wand des Zimmers getaumelt und starrte mit weitgeöffneten, entsetzten Augen auf seinen Bruder, der hoch aufgerichtet mitten im Zimmer stand, mit einer Miene und in einer Haltung, die selbst dem kecken Abenteurer Furcht einzuflößen vermochte.

„Du weißt nicht, Erwin —" wollte er stotternd beginnen; aber mit ausgestrecktem Arm deutete der Professor nach der Thür.

„Hinaus!" donnerte er. „Kein Wort weiter — meine Selbstbeherrschung ist zu Ende!"

Da machte der Ertappte keinen weiteren Versuch mehr, irgend etwas zu seiner Vertheidigung vorzubringen. Mit

gesenktem Haupte schlich er aus dem Zimmer wie ein geschlagener Hund, und stürmte dann die Treppe hinauf nach dem Giebelzimmer, wo sich die geringen Habseligkeiten befanden, die ihm der Professor aus seiner eigenen Garderobe zur Verfügung gestellt hatte.

— — — — — — — — — — — —

„Erwin!"

Mit diesem Ausruf hatte sich Magda in die Arme ihres Gatten werfen wollen, aber mit einer schroff abwehrenden Bewegung war sie von ihm zurückgewiesen worden.

„Rühre mich nicht an, Ehrvergessene!" stieß er in höchster Erregung hervor. „Zwischen uns kann es keine Gemeinschaft mehr geben als den Schein der Zusammengehörigkeit, den wir vor den Augen der Welt meinetwegen bewahren mögen. Die Lüge wird Dir wenig Ueberwindung kosten. Du bist des Lügens ja gewöhnt; denn jedes Deiner Worte war eine schändliche Lüge und jeder Deiner zärtlichen Blicke ein erbärmlicher Betrug."

Er wandte sich ab, und als sie ihm folgte, als sie sich verzweifelt vor ihm niederwarf, um seine Hand zu erfassen und ihn zurückzuhalten, stieß er sie mit einer Geberde der Verachtung zum zweiten Male von sich, ging in sein Studirzimmer, und sie vernahm, wie sich in dem Schloß seiner Thür rasselnd der Schlüssel drehte.

4.

Die beiden Dienstmädchen des Lauenberg'schen Hauses warfen sich bedeutsame Blicke zu und flüsterten verstohlen miteinander, wenn sie sich unbeobachtet glauben konnten. Daß es bei ihrer Herrschaft nicht mehr mit rechten Dingen zuging und daß etwas ganz Außergewöhnliches vorgefallen sein mußte, war selbst für ihr bescheidenes Begriffsvermögen außer allem Zweifel. Der Professor hatte die Nacht auf dem Sopha seines Arbeitszimmers zugebracht und am

nächsten Tage sogar Befehl gegeben, ihm sein Bett in einer Ecke des Musikzimmers aufzuschlagen. Die kleineren Mahlzeiten mußten ihm in seine Studirstube gebracht werden, und das Hausmädchen, welchem die Aufwartung beim Mittagessen oblag, versicherte der Köchin, daß während des ganzen Mahles auch nicht einziges Wort zwischen den beiden Eheleuten gewechselt worden sei. Daß die junge Frau blaß war und roth geweinte Augen hatte, wäre ja überdies selbst dem Kurzsichtigsten nicht entgangen, und so waren denn die beiden Mädchen bald darüber in's Reine gekommen, daß es einen schrecklichen Zank gegeben haben müsse, an welchem der so unvermuthet aufgetauchte und so plötzlich wieder verschwundene Bruder des Herrn sicherlich einen nicht geringen Antheil gehabt. Es war freilich das erste Mal seit der Hochzeit des jungen Paares, daß sich etwas derartiges ereignete; aber die Köchin, die sich in vierzig sauren Lebensjahren schon ein gut Theil Menschenkenntniß erworben hatte, meinte, das komme auch in den allerbesten Ehen vor und es reinige gewöhnlich auf lange Zeit hinaus die Luft.

Von solcher Luftreinigung aber war in Professor Lauenberg's Hause vorderhand noch sehr wenig zu spüren. Schon neigte sich der dritte Tag seit Rudolph's Entfernung seinem Ende zu, und noch immer lastete dieselbe furchtbare Spannung über dem sonst so traulichen Heim. Magda sah ihren Gatten nur für eine einzige Stunde des Tages, und er hatte ihr die Möglichkeit, während dieser Stunde eine Aussprache herbei zu führen, dadurch abgeschnitten, daß er ihre Absicht, das aufwartende Mädchen hinauszuschicken, durch einen kurzen Befehl entgegengesetzter Art vereitelte. Aus der wahrhaft erschreckenden Veränderung in seinem Aussehen konnte die junge Frau errathen, daß auch er unter diesem unnatürlichen Zustande namenlos zu leiden hatte; aber sein beharrliches Schweigen und die eisige Höf-

lichkeit, mit welcher er Magda begegnete, schnitten ihr jede Möglichkeit ab, selbst um den Preis der äußersten Demüthigung den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun.

Da entschloß sie sich endlich, ihm zu schreiben; denn sie fühlte, daß ihre Kräfte nicht ausreichten, ein Leben wie dieses weiter zu führen. Zugleich mit dem Abendessen, das sie selbst ihm in der Küche bereitet hatte, sandte sie ihm den Brief, auf den während des Schreibens so manche heiße Thräne niedergefallen war. Dann ging sie auf ihr Zimmer und wartete, daß er kommen würde, ihr die Antwort zu bringen. Aber Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und noch immer wartete sie umsonst. Als die Uhr auf dem Kaminsims die Mitternachtsstunde zeigte, erlosch auch das letzte schwache Hoffnungsfünkchen in ihrem Herzen. Ihre verhärmten Züge nahmen eine eigenthümliche Starrheit an, und sie strich wiederholt mit der Hand über die Stirn, wie wenn sie da etwas wegwischen wollte, das dumpf lastend auf ihrem Geiste lag und sie der Fähigkeit klaren Denkens beraubte.

Wohl noch eine halbe Stunde lang stand sie am Fenster, um in den mondhellen Garten hinauszuschauen, durch dessen Heckengänge sie vor Jahresfrist am Arme ihres Gatten als die glücklichste aller Frauen gewandelt war; dann begann sie den kleinen Koffer, der noch von der Hochzeitsreise her in ihrem Zimmer stand, wie zu einem kurzen Ausfluge zu packen. —

Professor Erwin Lauenberg aber saß um dieselbe Stunde in der Haltung eines gebrochenen Mannes vor seinem Schreibtisch und starrte mit düsterem Blick auf sein Notenheft, ohne doch nur im Entferntesten an seine Arbeit zu denken. Der Stolz des in seiner Ehre tödtlich beleidigten Mannes, der ihn Magda's verzweifelt ausgestreckten Hände mit Verachtung hatte zurückschleudern lassen, rang in ihm

mit der Liebe zu seinem Weibe, das auf immer zu verlieren er nicht ertragen konnte.

Magda's Brief aber, der vielleicht eine Lösung des Zwiespaltes herbeigeführt haben würde, lag unbeachtet und ungelesen unter den Notenblättern, die sich darüber geschoben hatten. Der Professor hatte es in seiner starren Versunkenheit nicht einmal bemerkt, als das Dienstmädchen, nachdem sie das Abendbrod auf den Tisch gestellt, mit einigen halblauten Worten das Schreiben neben ihm niedergelegt hatte.

Das Hämmerchen im Schlagwerk des Regulators schlug mit hellem Klange einmal an. Das erst rüttelte den Professor aus seinen Gedanken auf.

„Es ist halb zwölf Uhr. Ich will versuchen zu schlafen."

Er erhob sich mit Anstrengung wie ein Kranker und löschte die Lampe aus. In demselben Augenblick war es ihm, als ob er die eiserne Gartenthür knarren und zufallen hörte. Er horchte auf, aber da draußen Alles still blieb, glaubte er an eine Sinnestäuschung und begab sich ohne Licht nach dem Musikzimmer, das der Mond zur Hälfte mit einer fahlen, bläulichen Helligkeit erfüllte. Die schwarze Masse des geschlossenen Flügels erschien ihm in dieser Beleuchtung wie ein großer Sarg, und ein Erschauern ging durch seine Glieder, als er sich, nur der Oberkleider entledigt, auf sein Lager warf.

— — — — — — — — — — — —

Wen der erquickende Schlummer flieht, den treibt es im ersten Morgensonnenschein mächtig hinaus aus den engen vier Wänden des Zimmers, das ihm in der schier unendlichen Oede der Nacht zu einem martervollen Gefängniß geworden war. Unter den hohen Laubgewölben des herrlichen Buchenwaldes, der ihm so oft in Stunden glücklicher Schaffensfreude im wahrsten Sinne ein Tempel der Andacht gewesen, suchte Erwin den verlorenen Frieden seines

Gemüthes wiederzufinden; aber obwohl er bis zur völligen körperlichen Erschöpfung umherstreifte, diesmal versagte ihm selbst die Natur eine Linderung seiner Leiden, und er kehrte kränker und zerrissener, als er gegangen war, in sein freudloses Heim zurück.

Befremdet blieb er auf der Schwelle seines Studirzimmers stehen. Noch hatte das Hausmädchen die Säuberung desselben nicht begonnen, und Alles befand sich in dem Zustande, wie er es gestern Abend verlassen — Alles bis auf den Schreibtisch, den er nur mit einem flüchtigen Blick hatte zu streifen brauchen, um zu sehen, daß inzwischen fremde Hände über ihm gewesen waren. Die Thüren einiger Fächer standen weit offen und mehrere Schubladen waren herausgezogen, Papiere und Briefbündel lagen über den Fußboden verstreut, und die Scherben eines Blumentopfes vor dem offenen Fenster zeigten deutlich genug an, welchen Weg der ungebetene Besucher genommen hatte.

Erwin erkannte sofort, daß auch das Fach, in welchem er das für die Bestreitung der laufenden Bedürfnisse erforderliche Geld aufzubewahren pflegte, erbrochen worden war. Er trat näher herzu und überzeugte sich, daß es vollständig leer sei; der Dieb mußte also mit den Verhältnissen des Hauses wie mit den Gewohnheiten des Hausherrn vertraut gewesen sein, denn keines der übrigen im Zimmer befindlichen Möbel zeigte Spuren des Versuchs einer gewaltsamen Eröffnung.

Mit gleichsam versteinertem Gesicht starrte der Professor eine Weile in das beraubte Fach. Da streifte sein Blick einen auf der Schreibtischplatte liegenden Gegenstand, den er nicht sogleich bemerkt hatte, und seine Lippen preßten sich fester zusammen. Es war ein Messer, dessen sich der Einbrecher unzweifelhaft bei der Sprengung der verschlossenen Schreibtischthüren bedient hatte; denn die Klinge war in der Mitte abgebrochen. Der Professor aber kannte

dieses besonders stark und kunstvoll gearbeitete Taschenmesser gut genug; denn er selber hatte es vor fünf Jahren auf einer Gewerbeausstellung gekauft, um seinem Bruder Rudolph ein Geschenk damit zu machen. Da waren auf einer kleinen silbernen Platte noch die verschlungenen Buchstaben R. L., die er damals hatte eingraviren lassen, und wenn er vorhin noch einen Zweifel gehegt in Bezug auf die Person desjenigen, der ihn bestohlen, so mußte ihm angesichts dieses Beweisstückes zur unumstößlichen Gewißheit geworden sein, was ihm schon beim Betreten des Zimmers als eine furchtbare Ahnung durchzuckt hatte.

Er griff nach der Glocke und klingelte, daß es laut durch das Haus schallte.

„Gehen Sie unverzüglich auf das Bürgermeisteramt, Minna," befahl er dem eintretenden Mädchen, „und melden Sie, daß ich in der verwichenen Nacht bestohlen worden sei. Ich lasse bitten, daß man mir so bald als möglich einen Polizeibeamten zur Aufnahme des Thatbestandes sende."

Mit höchst bestürzter Miene zog sich das Mädchen zurück, um den erhaltenen Auftrag auszuführen. Professor Lauenberg verschränkte die Hände auf dem Rücken und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen; nach Verlauf einer Viertelstunde aber klingelte er von Neuem.

Diesmal war es die Köchin, welche schüchtern den Kopf zur Thür hineinsteckte.

„Sagen Sie meiner Frau, daß ich sie auf einige Minuten hierher bitten lasse," befahl er. „Es handle sich um eine Angelegenheit von dringlichster Eile und äußerster Wichtigkeit."

„Jawohl, Herr Professor," stammelte das Mädchen verlegen, „aber — aber — die gnädige Frau ist ja doch verreist."

Er starrte sie an, als ob sie in einer fremden Sprache

zu ihm geredet hätte. „Verreist? Sind Sie bei Sinnen? Wie kommen Sie auf einen so verrückten Gedanken?"

„Nun, ich meinte nur, weil doch die gnädige Frau nicht da ist — weil das Bett heute Morgen ganz unberührt war und weil sie auch den Handkoffer mitgenommen hat, der immer in ihrem Zimmer stand —"

„Genug — genug!" fiel Erwin ihr in die Rede. „Ich habe kein Verlangen darnach, mich von all' Ihren scharfsinnigen Beobachtungen unterrichten zu lassen. Nun, was stehen Sie noch immer da? Sie hören doch, daß ich Ihnen nichts weiter zu sagen habe, und daß Sie gehen können!"

Als er allein war, griff er mit beiden Händen an die Schläfen und starrte wie entgeistert zur Erde. Dabei fiel sein Auge auf einen Brief, der auf der Erde lag und über den sein Fuß schon mehrmals achtlos hinweggeschritten war. Er hob ihn mechanisch auf. Der Brief war an ihn gerichtet, die Adresse zeigte die Schriftzüge Magda's.

Ein schneidendes Lachen entrang sich den Lippen des in wahnsinniger Erregung befindlichen Mannes.

„Die Elende!" stieß er hervor. „Sie ist fort — mit ihm. Und dieser Brief soll —" er warf das Schreiben verächtlich und mit einer Geberde auf den Schreibtisch, als brenne es ihn in der Hand. Was sollte er es auch lesen, wo die Thatsachen so deutlich sprachen. —

In Begleitung eines Gendarmen erschien nach einer halben Stunde der Bürgermeister in eigener Person, war aber nicht wenig überrascht, als Erwin auf seine Anrede hin wie aus einem Traume emporfahrend sagte: „Ich bedaure lebhaft, Sie ohne Noth bemüht zu haben, Herr Bürgermeister! Das Fehlen einer Geldsumme, die ich im ersten Augenblick für gestohlen hielt, erklärt sich aus meiner eigenen Vergeßlichkeit. Sie ist bereits wiedergefunden, und es bleibt mir nur übrig, wegen der voreiligen Anzeige Ihre Verzeihung zu erbitten."

„Nun, diese Erledigung der Angelegenheit ist mir jedenfalls lieber als jede andere, Herr Professor,“ meinte der Leiter der städtischen Polizeiverwaltung verbindlich, indem er dem Gendarmen einen Wink gab, sich zurückzuziehen. „Offen gestanden hielt ich mich von vornherein überzeugt, daß es sich bei dem gemeldeten Diebstahl nur um die That eines Hausgenossen handeln könne; denn Einbrüche und ähnliche gewaltthätige Verbrechen sind, Gott sei Dank, hier noch niemals vorgekommen, so lange ich an der Spitze unseres Gemeinwesens stehe. Das überlassen wir den Großstädtern, die mit so viel Geringschätzung auf uns herab zu blicken pflegen.“

„In der That — ich bedaure, Sie bemüht zu haben.“

Der Herr Bürgermeister sah nachdenklich auf die starren Züge des Professors und kam zu der Ueberzeugung, daß dieser sich in einem Zustande tiefer, nervöser Erregung befinde, hielt es daher für das Beste, auf eine weitere Unterhaltung zu verzichten und sich zu empfehlen.

Als er gegangen war, fuhr sich Erwin mit den Fingern wild in das dichte Haar und fiel dann mit ersticktem Laut wie ein gefällter Baum auf den Teppich nieder.

5.

Herbst und Winter waren vergangen, und mit all' seiner blühenden, lachenden Herrlichkeit war der Sommer in das liebliche thüringische Bergland wieder eingezogen. Die Buchen hinter des Professors Hause hatten sich mit neuem Grün geschmückt, das schöne Wetter lockte Alles in's Freie, schon stellten sich nach Luft und Sonne begierige Gäste aus der Hauptstadt ein, nur in der kleinen Villa am Bergabhange blieben die meisten Fenster verhängt, wie sie es seit vielen Monaten gewesen waren, und wer den ernsten, gebeugten Mann einsam zwischen seinen Garten-

beeten dahinwandeln sah, der mußte sich wohl überzeugt halten, daß in seinem Herzen noch Winter war.

Um ein ganzes Jahrzehnt schien Professor Lauenberg während dieses einen Winters gealtert. In seinen wallenden Vollbart wie in sein lockiges Haupthaar mischten sich zahlreiche graue Fäden und zwischen den Augenbrauen hatte sich eine tiefe Furche in seine Stirn gegraben.

Sonst war um diese Zeit, wenn die Wanderlust sich mächtig in allen Herzen regte, mancher gute Freund auf den Gedanken gekommen, den Komponisten zu kürzerem oder längerem Besuch in seinem lieblichen Bergwinkel zu überfallen, diesmal aber kam Niemand; denn draußen in der Welt war er halb und halb in Vergessenheit gerathen, nachdem die Bekannten es aufgegeben hatten, ihm Briefe zu schreiben, auf die doch niemals eine Antwort eintraf, und nachdem die Verehrer des Meisters während der ganzen Saison vergebens auf sein Erscheinen in den Konzertsälen oder auf die Vorführung einer neuen Schöpfung gewartet hatten, die seinen Namen trug. Es war ein Gerücht gegangen, daß seine Ehe eine sehr unglückliche gewesen sei, daß seine junge Frau ihn verlassen habe, und neugierig war man eine Zeitlang bemüht gewesen, nähere Einzelheiten in Erfahrung zu bringen. Als aber selbst Diejenigen, welche sonst durch die dicksten Mauern sehen und das Gras wachsen hören, mit Achselzucken hatten gestehen müssen, daß sie nichts wüßten, war das Interesse an des Professors häuslichem Unglück vor anderen, wichtigeren Dingen in den Hintergrund getreten, seine Bewunderer hatten sich neuen Göttern zugewandt, und seine ehemaligen Neider fingen schon an, mit einem gewissen Wohlwollen von ihm zu sprechen. Er befand sich eben auf dem besten Wege, schon bei lebendigem Leibe zu einem todten Manne zu werden.

Aber wenn er sich dieser Gefahr überhaupt bewußt

wurde, so kümmerte sie ihn doch offenbar sehr wenig. Rastlos hatte er während dieser langen Monate gearbeitet, um den Schmerz zu übertäuben, der seit Magda's Entfernung an dem Mark seines Lebens zehrte, und um in der Erfüllung einer großen und bedeutenden Aufgabe sich selber wieder zu finden. Aber nicht dem Werke, auf das er einst die hochfliegendsten Hoffnungen gesetzt hatte, nicht seiner Oper hatte diese unermüdliche, aufreibende Arbeit gegolten. Sie schien für ihn überhaupt nicht mehr vorhanden, und wenn er sich in wochenlangen Zwischenräumen hier und da einmal an den Flügel setzte, so spielte er wohl Beethoven oder Wagner, niemals aber etwas von seinen eigenen Kompositionen. Die Arbeit, an der er in einer dieser schönen Frühlingsnächte den letzten Federstrich gethan, war ein großes, musikgeschichtliches Werk, in welchem nicht der schaffende Künstler, sondern allein der Gelehrte zum Wort gekommen war, und es konnte kaum einem Zweifel unterliegen, daß ihr Erscheinen eine gewaltige Ueberraschung für das Publikum bedeuten würde.

Professor Lauenberg aber empfand jetzt, da er mit einer schier übermenschlichen Beharrlichkeit seine selbstgewählte Aufgabe gelöst hatte, nichts von jener stolzen Befriedigung, welche die Erreichung eines weit gesteckten Zieles sonst wohl in ihrem Gefolge hat. Er fühlte vielmehr erst jetzt mit voller Deutlichkeit, eine wie wohlthätige Ablenkung ihm jene angestrengte, nimmer rastende Thätigkeit gewesen war, die seine Tage ausgefüllt und in schlummerlosen Nachtstunden seine Gedanken beschäftigt hatte. Eine grauenhafte, gähnende Finsterniß und Leere war um ihn her in demselben Augenblick, wo er das Wörtchen „Ende“ unter sein Manuskript setzen und die Feder aus der Hand legen mußte; mit zermalmender Schwere wälzte sich das Gefühl der Vereinsamung über ihn, und die quälenden Erinnerungen an sein entschwundenes Glück, die er längst ihres bohrenden

Stachels beraubt zu haben wähnte, drangen aus jedem Winkel seines Hauses auf ihn ein, als wäre erst gestern die Sonne untergegangen über diesem Glück.

Er wußte nicht, wo Magda sich befand, und wie es ihr erging. Anfänglich hatte er wohl zuweilen daran gedacht, daß er es seiner Ehre schuldig sei, eine gerichtliche Scheidung herbeizuführen; aber der Gedanke, alle Wunden seines Herzens vor fremden, gleichgiltigen Blicken bloßlegen zu müssen und seine Schande durch einen öffentlichen Richterspruch gleichsam aller Welt verkündet zu sehen, hatte etwas so Erschreckendes für ihn gehabt, daß er nichts zur Einleitung eines Scheidungsprozesses gethan. Er hatte sich darauf beschränkt, dem Bankier, bei welchem Magda's bescheidenes Vermögen deponirt war, zu schreiben, daß sie unumschränkte Verfügung über dasselbe habe, und er hatte sich selber das Gelöbniß abgelegt, daß sie ihm hinfort nichts anders sein solle, als eine Gestorbene.

Hätte sie selber einen Versuch gemacht, die gerichtliche Trennung ihrer Ehe herbeizuführen, um dadurch die Möglichkeit einer legitimen Verbindung mit Rudolph zu gewinnen, so würde er sich wahrscheinlich bemüht haben, ihr die Erfüllung dieses Wunsches mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu erleichtern. Aber es war in der ganzen Zeit seit ihrer Entfernung nichts geschehen, das sich als die Kundgabe solcher Absicht hätte deuten lassen. Er hatte weder von ihr noch von seinem Bruder auch nur das kleinste Lebenszeichen erhalten, und manchmal durchfuhr ihn blitzartig wie ein furchtbarer körperlicher Schmerz der Gedanke, daß sie vielleicht in Wahrheit bereits gestorben sei. —

Eine ganze Woche lang nach der Vollendung seines Werkes ertrug er die Qualen der erzwungenen Unthätigkeit. Dann aber litt es ihn nicht länger in dem Hause, unter dessen Dache er so namenlos glücklich gewesen und

so unaussprechlich elend geworden war; er konnte es nicht mit ansehen, wie draußen vor seinen Fenstern die blaß-rothen Rosen wieder aufblühten an denselben Stöcken, die Magda einst beraubt hatte, um seinen Schreibtisch zu schmücken. Mitten in einer schlaflosen Nacht stand er auf, um seinen Koffer zu packen und schon am nächsten Morgen fuhr er auf's Gerathewohl hinaus in die weite Welt.

Der Anblick des Meeres in seiner majestätischen Einförmigkeit und Größe, so hoffte er, sollte sänftigend auf seine überreizten Nerven wirken, das sanfte Rauschen der Wogen sollte seinen nagenden Kummer einschläfern, und der stille Frieden einsamer Dünenlandschaften sollte auch ihm den Frieden wiedergeben, nach dem er mit all' seiner harten Arbeit umsonst gerungen.

Er wählte keines der norddeutschen Bäder, wo er hätte befürchten müssen, mit Bekannten zusammenzutreffen, sondern entschied sich nach kurzer Ueberlegung für Scheveningen. Seine Hoffnung, um diese Zeit des Jahres dort noch jene Ruhe und Stille zu finden, nach der ihn verlangte, erwies sich als eine begründete; denn nur eine kleine, aber erlesene Gesellschaft, die weder rauschende Vergnügungen noch pikante Nervenreize, sondern einzig Ruhe und Erholung suchte, gleich ihm, war dort vorhanden.

Im letzten Häuschen, wo ihm kaum noch ein paar verwehte Klänge von der Musik der am Kurhause konzertirenden Kapelle erreichten, miethete er sich ein, um dann zu allen Stunden des Tages entweder mutterseelenallein am Strande hinzustreifen oder in einem kleinen Boote weit hinaus zu rudern in die See.

Das Kurhaus betrat er nur selten und niemals anders als mit einem gewissen heimlichen Widerstreben. Ein begeisterter Freund der Geselligkeit war er niemals gewesen; jetzt aber hatte sich seine Scheu vor neuen Bekanntschaften fast bis zur Menschenflucht ausgebildet.

An den Eingängen des Kurhauses, die er täglich passiren mußte, waren heute große rothe Plakate angeschlagen, und obwohl er nur mit einem halben, theilnahmlosen Blick über sie hinstreifte, las der Professor auf ihnen doch ganz deutlich in mächtigen schwarzen Buchstaben seinen eigenen Namen.

Betroffen blieb er stehen, um nun den ganzen Inhalt des Zettels zu überfliegen, und noch einmal drängte sich Alles, was er während jener unglückseligen Tage gelitten, in den Raum einer einzigen Minute zusammen, als er las:

„Einmalige Gastvorstellung des weltberühmten Magiers und Prestidigitateurs Professor Rudolph Lauenberg, Hofkünstler Seiner Majestät des Königs von Serbien. — Vollständig neue Vorführungen in der höheren Salonmagie, sowie Gedankenlesen und höchst interessante antispiritistische Experimente."

Todtenblaß und mit zuckenden Lippen setzte Erwin seinen Weg fort, als noch einige Andere herzutraten, um neugierig das marktschreierische Plakat zu studiren. Bis hierher selbst also mußten ihn die Schatten der Vergangenheit verfolgen, auch hier sollte er nicht Ruhe finden vor den Erinnerungen, denen er bei seiner überhasteten Abreise zu entfliehen gehofft hatte.

Daß unter diesen Umständen seines Bleibens in Scheveningen nicht länger sein dürfe, stand sogleich als unumstößliche Gewißheit in ihm fest. Die Vorstellung, daß er seinem Bruder begegnen könnte, trieb ihm alles Blut so ungestüm zum Kopfe, daß es wild in seinen Schläfen hämmerte und daß er etwas wie einen rothen Schleier vor den Augen spürte. Heute — das fühlte er mit einem gewissen Grauen vor sich selbst — heute würde er vielleicht nicht mehr die Kraft besitzen, den schändlichen, heimtückischen Mörder seines Glückes unangefochten seine Straße ziehen zu lassen. Wenn er jetzt vor ihm stände in seiner sieghaften

jugendlichen Schönheit und mit dem verbindlich spöttischen Lächeln auf seinem hübschen Gesicht — wahrhaftig, sein Leben würde vielleicht nur an einem Wimpernzucken hängen.

Und Magda? — War es denn nicht fast als gewiß anzunehmen, daß sie sich in Rudolph's Begleitung befand? Sollte er sich der Möglichkeit aussetzen, sie so wiederzusehen — als die Geliebte seines Bruders?

„Nein, nein und tausendmal nein!" schrie es in seinem Herzen. „Lieber das Schlimmste als dies!"

Er forderte seine Rechnung und packte seinen Koffer. Man sagte ihm, daß an diesem Abend kein Zug mehr abginge, den er benutzen könne; aber er ließ sich dadurch nicht irre machen in seinem Entschluß. Er bestellte einen Wagen. Freilich hatte er immer noch zu warten, ehe er abfahren konnte, und diese Zeit dünkte ihn in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung eine martervolle Unendlichkeit.

Es waren ja so seltsame und so widerstreitende Gedanken, die ihm während des Wartens kamen, und es regten sich da in einem Winkel seines Herzens quälende Zweifel, denen er bis zu diesem Augenblick niemals gestattet hatte, sich hervorzuwagen.

Wenn nun Magda nicht in Rudolph's Gesellschaft war? Wenn er sie, der Elende, nun zum zweiten Male verrathen und sie vielleicht verlassen hatte, nachdem er sie um ihr kleines Vermögen bestohlen? — Es wäre ja die erste Schändlichkeit in seinem Leben so wenig gewesen, als der erste Diebstahl — und je länger Erwin diesen Gedankengang verfolgte, desto mehr wollte es ihm sogar als der wahrscheinlichste Verlauf dieser Entführungstragödie vorkommen. Und ohne daß er selber dessen so recht inne wurde, ging dabei eine seltsame Wandlung in ihm vor. Nicht daß er sich zugestanden hätte, etwas wie Theilnahme oder Mitleid für das Schicksal Magda's zu fühlen. Sie

war ihm ja eine Todte, und auch das Härteste, was ihr widerfahren sein konnte, war schließlich nichts Anderes, als ein Verhängniß, das sie selber über sich heraufbeschworen. Aber dieser Erbärmliche, der sich in schnöder Selbstsucht und frevelhaftem Uebermuth gegen alle menschlichen und göttlichen Gesetze verging, der gleichmüthig das Heiligste mit Füßen trat und unbedenklich das Lebensglück Anderer zerstörte, nur um sich eine flüchtige Stunde verbrecherischen Genusses zu verschaffen — durfte er in Wahrheit immer straflos ausgehen und sollte dem Schicksal allein seine Züchtigung überlassen bleiben?

Es war etwas in Erwin, das sich mächtig auflehnte gegen solchen Gedanken. Während er bis dahin ungeduldig vor seinem Häuschen auf und nieder geschritten war, schlug er plötzlich, einem halb unbewußten oder doch un-uneingestandenen Antriebe folgend, den Weg nach dem Kurhause ein.

Der uniformirte Pförtner, der ihn nicht kannte, trat ihm entgegen. „Befehlen der Herr vielleicht noch ein Billet für die Zaubersoirée? Die Vorstellung hat soeben begonnen."

„Nein, ich danke Ihnen!" sagte der Professor kurz. Dann aber fügte er nach einem kleinen Zaudern mit unsicher klingender Stimme hinzu: „Sie haben diesen — diesen Herrn Lauenberg gesehen — nicht wahr? — Wissen Sie auch, wo er Wohnung genommen hat?"

„Gewiß! Er ist ja hier bei uns im Kurhause abgestiegen."

„Allein?"

„Nein, mit seiner Gemahlin! Die Dame wirkt auch in der Vorstellung mit — ich glaube als Medium, oder wie sie das nennen."

Dem Professor stockte der Athem. „Und auch diese Dame — Sie haben sie gesehen?"

„Freilich! Erst vor einer Viertelstunde und ganz in der Nähe. Es lohnt schon, sie anzuschauen, denn wir haben hier noch nie etwas Schöneres gehabt.“

„Ja, ja — auch ich habe sie bemerkt. Sie ist blond und hochgewachsen — nicht wahr?“

Der Mann lächelte überlegen und schüttelte den Kopf. „Das nun gerade nicht, und Sie müssen sie wohl mit einer Anderen verwechselt haben; denn sie hat schwarzes Haar und Augen wie Kohlen. Groß kann man sie auch nicht nennen; aber sie ist sehr zierlich, und ich möchte wohl sehen, wie sie sich drinnen bei der Aufführung anstellt.“

Er mußte darauf verzichten, den fremden Herrn auch noch zum Vertrauten etwaiger weiterer Wünsche zu machen; denn der Professor hatte ihm plötzlich den Rücken gewendet und war raschen Schrittes davon gegangen. Er konnte ja den zudringlich neugierigen Augen des schwatzhaften Burschen unmöglich den Anblick der mächtigen Bewegung preisgeben, die sich auf seinem Antlitz spiegelte, und er mußte allein sein, um aus all' dem Gähren und Stürmen, das jetzt seine Gedanken verwirrte, zu einem klaren, bestimmten Entschluß zu gelangen.

— — — — — — — — — — — —

Die Vorstellung im Saale des Kurhauses war zu Ende, und die Besucher, deren Zahl allerdings nur eine ziemlich bescheidene gewesen, hatten sich anscheinend befriedigt entfernt. Unter dem Beistande eines als Diener gekleideten Gehilfen packte Rudolph Lauenberg, der sehr elegant aussah und in heiterster Stimmung schien, seine Apparate in einen großen amerikanischen Koffer. Noch ehe er mit diesem Geschäft ganz zu Stande gekommen war, trat eine junge Dame in zierlichster Promenadentoilette zu ihm auf die kleine Bühne hinaus.

„Nun, wie warst Du mit mir zufrieden?“ fragte sie lächelnd. „Habe ich die Probe gut bestanden?“

„Vortrefflich, Schatz!“ erwiederte er, indem er sie zärtlich auf die Stirn küßte. „Wenn wir während des nächsten Winters in Berlin und in Wien auftreten, werden wir mit unserer neuen Nummer die Löwen des Tages werden — daran habe ich nicht mehr den geringsten Zweifel.“

„Und wir werden ein Vermögen damit verdienen — nicht wahr? Denn wie hübsch auch die Berühmtheit sein mag, für den Ruhm allein, mein Lieber, arbeite ich nicht.“

„Auch ich nicht, Du praktische kleine Frau! Die Unsterblichkeit wollen wir neidlos Deinem großen Schwager überlassen.“

„Ah, mein großer Schwager!“ machte sie mit einem geringschätzigen Aufwerfen der Oberlippe. „Er mag mir gestohlen werden; denn es ist wahrhaftig nicht brüderlich, daß er sich so gar nicht um Dich kümmert.“

Der Zauberkünstler zuckte gleichmüthig mit den Achseln. „Bah, wir brauchen ihn nicht. Und im Uebrigen ist es vielleicht sogar besser, wenn unsere Wege sich nicht mehr kreuzen. Ich hätte da noch in Bezug auf gewisse Dinge eine Abrechnung mit ihm zu halten, die leicht einen etwas unangenehmen Charakter gewinnen könnte. — Was machen wir denn übrigens nun mit dem angebrochenen Abend, liebes Herz?“

„Ach, was soll man in diesem langweiligen Nest beginnen? Ich habe mich nachgerade lange genug anstarren lassen und möchte nun nicht auch noch im Speisesaal das Ziel für die Glotzaugen dieser dummen Krämer und ihrer holden Ehehälften abgeben. Laß uns eine kleine Promenade am Meeresstrande machen. Das ist romantisch, und da wir noch in den Flitterwochen sind, müssen wir anstandshalber doch auch einmal romantische Anwandlungen haben.“

Rudolph ließ sich von dem Gehilfen einen leichten Ueberrock bringen und reichte der jungen Frau seinen Arm.

„Da es ungalant wäre, zu sagen, daß ich augenblicklich einer Flasche Rüdesheimer selbst vor dem allerschönsten Spaziergange den Vorzug gegeben hätte, so will ich jedes derartige Bekenntniß unterdrücken," scherzte er. „Die romantischen Anwandlungen werden Dir vermuthlich ohnedies vergehen, sobald sie Dir den ersten Schnupfen eingetragen haben."

Plaudernd und lachend gingen sie zum Strande hinab. Es war ein heller, sternklarer Abend und ein eigenthümlicher, mattsilberiger Schimmer lag über der weiten, leise bewegten Wasserfläche. Schon nach wenig hundert Schritten durften sie sich ganz allein glauben, und die junge Frau schmiegte sich enger an die Seite ihres Begleiters.

„Dies Wanderleben ist doch schön," sagte sie leise, „und so lange ich jung bin, möchte ich es gar nicht mit einem andern vertauschen."

„Gewiß! Es ist die einzige Art, sich das Dasein erträglich zu machen, und ich wußte wohl, daß wir verwandte Naturen seien, als ich Dir einen Platz in meinem Lebensschifflein anbot. Ueber Alles die Freiheit! — Wieviel wechselnde Schicksale ich auch bereits erlebt habe, wirklich unglücklich bin ich doch nur dann gewesen, wenn ich mich in sklavischer Abhängigkeit fühlte — mochte es nun die Abhängigkeit von einem Menschen sein oder von irgend einem hergebrachten Gesetz, das mit meinen eigenen Wünschen und Neigungen nicht übereinstimmte. Dem Himmel sei Dank, daß ich in allen Lebenslagen wenigstens Muth genug hatte, mich immer noch rechtzeitig durch einen raschen Entschluß aus solcher Abhängigkeit zu befreien."

„Schurke! Und Du wagst es, Dich dessen zu rühmen?"

Mit einer vor übergroßer Erregung fast klanglosen Stimme waren dem Ueberraschten diese Worte in's Gesicht geschleudert worden. Wie wenn er aus dem steinigen Ufersand emporgewachsen wäre, stand Professor Lauenberg

vor ihnen, mit todtenblassem Gesicht, aber mit funkelnden Augen.

„Zu Hilfe! Ein Wahnsinniger!" schrie die kleine Frau im höchsten Entsetzen.

Rudolph aber preßte ihren Arm fest an sich und zischte ihr zu: „Still! Es ist mein Bruder!"

Und dann, nachdem er seinen ersten Schrecken überwunden hatte, sagte er mit erzwungenem Gleichmuth: „Du liebst, wie es scheint, die Ueberraschungen! Aber Deine Sitten haben sich in der Waldeinsamkeit nicht gerade verfeinert. Ich bedaure, daß die Art Deiner Begrüßung es mir unmöglich macht, Dich meiner Frau vorzustellen. — Komm, Paula! Laß uns nach dem Kurhause zurückkehren!"

Noch ehe er das letzte Wort ausgesprochen hatte, fühlte er Erwin's Faust wie eine eiserne Klammer an seinem Arme.

„Nicht von der Stelle, Erbärmlicher! Nicht wer diese da sein mag, will ich wissen, aber ich will Rechenschaft von Dir haben über das Schicksal einer Anderen! Was hast Du aus meinem Weibe gemacht?"

Rudolph mußte seine ganze Körperkraft aufbieten, um sich durch eine energische Bewegung von dem Griff zu befreien.

„Geh' die kurze Strecke bis zum Kurhause allein zurück, Paula," stieß er hervor. „Ich habe mit meinem Bruder zu reden."

„Aber ihr werdet euch ermorden," jammerte die junge Frau. „Ich kann Dich doch unmöglich allein lassen mit diesem fürchterlichen Menschen."

Als Rudolph indessen seinen Befehl noch bestimmter wiederholte und ihn überdies durch einen nichts weniger als liebevollen Blick unterstützte, fügte sie sich seufzend und schlug langsam, hier und da scheu nach den Zurückgebliebenen umschauend, den Heimweg ein.

„Nun sind wir allein! Was willst Du von mir?" fragte Rudolph trotzig, als er sie außer Hörweite glauben konnte. „Aber sprich verständlich, wenn ich nicht argwöhnen soll, einen Wahnwitzigen vor mir zu haben."

„Wehe Dir, wenn es so wäre! Denn Dir zuerst würde mein Wahnwitz verhängnißvoll werden! — Was ich von Dir will? Du hast es bereits gehört. Rechenschaft will ich über das Schicksal des unglückseligen Weibes, das sich durch Dich in's Verderben stürzen ließ. Und hüte Dich vor einer Lüge! Denn diesmal — das schwöre ich Dir — diesmal würde sie Dir wenig Nutzen bringen."

„Lassen wir doch diese abgeschmackten Drohungen, mit denen man einen Knaben erschrecken mag, nicht aber einen Mann. Und hören wir endlich auf, in Räthseln und in unverständlichen Andeutungen zu reden. Wie könnte ich Dir Auskunft geben über das Schicksal einer Person, die sich in Deinem eigenen Hause befindet, während ich sie seit vielen Monaten nicht mehr gesehen?"

„In meinem Hause? Ja, bist Du von Sinnen? Hieltest Du für möglich, daß sie zu mir zurückkehren würde, nachdem Du sie verlassen?"

„Aber das ist ja Alles heller Wahnwitz! Ich verließ Magda doch auf Deinen ausdrücklichen Befehl."

„Du verließest sie auf — auf meinen Befehl? Ja — das ist allerdings Wahnwitz, oder unfaßbare Frechheit! Wann hätte ich Dir einen solchen Befehl gegeben?"

„Nun, an dem unglücklichen Morgen, als ich unter dem Einfluß alter Erinnerungen mich dazu hinreißen ließ, ihr etwas wie eine alberne Liebeserklärung zu machen. Auch wenn meine Bewerbungen um die Gunst Deiner Frau bessere Aussichten auf Erfolg gehabt hätten, als es der Fall war, würde es mir schwerlich in den Sinn gekommen sein, sie zu wiederholen."

Professor Lauenberg fuhr sich mit der Hand an die

Stirn. „Und Du — Du willst mich glauben machen, daß dies Deine letzte Begegnung mit Magda gewesen sei?"

„Ich bin bereit, es Dir mit allen erdenklichen Eiden zu bekräftigen. Noch keiner von den vielen Dummheiten meines Lebens habe ich mich so aufrichtig geschämt als dieser thörichten Scene, zu der Du unglücklicherweise um zwei Minuten zu früh erscheinen mußtest; denn einer längeren Zeit hätte es wahrscheinlich für Magda nicht bedurft, sie auch ohne Deine Hilfe zu beendigen."

Die Augen des Professors blitzten ihn wieder zornfunkelnd an. „Willst Du sie zu rechtfertigen suchen, Erbärmlicher? Trotz Deiner tausend Eide glaube ich Dir nicht ein einziges Wort! Denn ebenso bereitwillig wirst Du ja wahrscheinlich beschwören, daß Du nichts von dem nächtlichen Einbruch in mein Arbeitszimmer weißt und ein paar Meilen entfernt warst, als man mit Deinem Taschenmesser meinen Schreibtisch erbrach und mich um meine kleinen Ersparnisse bestahl."

Rudolph Lauenberg schaute ein paar Sekunden lang vor sich nieder, ohne zu antworten; dann aber erhob er den Kopf und sagte freimüthig: „Auf die Gefahr hin, daß Du mich heute noch deshalb einsperren lässest, Erwin — ja, jener nächtliche Besucher war ich. Ich wußte mir nicht mehr anders zu helfen, und wenn meine That entdeckt worden wäre, hätte ich mir einfach eine Kugel vor den Kopf geschossen. Du hast mich nicht verfolgen lassen, und das war sehr großmüthig, aber es soll auch nicht zu Deinem Schaden gewesen sein. Wenn Du mich in meinen Gasthof begleiten willst, steht Dir der Betrag, den ich Deiner Kasse damals zwangsweise entlehnte, noch an diesem Abend auf Heller und Pfennig zur Verfügung."

„Sprich mir nicht von dem verfluchten Gelde!" fuhr Erwin wild auf ihn ein. „Wenn Du meinst, mir für eine Schonung, die ich Dir nur aus Verachtung zu Theil

werden ließ, Dank schuldig zu sein, so beweise mir Deine Dankbarkeit dadurch, daß Du mich nicht auf's Neue belügst und hintergehst. Versuche nicht zu leugnen, daß Magda in jener Nacht mit Dir entfloh —"

„Magda? Mit mir?" unterbrach ihn der Taschenspieler mit einem Ausdruck des Erstaunens, dessen Unmittelbarkeit selbst den Mißtrauischsten von seiner Aufrichtigkeit hätte überzeugen müssen. „Wie kommst Du auf einen so tollen Gedanken?"

„Sie wäre also nicht im Einverständniß mit Dir gewesen? Sie hätte mir nicht die Treue gebrochen?"

„Niemals, Erwin! Bei dem Andenken unserer todten Eltern schwöre ich Dir's: niemals!"

„Rudolph!" es kam wie ein Schrei der Erlösung aus Erwin's Brust — „mein Wort zum Pfande, daß ich Dir Alles vergeben will, was Du an mir gesündigt hast, wenn Du mich nur jetzt — nur jetzt nicht belügst! Gelobe mir noch einmal, daß Du soeben die Wahrheit gesprochen hast."

„Beim Andenken unserer Eltern, Erwin — ich sprach die Wahrheit."

Er wollte noch etwas Weiteres hinzufügen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen; denn sein Bruder hatte ihm bereits den Rücken gewendet und war mit langen Schritten wie ein Verfolgter in der nächtlichen Dunkelheit verschwunden.

Das war eine nicht geringe Ueberraschung für die zurückgebliebenen Dienstboten, als Professor Lauenberg unangemeldet mitten in der Nacht heimkehrte. Es war ihm anzusehen, daß er eine sehr anstrengende Reise hinter sich habe; aber er schien trotzdem so wenig einer Erfrischung als der Ruhe zu bedürfen. Den Imbiß, welchen das Mädchen ihm gebracht hatte, ließ er unangerührt und das

Schlafzimmer betrat er nur, um seine brennenden Augen in kühlem Wasser zu baden.

Dann schloß er sich in sein Studirzimmer ein, öffnete ein Fach des Schreibtisches und entnahm ihm mit zitternden Fingern einen Brief, der dort seit vielen Monaten uneröffnet ruhte. Auch jetzt noch ließ er Minuten vergehen, ehe er ihn erbrach. Er wußte ja, daß sein Leben an dem Inhalt dieses Briefes hing, und er fühlte an dem stürmischen Klopfen seines Herzens, daß ihn jetzt eine neue Enttäuschung noch schwerer treffen würde als Alles, was bis zu diesem Tage an harten Schicksalsschlägen auf sein Haupt niedergefallen war.

Nun aber lag der Umschlag, den er mit einer ungestümen Bewegung herabgerissen, am Boden und er starrte auf die feinen, zierlichen Linien des engbeschriebenen Blattes, geraume Zeit hindurch unfähig, in dem Flimmern und Schwirren, das vor seinen Augen war, auch nur einen einzigen Buchstaben mit voller Deutlichkeit zu erkennen.

Endlich — endlich vermochte er zu lesen, und er las dieselben Sätze zweimal — zehnmal, bis sein Blick sich verdunkelte, bis die Thränen ihm heiß und unaufhaltsam aus den Augen stürzten, und er das Blatt sinken ließ, um sein Antlitz in den Händen zu verbergen.

Nie war ein Bekenntniß treuer Liebe rührender und überzeugender gewesen als dies, nie hatte die Klage eines verkannten und mißhandelten Herzens so demüthigen und innig beweglichen Ausdruck gefunden als in diesem Briefe. Jeder Schatten des Mißtrauens würde aus seiner Seele geschwunden sein, wenn er ihn damals gelesen hätte.

Wie mochte sie auf ihn gewartet haben an jenem Abend — und was mochte in ihrem Herzen vorgegangen sein, als er nicht gekommen war. Ein einziges kleines Wort hätte hingereicht, zwei Menschen, die sich in namen-

loser Sehnsucht nach einander verzehrten, wieder glücklich zu machen.

Nun war es zu spät — nun blieb ihm nichts mehr als die Reue; denn nun mußte sie ja längst aufgehört haben, ihn zu lieben.

Ganz am Schlusse des Briefes erst hatte sie von ihrer Absicht gesprochen, ihn zu verlassen. Sie sei nicht stark genug, schrieb sie, um ohne seine Liebe noch weiter in seiner Nähe zu leben, und sie werde darum, wenn ihr sein Herz wirklich für immer verloren sei, in das stille, friedliche Haus einer mütterlichen Freundin zurückkehren, aus welchem er die Glückstrahlende einst am Morgen ihres Hochzeitstages geholt hatte.

Und er hatte glauben können, daß sie mit einem Abenteurer, einem ehrlosen Diebe geflohen sei!

Aber wenn es zu spät war, das Glück zurück zu zwingen, das er selbst von seiner Schwelle gejagt hatte, so war es doch wenigstens nicht zu spät, das begangene Unrecht zu bekennen und der Beleidigten jene Genugthuung zu gewähren, auf die sie Anspruch hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Hell leuchtete die Sonne durch die frischgrünen Lindenblätter vor den Fenstern in das einfache kleine Gemach, als Professor Lauenberg um die Mittagsstunde des folgenden Tages vor der alten Dame stand, die einst Mutterstelle an seiner Gattin vertreten hatte.

Mit ernster Freundlichkeit hatte sie den unerwarteten Besucher empfangen, und als er nun mit gepreßt klingender Stimme nach Magda fragte, erwiederte sie ruhig: „Ihre Frau, Herr Professor, weilt allerdings noch immer in meinem Hause, und ich bin, soweit es in meinen schwachen Kräften stand, rechtschaffen bemüht gewesen, ihrem armen, todwunden Herzen den Frieden wiederzugeben. Wenn Sie gekommen sind, dieses mein Werk zu zerstören, so

lassen Sie sich vielleicht durch meine innige Bitte bestimmen, wieder umzukehren, noch ehe Magda etwas von Ihrem Hiersein ahnt."

„Es gibt nichts auf Erden, das mir so theuer wäre, als die Ruhe ihres Gemüths," versetzte Erwin. „Ich bin gekommen, ihr dieselbe wiederzugeben, soweit ich es vermag."

Aufmerksam sah ihm die Matrone in das verhärmte Gesicht; dann schüttelte sie wehmüthig den grauen Kopf.

„Warum sind Sie nicht vor neun Monaten gekommen? Magda hat es niemals ausgesprochen; ich aber weiß es, daß sie damals auf Sie gehofft und geharrt hat mit der ganzen Inbrust ihres Herzens."

„Ich fürchte auch, daß es zu spät ist für mein Glück, ich fürchte, daß sie mich nicht mehr liebt, allein wenn ich trotzdem den Wunsch habe, sie noch einmal zu sprechen —"

Er verstummte, und ein seltsamer Ausdruck trat plötzlich auf sein Gesicht. Die Töne eine Klaviers, auf welchem im Nebenzimmer gespielt wurde, waren an sein Ohr gedrungen, und nun vernahm er auch den gedämpften Klang einer süßen Stimme, welche zur Begleitung des Instrumentes sang. Er kannte diese schöne, weiche Stimme nicht nur, sondern er erkannte auch die tiefsinnige, schwermüthige, sehnsuchtsvolle Weise, denn er selber hatte sie ja geschaffen. Es war die Liebesklage aus seiner unvollendet gebliebenen Oper, welche Magda da sang und spielte, und indem er ihr entzückt lauschte, vergaß er völlig, daß er nicht allein sei. —

„Bis ew'ge Nacht mich sanft umfängt,
Ist jeder Herzschlag Dein — —"

Nie hatte er gewußt, daß ein so wunderbarer Zauber in diesem seinem eigenen Werke sei — nie hatte er es für möglich gehalten, daß es so gesungen werden könnte. Und plötzlich kam es über ihn wie eine Offenbarung. Er

schleuderte seinen Hut von sich und stürzte zu der Thür des Nebenzimmers.

„Magda!" rief er, sie aufreißend, mit ungestüm hervorbrechendem Jubel. „Magda — mein geliebtes Weib!"

Sie schrie auf und öffnete die Augen weit, als sei ihr ein Gespenst erschienen. Aber da hatte er sie schon in seine Arme gerissen.

„Magda, mein Leben! Ein Mißverständniß, ein böses Werk des Zufalls hat uns getrennt. O, zürne mir nicht mehr, Du weißt ja nicht, wie schwer ich meine Blindheit gebüßt habe!"

Ihre Augen senkten sich in die seinigen, ein glückliches Lächeln erschien auf ihrem Gesicht; sie schlang die Arme um seinen Nacken und indem sie ihre Wangen an seine pochende Schläfe schmiegte, flüsterte sie: „Wie lange hast Du mich warten lassen!"





Der Elch und seine Jagd.

Ein Streifzug in die kanadischen Wälder.

Von

Hans Scharwerker.

Mit 5 Illustrationen.

Der Riese unter dem weitverbreiteten Thiergeschlechte der Hirsche ist der Elch oder das Elen. Einst war er durch ganz Deutschland bis zum äußersten Westen hin verbreitet, im 17. Jahrhundert noch kam er in Sachsen vor, zu Anfang dieses Jahrhunderts gab es in den ostpreußischen Forsten Schorell, Tzulkien und Skallisen noch viel Elchwild, während jetzt nur noch etwa hundert Stück der gewaltigen Hirsche in den Ibenhorster Forsten in Ostpreußen und einige siebzig in den Oberförstereien von Gauteden, Tapiau, Fritzen, Sternberg, Greiben und Bludau im Regierungsbezirk Königsberg gehegt werden, als letzte Ueberbleibsel einer aussterbenden Wildart.

Außerdem findet sich der Elch in Freiheit noch in geringer Anzahl in den Wäldern Norwegens und Schwedens, Rußlands und Nordasiens, verhältnißmäßig am zahlreichsten aber noch im Norden Amerika's, in den Unionsstaaten Maine, Vermont, New-Hampshire und namentlich in Kanada, Neubraunschweig und an der Fundy-Bai. Da dort die Jagd frei ist, so fehlt es nicht an reichen englischen Nim-

roden, welche die Fahrt über den Ocean und eine längere Landreise nicht scheuen, nur um gleich dem Indianer und Trapper in den kanadischen Wäldern der Spur des Elches oder, wie der amerikanische Name lautet, des Musthieres (moose deer) zu folgen und als Jagdtrophäe ein paar der prächtigen Geweihe mit heimbringen zu können.

Der eigentliche Elch sowohl wie das Musthier — die beiden in verschiedenen Erdtheilen lebenden Vertreter der gleichen Hirschart unterscheiden sich fast gar nicht von einander — ist ein gewaltiges Thier. Die Länge des Leibes beträgt 2½ bis 3 Meter, die Höhe am Widerrist bis zu 2 Meter, übersteigt also die Höhe eines Pferdes, und das Gewicht schwankt bei alten Elchen zwischen 400 und 500 Kilogramm. Der an der Brust breite, am Widerrist höckerige und am Kreuze niedrigere Leib ruht auf sehr hohen und starken Beinen, welche mit schmalen, tief gespaltenen Hufen versehen sind. Auf dem kurzen, starken Halse sitzt ein langgestreckter Kopf, welcher vorn in einer dicken, aufgetriebenen, abgestutzten Schnauze endigt. Diese ist durch eine knorpelige Nase und die den Unterkiefer weit überragende, dicke und behaarte Unterlippe fast verunstaltet, die kleinen, matten Augen liegen tief in den Höhlen, und lange, zugespitzte Ohren geben dem Kopfe etwas eselartiges.

Dagegen macht das Geweih des männlichen Elen einen imponirenden Eindruck. Beim jungen Bocke besteht es nur aus Spießen, die sich mehr und mehr zertheilen, im fünften Jahre aber wird es schaufelartig, verbreitert sich immer mehr und setzt an den Rändern Zacken an, welche bis hoch in die zwanzig steigen können. Das Gewicht dieses stolzen Kopfschmuckes erreicht bei der europäischen Art bis zu zwanzig, bei der amerikanischen Art sogar bis zu vierzig Kilogramm Schwere. Die röthlichbraune, im Winter etwas hellere Behaarung ist stark und dicht und bildet

über dem First des Nackens, sowie am Halse und der Vorderbrust eine Mähne.

Wilde, einsame, von Brüchen, Seen und Mooren durchsetzte Wälder sind der Lieblingsaufenthalt des scheuen, absolute Ruhe und Einsamkeit liebenden Wildes. Dort thut es sich im Winter in Rudeln von verschiedener Stärke zusammen, im Sommer dagegen zerstreuen sich die Trupps meist wieder, und nur die Mutterthiere mit ihren Kälbern bleiben zu zweien oder dreien vereinigt. Ueberhaupt sind die geselligen Eigenschaften der Elche in keiner Weise entwickelt, was bei ihrer trägen Gemüthsart nicht wundernehmen kann. Von einem festen Zusammenhalt des Rudels bemerkt man nichts, es folgt keinem Leitthiere, wie dies bei anderen Hirschen der Fall ist, tritt nicht gemeinsamer Gefahr vereint entgegen, sondern ein jedes Thier handelt nach seinem Ermessen, keines kümmert sich um das andere, und nur die Liebe der Mutter zu den Jungen macht auch hier eine Ausnahme.

Die Anhänglichkeit des Mutterthieres an die im April oder Anfang Mai zur Welt kommenden Jungen — gewöhnlich zwei, sehr selten drei — ist groß. Die häßlichen, fast ganz einem Esel gleichenden und höchst unbeholfenen Kälber werden von der Mutter auf's Sorgsamste gepflegt und, wenn es sein muß, mit Aufopferung des eigenen Lebens gegen Feinde vertheidigt. Selbst um das getödtete Kalb wehrt sich die Elchmutter noch mit großer Wuth, und wenn man es ihr raubt, irrt sie oft noch tagelang auf der Unglücksstelle kläglich schreiend umher. Uebrigens weiß das Elchweibchen, obwohl es des Geweihes ermangelt, sich bei seiner beträchtlichen Stärke sowohl des Wolfes wie des Bären kräftig zu erwehren, indem es die harten und scharfen Hufe seiner Vorderbeine mit ebenso viel Geschick als Nachdruck gebraucht und häufig dadurch sogar den Meister Petz in die Flucht schlägt. Alte Weib-

chen mit Kälbern sind sogar höchst angriffslustig und gehen nicht selten selbst auf den Menschen los. Von ihren



Mutterthiere mit Kalb.

thierischen Feinden wird ihnen der Luchs und der Vielfraß am gefährlichsten, indem diese sich, auf einem Baumzweige niedergeduckt, auf die Lauer legen, von oben herab auf

die unter ihnen weggehenden Elche herabspringen, sich am Halse festkrallen und ihrem Opfer die Schlagader durchbeißen.

Alle Elche lieben das Wasser außerordentlich. Außer dem Fressen, ihrer Hauptleidenschaft und fast ausschließlichen Lebensaufgabe, gibt es für sie keine höhere Lust, als sich im See zu baden und zu kühlen, oder sich im Schlamme des Moores zu wälzen, was nebenbei noch dazu dient, das lästige Ungeziefer zu verscheuchen oder zu tödten. Auch im Schwimmen sind sie Meister, und auf der Flucht halten sie weder die tiefsten Seen, noch reißende Ströme auf. Sind sie dann einmal im Laufe, so lassen sie sich durch nichts beirren und von der einmal eingeschlagenen Richtung ablenken. Geradeswegs geht es durch Dickichte, Moore, Windbrüche, Seen, Flüsse, Haiden und über Eisflächen, wobei sie Fährten hinterlassen, die ungemein denen eines großen schweren Mastochsen gleichen.

In seiner ausschließlich pflanzlichen Nahrung ist der Elch nicht sehr wählerisch, es kommt ihm vielmehr hauptsächlich auf die Menge an. Etwa von vier Uhr Nachmittags an streift er nach Nahrung umher bis in die ersten Nachtstunden hinein. Dann legt er sich und beginnt abermals in den ersten Frühstunden zu fressen, um dann über Mittag abermals eine Ruhepause zu machen. Wenigstens hält er überall da diese Tagesordnung ein, wo er sich ungestört weiß, im andern Falle wählt er die Nachtzeit, um nach Aesung auszuziehen. Im Moore äst er hauptsächlich Haidekraut, Wollgras und Schachtelhalme, am See Schilf und Wasserpflanzen, besonders deren fleischige Wurzeln, die er durch Untertauchen heraufholt; im Walde nimmt er mit Ausnahme des Faulbaumes, der Hasel und Erle Alles, was sich ihm darbietet: Schößlinge der Moorweide, Birke, Esche, des Spitzahorns, der Espe, Eberesche, der Eiche, Kiefer und Fichte.



Elen, einen jungen Baum abäsend.

Grasend zu äsen, wie andere Hirsche, vermag er nicht, weil ihn die lange, schlotternde Oberlippe daran hindert, er bricht vielmehr mit Hilfe der stark vortretenden Unterlippe die Halme und Zweige geschickt ab. Höhere Bäumchen biegt er mit dem Kopf nieder, hält sie, indem er mit den Vorderläufen darüber tritt, nieder und bricht dann die Zweige ab. Selbst fingerdicke Zweige zermalmt er vollständig. Im Winter beraubt er die Bäumchen der Rinde, indem er seine Schneidezähne wie einen Meißel einsetzt, ein Stückchen losschält, dieses mit Zähnen und Lippe packt und dann nach oben zu lange Streifen abreißt. Er ist daher ein großer Waldverwüster und in einer geordneten Forstwirthschaft ist für ihn kein Platz, weshalb er überall in Europa, wo solche besteht, hat weichen müssen. Nur in den litauischen, den skandinavischen, russischen und nordamerikanischen Urwäldern kann man ihn noch dulden, und dort treibt er, wie bereits Eingangs erwähnt, denn auch noch sein Wesen zur Freude der hochgeborenen Nimrode, welche sich den Luxus meilenweiter wüster Forste zum Zweck ihres gelegentlichen Jagdvergnügens gestatten können, oder zum Besten der halbwilden Eingeborenen, die aus seiner Erlegung Nutzen ziehen.

Dies ist fast allein noch in Kanada der Fall, und dorthin müssen wir uns wenden, um an einer echten, waidgerechten Elchjagd Theil zu nehmen, wie sie einst unsere Vorfahren kannten. Wo, wie in Europa, der Elch nur noch als seltenes Wild gehegt wird, wo nur Fürsten auf ihn schießen dürfen, da geschieht es auf großen Treibjagden mit Lappen und Netzen, unter einem Aufgebote bedeutender Menschenmassen; der gewaltige Hirsch wird da dem Schützen direkt vor's Rohr getrieben, und ihn niederzuknallen ist keine Kunst. Aber in den Urwäldern Nordamerika's, wo solche Hilfsmittel nicht zu Gebote stehen, wo der Jäger höchstens in Begleitung weniger Genossen der Fährte des

scheuen Thieres tagelang folgen, es beschleichen, überlisten und womöglich auf den ersten Schuß tödten muß, soll es ihm nicht doch verloren gehen, und alle seine aufgewandte Mühe und Anstrengung vergeblich gewesen sein, da umgibt die Elchjagd noch die ganze Jägerromantik früherer Zeiten.

Vor einem Menschenalter, als es dort noch zahlreiche Elche gab, pflegten die Indianer sie im Winter, wenn die Thiere sich im tiefen Schnee nur mühsam fortbewegen konnten, einzukreisen und, gleich dem Büffel, mit Pfeil und Lanze massenhaft abzuschlachten. Jetzt geht das nicht mehr an, und wenn auch die Regierung nicht diese Art der Jagd verboten hätte, so müßte sie schon von selbst in Wegfall kommen, denn auch in Amerika hat der Elch sehr stark abgenommen. Wo man früher starke Rudel antraf, findet man jetzt nur noch einzelne Thiere, und der Indianer wie der weiße Jäger müssen alle List und Gewandtheit aufbieten, um das scheue Wild zum Schusse zu bekommen.

Die schönste und aufregendste Jagdart ist die Pirsche. Sie wird in der Hauptjagdzeit, im September und Oktober, von den Indianern und weißen Jägern, meist unter Führung eines kundigen Eingeborenen, mit Vorliebe unternommen. Stunden- und tagelang geht es über weite Haiden, durch dichte Wälder und über Moorflächen auf der Fährte des scheuen Wildes dahin. Bricht die Nacht herein, so wird am Lagerfeuer Rast gemacht und die Jagd am nächsten Tage wieder aufgenommen.

Endlich, nach langer Mühe, verkündet ein triumphirender Ruf des einen der Jäger, daß eine ganz frische Spur entdeckt ist. Frisch abgeschälte Rinde an einem Baum, niedergebogene und abgebrochene Aeste zeigen deutlich, daß vor ganz kurzer Zeit noch ein starker Elch hier geäst haben muß. Mit größter Vorsicht, um das scheue Wild nicht aufzujagen, geht es jetzt weiter; die Büchse schuß-

fertig im Arm, die Augen scharf auf den Boden wie auf die Umgebung gerichtet, verfolgt Jeder emsig die Fährte. Bald geben einzelne sichtbar werdende kanadische Raben ein weiteres, sicheres Anzeichen für die Nähe der Elche.

Wie der Madenhacker dem Nilpferd, so pflegt nämlich der kanadische Rabe dem Elchwilde zu folgen, mit dem er in einer innigen Interessengemeinschaft lebt. Der Elch wird von zahlreichen Schmarotzern aus der Klasse der Insekten geplagt, welche gerade dem Raben als erstrebenswerthes und leckeres Futter dienen, und so nimmt der Eine, was der Andere gern los sein möchte. Der Elch empfindet recht gut die Wohlthat, die ihm der Rabe erzeigt, indem er ihn von seinen Plagegeistern befreit, und der Rabe darf es daher kühnlich wagen, sich dem gewaltigen Hirsche auf den Rücken zu setzen oder, wenn er liegt, auf seinem ganzen Leibe herumzuklettern, um aus seiner Haut die Insekten und ihre Larven herauszupicken, die sich dort festgesetzt haben. Man findet daher stets die Raben in der Nähe des Elchwildes, und die Jäger wissen das genau.

Jetzt aber gilt es die äußerste Vorsicht, denn in jenem Dickicht, über welchem die Raben kreisen, müssen die Elche stehen. Die Jäger legen alles überflüssige Gepäck ab und kriechen, nur mit Büchse und Messer versehen, langsam und unter Vermeidung jeden Geräusches auf das Dickicht zu. Richtig, dort liegt ein mächtiger Elchhirsch, nach der eingenommenen Mahlzeit träge der Ruhe pflegend. Noch hat er die Annäherung des Jägers nicht bemerkt, trotz seines scharfen Gehörs. Auf den Wind zu achten, wie bei anderen Hirscharten, hat der Jäger weniger nöthig, denn der Elch wittert schlecht. Aber nur Vorsicht, nur kein Geräusch, denn ein knackender Zweig kann Alles verderben.

Jetzt ist der Indianer bis auf Schußweite heran, langsam erhebt er sich auf den Knieen, aber da knackt ein dürrer Ast, und schon hat der Elch die Gefahr gemerkt. Er zuckt

heftig mit den Läufen und greift mit den Vorderbeinen weit aus, um sich aufzurichten, was ihm schwer fällt; doch schon ist es zu spät. Der Schuß kracht, auf's Blatt getroffen bricht der Elch zusammen. Ein zweiter Schuß aus größerer Nähe macht ihm den Garaus.

Ein Jubelruf zeigt den Jagdgefährten, die noch weiter zurück sind, an, daß

Indianer, einen Elch anschleichend.

die Beute erlegt ist. Mit großer Schnelligkeit wird der Elch abgewaidet und die besten Stücke seines Fleisches geben

ein leckeres Jägermahl. Die Indianer schätzen das Fleisch des Musthieres über Alles. Sie behaupten, nach einer Mahlzeit von Elchwildpret dreimal so viel Strapazen aushalten zu können, als nach dem Genusse jedes anderen Fleisches.

Eine nicht minder interessante Jagd ist die mit der Lockpfeife. Sie ist jedoch nur in den Monaten September und Oktober während der Brunstzeit möglich, da zu anderer Jahreszeit die Hirsche auf den Ruf nicht hören. Die Indianer, welche überhaupt die Stimmen der Thiere des Waldes meisterhaft nachzuahmen verstehen, verstecken sich im Dickicht und einer derselben ahmt mittelst eines aus Baumrinde verfertigten trompetenartigen Instrumentes den Ruf des alten weiblichen Elches täuschend nach, um dadurch den Hirsch anzulocken.

Mit eintretender Dämmerung nehmen die Jäger ihre Plätze ein, und sobald der aufgehende Mond genug Büchsenlicht gibt, um sein Ziel nehmen zu können, ertönt aus der Locktrompete der klagende Ruf der Elenkuh durch den stillen Urwald. Bald antwortet das schmetternde, durchdringende Gebrüll des Hirsches aus weiter Entfernung, bald aber näher und näher. Trotz seiner Liebessehnsucht aber ist der herankommende Hirsch vorsichtig genug, sich nicht zu zeigen und so lautlos heranzuschleichen, daß man seine Annäherung nur durch das immer lauter ertönende Gebrüll erfährt.

Jetzt schweigt auch dieses. Todtenstill ist's. Doch die kundigen Indianer lassen sich nicht täuschen. Wieder ertönt leise klagend der Ruf der Elenkuh, und jetzt antwortet ihm ein markerschütternder Schrei aus nächster Nähe. Im Mondlichte erscheint zwischen den Stämmen ein mächtiger Elchhirsch. Der günstige Zeitpunkt für den Schützen ist gekommen. Die Büchse hebt sich, die sichere Kugel findet ihr Ziel, der mächtige Elch ist überlistet und bezahlt seine Unvorsichtigkeit mit seinem Leben.



Indianer, den Elenruf nachahmend.

Auch durch Feuer vermag man den Elch zu locken und zwar zu allen Zeiten des Jahres. Hat man den Standort des Wildes erkundet, so wird bei Einbruch der Nacht an einer freien Stelle ein hochloderndes Feuer angezündet, während sich die Jäger nicht weit davon in den Hinterhalt legen. Durch den hellen Schein des Feuers wird der Elch wie von magischer Gewalt unwiderstehlich angezogen. Allen Argwohn und alle Vorsicht vergessend, nähert er sich langsam aber stetig und fällt so den Jägern zur Beute.

Befindet sich der Standplatz des Hirsches inmitten von Sümpfen und Seen, wie dies häufig der Fall zu sein pflegt, so pirscht man ihn mittelst eines Rindenkahnes an, auf dessen Vordertheil eine Kienpfanne brennt oder eine Fackel geschwungen wird. Das Thier kommt dann an's Ufer und wartet, regungslos und wie gebannt auf den Lichtschein starrend, der Annäherung der Jäger. Doch ist diese Feuerjagd nicht ohne Gefahr, da ein Schuß aus schwankendem Kanoe in finsterer Nacht höchst unsicher ist und sehr selten so gut trifft, um das Wild sofort niederzustrecken. Der nur leicht verwundete Elch aber geräth in furchtbare Wuth, stürzt sich nicht selten in's Wasser, schwimmt auf das leichte Boot zu, zertrümmert es mit einem Schlage seines mächtigen Geweihs, und die Jäger können dann von Glück sagen, wenn sie mit dem Leben davonkommen.

Endlich wird der Elch noch im Winter auf Schneeschuhen gejagt oder auf weite Eisflächen getrieben, wo man ihm dann leicht den Garaus macht.

Der Nutzen, den der Jäger von dem erlegten Thiere zieht, ist beträchtlich. Das Fell ist zäher, als das des Rothwildes und dient zu Zeltdecken, Mänteln, Jagdhemden, Hosen u. s. w. Die Geweihe werden, wie die des Hirsches, zu allerlei Gegenständen verarbeitet, das sehr kräftige Fleisch versorgt die Hütte des Indianers oder Trappers auf

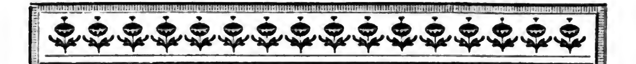


Feuerjagd auf Elen.

lange Zeit mit Nahrung. Es wird dem Elch daher eifrig nachgestellt, und wenn die Jagd auch mit dem Seltenerwerden des Wildes mühevoller und schwieriger geworden ist, als früher, so erhöht das doch andererseits gerade bei dem leidenschaftlichen Waidmann den Reiz des Unternehmens, und die reichen englischen Lords pilgern eigens nach Kanada, um des seltenen Genusses willen, einmal eine solche Jagd mitgemacht zu haben.

Dem deutschen Forstmanne aber, dem vor Allem das Gedeihen seines Waldes am Herzen liegt, kann es nur lieb sein, daß der mächtige Waldverwüster, der Elch, bei uns ausgerottet ist.





Montenegro.

Kulturbild von der Balkanhalbinsel.

Von

Silvester Frey.

Mit 5 Illustrationen.

Unter den Staaten der Balkanhalbinsel beansprucht das Fürstenthum Montenegro ein Interesse, welches eigentlich in keinem Verhältniß steht zu dem Umfang und der Einwohnerzahl dieses im Grunde so winzigen Staatswesens. Hat es bisher dem civilisirten Westen nur imponirt durch die Tapferkeit und rauhe, spartanische Tugend seiner Bewohner, die von den Türken zwar oft geschlagen, aber nie unterworfen wurden, so hat seit dem 30. Mai 1889, an welchem Tage Zar Alexander III. von Rußland seine Zustimmung zur Verlobung des Großfürsten Peter Nikolajewitsch mit der zweiten Tochter des Fürsten Nikita I. von Montenegro gab, und der bei dieser Gelegenheit auf Letzteren ausgebrachte Toast, in welchem der russische Zar den Fürsten Nikita öffentlich als den einzigen aufrichtigen und treuen Freund Rußlands bezeichnete, alle Welt darüber die Augen geöffnet, daß Montenegro's Fürst in der That der Hauptträger der großserbischen und panslavistischen Bestrebungen auf der Balkanhalbinsel ist und sicherlich in den dort noch nicht abgeschlossenen Umwälzungen mit seinen

streitgewohnten Schaaren noch eine bedeutende Rolle spielen wird.

Es wird daher unseren Lesern willkommen sein, über Montenegro und die Montenegriner, den Fürsten Nikita und sein Volk, etwas Ausführlicheres zu erfahren.

Die ersten Anfänge Montenegro's stammen aus dem Jahre 1389, wo das große serbische Königthum der Südslaven unter den Angriffen der Türken nach tapferer, aber vergeblicher Gegenwehr in der Schlacht auf dem Amselfelde zusammenbrach. Die Bewohner der Staaten, welche im Mittelalter jenes mächtige slavische Reich ausmachten, haben die Erinnerung an die 500jährige Wiederkehr dieses verhängnißvollen Tages im Juni 1889 durch eine gemeinsame Erinnerungsfeier begangen. Es sind dies Serbien, Bulgarien, Bosnien, die Herzegowina und Montenegro, soweit diese von Slaven bewohnt werden.

Die Schlacht auf dem Amselfelde gehört jedenfalls zu den blutigsten, welche die Weltgeschichte kennt. Sowohl Sultan Murad als auch Lazar, der serbische Großkönig, fanden an diesem Tage ihren Tod. Entscheidend aber für das Schicksal der Südslaven war eben, daß das große gemeinsame Staatswesen, zu welchem sie bisher vereinigt gewesen, zuerst zertrümmert wurde, um dann nach fünf Jahrhunderten, welche unter türkischem Joch zugebracht waren, in der Zersplitterung, wie sie heute existirt, allmälig die Freiheit zurückzugewinnen.

Geraden Weges vom Amselfelde aus flohen nun vor fünfhundert Jahren mehrere Stämme der Serben in die Gebirge des heutigen Montenegro, wo sie eine kleine Gemeinde bildeten. Die Freiheit, welche sie dort in den unzugänglichen Schluchten und Klüften fanden, däuchte ihnen begehrenswerther als das Loos ihrer Stammesgenossen, die entweder zum Islam übertraten, um Habe und Besitz zu retten, oder, mit Steuern belastet und steten Verfol-

gungen ausgesetzt, ihrer Sprache und ihrem Glauben treu blieben. Es ist bekannt, daß seit der Schlacht auf dem Amselfelde die Türkei ihre Hoheitsrechte auf Montenegro als auf einen Theil des von ihr eroberten Großserbenreiches stets ausdrücklich betonte; aber ebenso beharrlich verweigerten die Bewohner der „schwarzen Berge" dieser Oberherrschaft die Anerkennung. Die Folge davon war ein steter Kampf, welcher sich in demselben Maße glücklicher für Montenegro gestaltete, als das Osmanenreich in seiner Machtentfaltung und Kraftbethätigung zurückging.

Verworren, wie die Rechtsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel, waren auch die geographischen. Bis in die allerneueste Zeit schwankten die Grenzen Montenegro's derartig, daß Niemand sie mit Genauigkeit hätte feststellen können, und die Bewohnerschaft Montenegro's selbst war sich darüber am allerwenigsten klar. Die Umwälzungen, welche aus dem letzten großen Kriege gegen die Türkei hervorgingen, brachten Montenegro den Vortheil, daß seine Grenzen festgestellt wurden, wenn auch weder die Bewohner dieses Ländchens noch die der übrigen südslavischen Völkerschaften in ihrer Mehrzahl mit der Staatenbildung, wie sie augenblicklich auf der Balkanhalbinsel herrscht, einverstanden sein dürften.

Eine ganz ähnliche Unklarheit, wie über die Grenzen, herrschte noch bis vor Kurzem über die Bezeichnung des Fürstenthums. Der Westen Europa's nennt dasselbe nach dem Vorgange der Italiener, welche im Mittelalter an der dalmatinischen Küste lange Zeit eine herrschende Rolle spielten, Montenegro, der slavische Osten dagegen wie die Bewohner des Landes selbst heißen es Tschernagora. Beide Bezeichnungen lauten verdeutscht: „Schwarzes Gebirge." Woher dieser Name stammt, wird wohl so leicht nicht entschieden werden können. Am wahrscheinlichsten ist, daß er von dem düsteren Eindruck, welchen dieses

Bergland auf einen Jeden macht, herkommt. Allerdings mit Tannen bewaldet sind heutzutage die steinigen Massen nicht mehr; kahl und zerrissen starren sie hinein in die Lüfte; aber es ist wahrscheinlich, daß sie früher mit Wäldern bekleidet waren, welche erst durch den Schiffsbau der Venetianer verwüstet wurden. Denn wie auf der ganzen Balkanhalbinsel hat diese Republik auch in Montenegro Jahrhunderte hindurch einen großen Einfluß besessen. Die ganze dalmatinische Küste, wo heute das nackte Gestein von der Sonnengluth mürbe gebrannt wird, haben die Venetianer der ehemals so reichen Vegetation entkleidet, und so ist wohl auch der Holzbestand Montenegro's zu Grunde gegangen. Jetzt wuchert an den steinigen Wänden der „schwarzen Berge" nur noch dürftiges Strauchwerk, und das Land sieht so düster aus, daß der Name „Montenegro" ganz passend erscheint.

Ueber dieses wilde Bergland und seine tapferen Bewohner herrscht in patriarchalischer, aber unumschränkter Weise Nikolaus I. Petrowitsch Njegosch Fürst von Montenegro, von den Montenegrinern selbst nur Fürst Nikita genannt. Derselbe ist geboren am 7. Oktober 1841 als Sohn des Mirko Petrowitsch und folgte am 13. August 1860 seinem Oheim Danielo I. auf den Thron des Fürstenthums. Er ist seit dem 8. November 1860 vermählt mit Milena, Tochter des Wojwoden Peter Vukotitsch, welche am 4. Mai 1847 zu Cero geboren worden ist und also jetzt in ihrem 46. Jahre steht. Die Fürstin hat ihrem Gemahl neun Kinder geboren und zwar drei Söhne und sechs Töchter, so daß also ein Aussterben der Dynastie nicht zu befürchten steht.

Abgesehen von dem politischen Interesse, welches man augenblicklich wohl oder übel für das Ländchen an den Tag legen muß, fesseln uns am meisten seine kulturellen Zustände. Sie nehmen sich unter der Lupe des Beobachters



Fürst Nikita I. von Montenegro.

so aus, als ob Morgen- und Abendland hier zusammenstießen. Der Montenegriner ist zu gleicher Zeit gastfreundlich und rachsüchtig; er liebt die Freiheit über Alles und kennt doch im Grunde keine größere Sehnsucht, als alle Südslaven dem sehr winzigen Scepter seines Herrschers zu unterwerfen. Dem echt asiatischen Schmutz, welcher dem Reisenden den Aufenthalt in den schwarzen Bergen so sehr verleidet, steht eine Freude an Putz und Schmuck gegenüber, welcher die Männer in nicht geringerem Maße als die Frauen ergeben sind. Der größte Zierrath der Wohnung besteht in der mehr oder minder großen Waffensammlung, welche ein jeder Sohn der schwarzen Berge sein eigen nennt. Betten sind ein Luxus, welchen man daselbst noch nicht antrifft. Als Lager dient ein Bund Stroh, darüber ein Sack oder die im Hause gefertigte Wolldecke, welche man bei schlechtem Wetter zugleich nach Art des westeuropäischen Plaids über die Schulter hängt. Im Sommer wird man gegen eine solche Schlafstätte nichts einzuwenden wissen. Da aber das Klima Montenegro's schroffe Gegensätze zeigt, so folgt auf einen glühend heißen Sommer gewöhnlich der Winter mit fast nordischem Frost und Schnee. Dazu gesellt sich ein Sturm, welcher wüthend an den einsamen Hütten rüttelt und zumeist einen sehr bequemen Eingang durch die Lücken und Fugen findet. Wie in dieser Hinsicht, so hat sich der Montenegriner gegen die Anforderungen des Winters auch in Bezug auf den nöthigen Geldvorrath nicht geschützt. Der Verschwendung in der milden Jahreszeit, wo man Alles verzehrte, was eingeerntet, und für Tabak und Wein ausgab, was verdient wurde, folgt nun in den kalten Monaten die bitterste Entbehrung. Gegen die Kälte schützt man sich, indem man das Herdfeuer nicht verläßt. Selbst zur Nachtzeit hockt Alles angekleidet, schläfrig, träge um dasselbe herum. Die einzige Sorge, die man kennt, besteht darin, daß immer frische



Fürstin Milena von Montenegro.

Scheite in die Flammen geworfen werden. Dabei kommt es dann oft genug vor, daß mancher Montenegriner während des gesammten Winters seinen Körper nicht ein einziges Mal aus der Kleidung schält. Da Reinlichkeit überhaupt eine Tugend ist, welche man nicht kennt, kann man sich von den Zuständen in solcher Behausung leicht ein Bild entwerfen.

Bewunderer der Montenegriner führen diesen Mangel an Reinlichkeit darauf zurück, daß man in den Bergen erstens wenig Wasser besitze, zweitens kein Geld, um sich Seife zu kaufen. Natürlich sind das Ausflüchte, welche nur dort Glauben finden, wo man ein Interesse daran hat, an dem slavischen Musterstaate auf der Balkanhalbinsel absolut keine Schäden und Fehler aufkommen zu lassen. Ein Volk, welches sein letztes Geldstück hergibt, um einen bunten Fetzen oder einen glitzernden Schmuck zu erstehen, wo es der Mann für weibisch hält, sich das Gesicht zu waschen oder die Haare zu kämmen, während andererseits die Frauen sich mit den Männern um die Wette an dem grauenhaften Richteramt der Blutrache betheiligen — ein solches Volk hat wenig Anrecht auf die ideale Bewunderung und schwärmerische Verherrlichung, welche ihm auf französischer und russischer Seite in zunehmender Steigerung gespendet wird.

Dabei soll keineswegs geleugnet werden, daß die Söhne der schwarzen Berge auch Eigenschaften besitzen, welche rühmenswerth sind. Wir meinen vor Allem ihre Tapferkeit, und dann eine dichterische Begabung, welche beinahe Gemeingut dieses Gesammtvölkchens ist. Allerdings finden wir den Kunstgesang, der sich in festen, straffen Formen hält, weit weniger als die Rhapsodie, das Lied des Sängers, wie er, von Ort zu Ort reisend, von Hütte zu Hütte ziehend, überall, wo es ihm wohnlich erscheint, rastet, um die Kriegsthaten der Vorfahren zu besingen. Mit anderen Worten: die Montenegriner stehen in Bezug auf Kultur

noch auf jener Vorstufe, welche wir genügendermaßen aus der geschichtlichen Vergangenheit der Griechen und Germanen kennen. Daneben gibt es selbstverständlich auch dichterische Erzeugnisse in allerhand Kunstformen; aber diese können sich keineswegs mit jenen alten schönen Volksgesängen, welche die Thaten der Väter verherrlichen, messen. Ein sehr beachtenswerthes Talent in dieser Hinsicht besitzt der Fürst Nikita selbst, von dem besonders zwei Dramen herrühren. Freilich darf man bei der Beurtheilung derselben nicht mit allzu schneidiger Kritik vorgehen. Das Volk in seiner Gesammtheit steht einem solchen dichterischen Erzeugniß natürlich ebenso fremd wie theilnahmslos gegenüber. Ihm erscheinen die Gesänge seiner wandernden Rhapsoden schöner als solche Errungenschaften aus dem ohnehin scheel an-



Montenegriner.

gesehenen Westen. Uebrigens hat Fürst Nikita seine dichterische Begabung von seinem Vater, Mirko Petrowitsch, geerbt, nur daß dieser statt der modernen die alte volksthümliche Form anwandte. Von ihm rühren nicht weniger als sechsundzwanzig große Rhapsodien von etlichen tausend Seiten her, welche er, seinen Tschibuk rauchend, in aller Gemächlichkeit den Schreibkundigen seines Volkes in die Feder diktirte.

Diese Rhapsodien entstanden gewissermaßen aus einem Gusse; das bedächtige Feilen und lange Nachsinnen, wie es die echte Kunstform von dem Dichter fordert, war nicht Sache dieses poetischen Sohnes der schwarzen Berge. Gleichwohl fordern sowohl Schwung der Phantasie als auch Kraft und Schönheit des Ausdrucks an vielen Stellen unsere Bewunderung heraus. Mit einer Bescheidenheit, welche den Söhnen der schwarzen Berge sonst nicht immer eigen, unterließ es dieser fürstliche Rhapsode, die Kämpfe zu behandeln, in welchen seine eigene Tapferkeit eine hervorragende Rolle spielte. Darauf aufmerksam gemacht, daß dem Volke auf diese Weise ein wichtiger Theil der historischen Ueberlieferung abhanden komme, pflegte er zu sagen: „Ich habe keine Sorge, es wird sich schon Jemand finden, welcher das Versäumte nachholt."

Das ist denn auch in der That mit einer Reichhaltigkeit geschehen, welche unser Staunen hervorruft. Gerade in jüngster Zeit haben sich die poetischen Erzeugnisse ungemein vermehrt. Wenn der Montenegriner nicht kämpft, so singt er, oder er hört zu. Arbeit auf einem jeden Gebiet ist ohnehin etwas, das sich nach seiner Ansicht für den freien Mann nicht gut ziemt. Er überläßt die Arbeit darum gemeiniglich den Frauen, deren Loos daher auch bei diesen stolzen Söhnen der schwarzen Berge nicht sehr beneidenswerth ist. Daheim müssen sie spinnen und weben, die Kleidung für sich, den Mann und die Kinder verfer-

tigen, die Wirthschaft führen, die Kinder warten, den Mann bedienen. Außer dem Hause liegt ihnen ob, das Feld und den Garten zu bestellen. Und wandert der Mann über die Berge zur Versammlung, oder zieht er in den Krieg, so schreitet er stolz dahin, nur seine Waffe und seine Pfeife tragend, während hinter ihm die Frau einherkeucht, beladen mit Gepäck. Dabei ist die Montenegrinerin keineswegs etwa unzufrieden. Von Emanzipationsgelüsten weiß sie nichts. Es ist ihr Stolz, dem Manne zu dienen, und ihm, wenn nöthig, bis in die Schlacht und in den Tod zu folgen. — Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind stets sehr geräuschvoll und das Knallen und Schießen nimmt fast kein Ende.



Montenegrinerin.

Doch zurück von dieser Abschweifung zu der so sehr interessanten Volkspoesie des Landes. Die Kenntniß derselben ist zugleich diejenige der geschichtlichen Vergangenheit Montenegro's. Jedes abgeschnittene Türkenohr, jeder Raubzug wider ein ottomanisches Dorf werden in diesen Gesängen zu Heldenthaten aufgebauscht, welche sich sofort als wichtige Bestandtheile der Geschichte angliedern. Für den Geschichtsforscher ist das natürlich Unkraut, welches er erbarmungslos hinwegräumen muß, wofern ihm daran liegt, den Thatbestand in seiner Wirklichkeit bloßzulegen. Darnach gestaltet sich die Geschichte Montenegro's seit den ersten Anfängen seines Bestehens unter folgenden wichtigen Gesichtspunkten. Nach der Schlacht auf dem Amselfelde wird das Ländchen zuerst von der Dynastie der Balschich (bis zum Jahre 1421), darauf von derjenigen der Tschernojewizen (bis zum Jahre 1516) regiert. Neben den Kämpfen gegen das damals auf den Gipfel seiner Blüthe gelangte Osmanenreich ist diese Zeit höchstens noch charakteristisch durch die Beziehungen, welche Venedig mit den Söhnen der schwarzen Berge anzuknüpfen wußte. Die emsige Republik schloß mit ihnen allerhand Verträge, welche dem Anscheine nach allein auf den Handel Bezug hatten, aber schließlich darauf hinausliefen, der Lagunenstadt das gesammte Ländchen in die Hand zu spielen. Neben dem angestammten türkischen Feinde sah der Montenegriner nun noch einen ferneren, vielleicht sogar gefährlicheren, weil er sich ihm unter der Maske der Freundschaft genähert hatte. Gleichwohl machten sich die Venetianer verdient um die Kultivirung von Land und Leuten; von ihnen rührt auch der Name Montenegro her, welcher seitdem bei den Völkern des Westens üblich geworden ist. Den eingefleischten Tschernagorzen war die Anlehnung an die Lagunenstadt jedoch ebenso verhaßt, wie die Unterwerfung unter das Sultanat am goldenen Horn. Da der letzte Tschernojewize einer-



Montenegrinische Hochzeit.

seits ohne die Hilfe der Venetianer den Türken nicht gewachsen war, anderseits seine innigen und aufrichtigen Beziehungen zu der Lagunenstadt von den Unterthanen mit mißgünstigen Blicken betrachtet wurden, that er einen Schritt, über welchen sich noch heute das verletzte montenegrinische Nationalgefühl nicht beruhigen kann. Er legte nämlich seine Fürstenwürde nieder, trat zum römischen Katholizismus über und lebte fortan als Privatmann in Venedig.

Mit diesem Ereigniß darf man eine bestimmte Epoche in der Geschichte der Montenegriner als abgeschlossen betrachten. Es erschien ihnen so unrühmlich, die Fürstenwürde hatte dadurch so an Ansehen eingebüßt, daß sie dieselbe nunmehr gänzlich abschafften. Fortan ruhen denn auch die höchsten Gerechtsame des Landes in geistlichen Händen; die tapferen Söhne der schwarzen Berge gehorchen ihren Vladiken, den höchsten geistlichen Würdenträgern des Landes. Aber diese ganze Zeit war für Montenegro ebenso unrühmlich nach außen wie wenig vortheilhaft für die innere Entwickelung. Der kriegerische Sinn bethätigte sich meistens darin, daß sich die einzelnen Stämme des ohnehin winzigen Ländchens untereinander befehdeten. Die Blutrache forderte dabei mehr Opfer als die Angriffe der damals meistens siegreichen Türken. Montenegro schrumpfte derart zusammen, daß es kaum noch als ein eigenes Staatswesen betrachtet werden durfte. Ganze Stämme, angewidert von diesem inneren Unfrieden, gliederten sich mehr oder weniger freiwillig dem türkischen Reiche an, indem gleichzeitig ihre Angehörigen zum Islam übertraten.

An diesem Verfall des sich einst so kräftig entfaltenden Ländchens war vor Allem auch die Schwäche und Unfähigkeit der Vladiken schuld, welche meistens sehr fromm, aber wenig zum Herrschen geeignet waren. Eine entschiedene Aenderung trat erst ein, als im Jahre 1697 Danilo

Vladika wurde. Sein erster Schritt bestand darin, daß er den Islam aus den schwarzen Bergen verjagte. Wer nicht zum Christenthum wieder zurückkehren wollte, mußte über die Klinge springen. Mit Venedig, welches noch immer einen bedeutenden Einfluß ausübte, stellte sich Danilo sofort auf einen guten Fuß; aber er wußte sich noch einen ferneren Bundesgenossen an Rußland zu verschaffen. Diese Anlehnung Montenegro's an das große Slavenreich war entscheidend für seine gesammte Zukunft; von dieser Stunde an ist die von Danilo auf das Geschickteste eingeschlagene Politik nicht mehr aufgegeben worden. Unter seinem Nachfolger Peter II. Petrowitsch wurde das Vladikat in die erbliche Fürstenwürde umgewandelt; er heirathete und wurde zum Begründer der Dynastie, welche noch heute über die Montenegriner herrscht. Der Einfluß Venedigs, welchen später nach dem Zerfall der ehedem mächtigen Meeresrepublik Oesterreich erbte, wurde immer mehr zu Gunsten Rußlands eingedämmt. So hat sich ganz allmälig der Umschwung vollzogen, daß das Ländchen auf der Balkanhalbinsel dem österreichisch-ungarischen Staate, welchem es durch seine Lage, durch politische und wirthschaftliche Interessen eng verbündet sein sollte, immer mehr entfremdet wurde, um sich dafür um so entschiedener an Rußland anzuschließen. Als 1876 Serbien sich gegen die Türkei erhob, griff auch Montenegro zu den Waffen, und in dem sich daran schließenden Kriege Rußlands gegen die Türkei nahm es, ebenso tapfer wie glücklich in seinen Erfolgen, ebenfalls Theil. Im Berliner Vertrage vom 13. Juli 1878 erhielt Montenegro dann auch einen Gebietszuwachs von 5100 Quadratkilometer, wodurch sein Gebiet sich mehr als verdoppelte. Seitdem lebt Montenegro mit allen seinen Nachbarn in Frieden, und die kulturellen Bestrebungen haben mehr als je Gelegenheit zu ihrer Entfaltung. Die Anstrengungen jedoch, welche Fürst Nikita macht, um seine

Montenegriner zu civilisiren, schlagen oft genug fehl trotz des eisernen Willens, von welchem sie diktirt werden. Denn wenn sich die Söhne der schwarzen Berge auch so gern ihrer Freiheit rühmen, sind sie im Grunde bedingungslos in die Gewalt ihres jedesmaligen Herrschers gegeben. Besonders auffällig machen sich die noch bestehenden Gegensätze zwischen ursprünglicher Rohheit und den kulturellen Errungenschaften des Westens für den Besucher Montenegro's bemerkbar, je nachdem dieser die Stadt oder das Land besucht. Der Fürst selber lebt in Cettinje, einer alten stadtartigen Ansiedelung, welche im Allgemeinen stets der Aufenthaltsort für die Beherrscher der schwarzen Berge war. Uebrigens hat sich auch Fürst Nikita, trotzdem er in Paris lange Zeit lebte, bevor er auf den Thron seiner Väter gelangte, und auch sonst gern die Gepflogenheiten der europäischen Fürsten in seiner winzigen Hauptstadt nachzuahmen sucht, noch immer nicht von gewissen montenegrinischen Gebräuchen freimachen können.

Als das Mitglied einer europäischen Herrscherfamilie vor einigen Jahren auf seiner Reise nach dem Orient auch einen Abstecher in die Residenz des Fürsten der schwarzen Berge machte, erschien ihm nichts so charakteristisch, wie die Art und Weise, auf welche man ihn bewirthete. Lassen wir den hohen Gast selber erzählen.

„In dem matt erhellten Zimmer, welches mehr durch das Kaminfeuer als durch die wenigen Kerzen, welche angezündet waren, seine Beleuchtung erhielt, merkten wir kaum, wie zwei Männer, welche einen großen Gegenstand an einer Stange auf den Schultern trugen, zur Thüre hereinkamen. Erst ein herz- und nervenstärkender Geruch nöthigte uns, daß wir uns umschauten. Die beiden Männer, schlanke Gestalten im malerischen Nationalkostüm, den Revolver im Gurt, waren an einen bereits zuvor gedeckten Tisch herangetreten, legten den Gegenstand, als welchen

wir jetzt ein ganzes Schwein erkannten, darauf und verließen mit derselben stoischen Ruhe, wie sie gekommen waren, wieder das Zimmer. Auf einen solchen Braten hatten wir uns nicht gefaßt gemacht; denn trotz seines einladenden Geruches nahm es sich wenig appetitlich aus, als ihn die beiden Manner mit den bloßen Fingern vom Spieße befreiten und auf den Tisch legten. Dort lag es in seiner ganzen Herrlichkeit, ein wahres Riesenthier, von den Vorderbeinen, welche natürlich mitgebraten waren, bis zu den entgegengesetzten über sechs Fuß lang. Unsere Neugierde war nun darauf gerichtet, wie man diesen Riesenbraten zerlegen solle. Nun geschah etwas, was unseren Hausfrauen auf ihrer Tafel wenig Freude machen würde. Auf einen Wink des Fürsten erhob sich sein Adjutant, ein junger, hübscher Mann mit schwarzem Schnurrbart, zog seinen Säbel, markirte mit demselben auf dem Braten eine Stelle, holte aus, ließ den Säbel durch die Luft sausen und schlug mit einem Hiebe das Schwein an der markirten Stelle mitten durch, das Tischtuch entzwei und tief in die Tischplatte hinein, so daß die Gläser und Flaschen bunt durcheinander tanzten und klirrten. Darauf lud der Fürst uns nebst den übrigen Anwesenden zum Essen ein, wobei die Mehrzahl der montenegrinischen Herrschaften in Bezug auf den Gebrauch von Messer und Gabel jene Unbeholfenheit zeigte, welche an einem europäischen Tische der Schrecken der Hausfrau sein würde."

Eine andere, nicht minder charakteristische Anekdote erzählt ein Reisender, der jüngst den Bewohnern der schwarzen Berge einen Besuch abstattete. Dieselbe zeigt, wie tyrannisch Fürst Nikita selbst den Großen seines Reiches gegenüber verfährt. Ein Wojwode fand, daß ein „fränkischer" Regenschirm durchaus nicht ohne sei, schaffte sich also einen solchen an und wartete mit Ungeduld auf die Gelegenheit, mit ihm zu paradiren. Richtig hatte St. Petrus ein Ein-

sehen und öffnete sämmtliche Schleusen seines himmlischen Amtsbereiches; selbstverständlich eilte besagter Wojwode sofort mit aufgespanntem Regendach auf den großen Platz vor dem fürstlichen Schlosse, wo er vergnüglich schmunzelnd auf und ab schlenderte. Plötzlich stand jedoch der Fürst vor ihm, riß ihm den Schirm mit den Worten aus der Hand: „Seit wann trägt der Montenegriner einen Regenschirm, Du Memme?" ließ ihm das verpönte Kulturinstrument zweimal auf den Rücken niedersausen und zerbrach es dann in Stücke. Seither wurden in Montenegro zwar ziemlich viele Schirme gekauft, aber getragen werden sie nur, wenn sie der Fürst nicht sieht. Sobald es heißt, „der Fürst kommt," eilen die Wojwoden wie die ertappten Schulknaben, um ihre Schirme verschwinden zu lassen.

Es steht mit der Kultur der Montenegriner also noch ziemlich schlecht. Bei dem energischen Halt, welchen sie jedoch an Rußland finden, werden sie immerhin berufen sein, eine wichtige politische Rolle unter den Völkerschaften der Balkanhalbinsel zu spielen. Sie machen übrigens kein Hehl daraus, daß die Wiedererstehung des großserbischen Königthums das Ziel ihrer Wünsche sei. Dasselbe soll natürlich außer dem augenblicklichen Serbien vor Allem Bulgarien, Bosnien und die Herzegowina umfassen. Selbstverständlich soll die Dynastie der Petrowitsche, welche jetzt den Thron von Montenegro inne hat, diesen mächtigen Zukunftsthron besteigen.



Physiognomik der Kleidung.

Sittengeschichtliche Skizze

von

Ernst Schulz.

Jeden Vogel erkennt man an seinen Federn.
(Altes Sprichwort.)

Es ist nicht nur das Gesicht des Menschen, die Art, wie er spricht und lacht, wie er geht und gestikulirt, wie er sein Haar trägt und, wenn er ein Mann ist, sich den Bart stutzt, was dem kundigen Physiognomiker sein Inneres verräth — es gibt noch ein anderes, gar wichtiges Merkmal, was beredtes Zeugniß von seinem Charakter und seiner Gemüthsbeschaffenheit zu geben vermag, und das ist: sein Kleid.

Schon die allgemein bekannten volksthümlichen Redensarten, daß „Kleider Leute machen", daß man „den Vogel an seinen Federn erkennt" und „jeder Narr seine Kappe trägt" beweisen uns, daß eine innige Uebereinstimmung zwischen dem Menschen und seiner Gewandung stattfinden muß; und so möge es denn gestattet sein, daß wir uns im Folgenden ein wenig näher mit der Physiognomik des Kleides beschäftigen.

Wem wäre es nicht schon aufgefallen, daß sich ein verständiger, gesetzter Mann anders kleidet, als ein Geck; ein thätiger, beschäftigter anders, als ein Müßiggänger, und

die regsame Familienmutter anders, als eine Frau, die nur dem Vergnügen lebt.

Einfachheit und Pracht, Nettigkeit und Sauberkeit, Nachlässigkeit und Unreinlichkeit, guter oder schlechter Geschmack, Anmaßung und Bescheidenheit sind Eigenschaften, die sich gar wohl durch die Kleidung verrathen können.

Auch Farbe, Schnitt und Mode, namentlich aber das Ganze der Kleidung und die Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Theilen derselben, sind sehr bedeutungsvolle und charakteristische Zeichen für die Beschaffenheit des inneren Menschen, und selbst der Geist und die hervorstechendsten Charakterzüge ganzer Zeitalter drücken sich für den Kundigen deutlich genug in der darin vorherrschenden Mode aus.

Leicht erkennt man bei dem geputzten Menschen die Absicht, zu gefallen oder zu glänzen, und bei dem, welcher seinen Anzug vernachlässigt, die Andeutung, daß er entweder als Sonderling die Blicke auf sich lenken und sich auszeichnen will, oder gar das Bestreben hat, durch Verletzung des Anstandes zu beleidigen. In jedem Falle wird eine ausnehmend nachlässig gekleidete Persönlichkeit auch in anderen, wichtigeren Dingen nachlässig und unbrauchbar sein.

Es gibt allerdings eine Geringschätzung des Aeußeren, die mit der eben erwähnten gesuchten Nachlässigkeit nichts gemein hat, die unwillkürlich ist; das ist jene Vernachlässigung der Kleidung, wie wir sie zuweilen bei Künstlern und großen Gelehrten finden.

Die Russen haben ein Sprichwort: „Man empfängt den Menschen nach seinem Kleide und begleitet ihn weg nach seinem Verstande." Daraus möchte hervorgehen, daß der Verstand des Menschen mit seinem Kleide nichts zu thun habe, oder daß Verstand und Kleid wenigstens zwei verschiedene Dinge wären. Fast alle Sprichwörter aber haben das mit den Vergleichen gemein, daß sie eben auch ein

wenig hinken, denn man könnte die allgemeine Redensart: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand“ leicht dahin variiren: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch das Kleid“ — nämlich das Beamtenkleid, die Uniform, die zu einem Amte ja bekanntlich viel häufiger verabfolgt wird, und unter Umständen auch viel nöthiger ist, als der Verstand. Was wäre mancher Vorgesetzte, z. B. bei unserem Militär, wenn er durch sein Kleid und seine Gradabzeichen nicht seine höhere Stellung dokumentirte? — Nicht vor seinem Verstande salutirt der Soldat, sondern vor seiner Uniform; nicht die Person wird geehrt, sondern die Umhüllung derselben, das Kleid. Auch auf den Träger zurück wirkt das Kleid, welches er anlegt.

Fühlen wir uns in einem andern Kleide gewissermaßen nicht selbst schon als Andere? — Der Schauspieler benimmt sich auf der Bühne im historischen Kostüm ganz anders als im modernen Gesellschaftsanzug, desgleichen die Trikot tragenden Tänzerinnen, die Kunstreiterinnen und die gymnastischen Künstler in der Arena. Man sehe auch die Gerichtsherren und die Geistlichen, wenn sie das Kleid ihrer Würde, den Talar angelegt haben,. sie nehmen fast alle sofort mehr gravitätische Manieren und Geberden an. Selbst der Bauer ist nicht derselbe, wenn er seinen Feiertagsrock angezogen hat; und wenn das alte Mütterchen im längst nicht mehr modernen, aber sauber gehaltenen Sonntagskleide zur Kirche humpelt, da liegt der liebe Gottesfriede nicht nur in dem verrunzelten Gesichte, sondern schaut aus jedem Fältchen ihres Anzugs heraus. Und nun gar die Weihe eines Brautkleides, oder auch nur des ersten langen Kleides der Konfirmandin! — Wer vermöchte die Zauberkraft zu leugnen, die in solchen festlichen Gewandungen liegt?

Schon die Farbe allein spielt eine wichtige Rolle bei diesen Feierkleidern. Die dominirenden Farben sind dabei natür-

lich Weiß und Schwarz; nur daß Weiß stets auf festlich frohe Stimmung und Schwarz dagegen auf Würde, Ernst und Trauer hindeutet. Eine Ausnahme macht davon nur das wunderbare schwarze Festkleid des Mannes, der entsetzliche schwarze Frack, da er sowohl bei Freud und Leid, auf dem Tanzboden und am Grabe als Feiergewand herhalten muß und nicht nur das Festkleid des Grafen und Ministers, sondern zugleich auch — die Arbeitsjacke des aufwartenden Kellners ist; für unsere physiognomischen Zwecke also ein ziemlich unwürdiger, charakterloser Gegenstand.

Was die Symbolik der Kleiderfarben im Allgemeinen betrifft, so hat sich darüber eine namhafte Autorität im Gebiete des Geschmackes und der Sitte, Honoré de Balzac, einst gegen die Gräfin Talmont ausführlich, wenn auch etwas sarkastisch, wie folgt ausgesprochen: „Jeder Charakter, oder, wenn Sie wollen Geist, wählt sich eine Farbe, die ihm analog ist. Sie können mit ziemlicher Bestimmtheit bei den Frauen, welche orange-, amaranth- oder granatfarbige, gelbe, saft- oder zeisiggrüne Kleider tragen, auf ein störrisches, zänkisches Wesen rechnen. Trauen Sie denen nicht, welche Violett lieben, noch weniger denen, welche helle Hüte tragen und meiden Sie die, welche sich in Schwarz zu kleiden pflegen. Diese Farbe wird mit Recht eine kabbalistische genannt; man muß sich gern den düstersten, unglücklichsten Gedanken hingeben, um sich mit schwarzem Flor und Flitter aufzuputzen. Weiß ist die Farbe der Leute, die keinen Charakter haben; Frauen, die sie tragen, sind fast alle kokett. Erinnern Sie sich, was man von der Kaiserin Josephine, von Madame Tallien, von Frau Récamier erzählt — sie erschienen immer in Weiß. Rosa wird von den Frauen gewählt, welche ihre fünfundzwanzig Jahre und darüber zählen. Junge Mädchen von fünfzehn Lenzen wollen höchst selten diese Farbe; sie ziehen die dunklere vor, ohne einen

andern Grund, als weil sie den vornehmen Ton noch nicht kennen, und weil die Jugend aus Mangel an Nachdenken und Erfahrung die Welt immer im falschen Lichte sieht. Im Allgemeinen sind Frauen, welche Rosa den andern Farben vorziehen, munter, geistreich, äußerst liebenswürdig, ferner lebensfroh und umgänglich und haben nichts von der eckigen Laune, die uns an der dunkelgekleideten mißfällt. Himmelblau ist die Farbe der ‚schönen‘ Frau; himmelblau liebt man in jedem Alter, und jedem Alter steht es gut. (?) Diejenigen, welche diese Farbe wählen, sind meist sanft und nachdenkend. — Perlgrau ist die Farbe derselben Naturen, wenn sie traurig und unglücklich sind. Man geht rosenroth und blau in den Tagen des Glücks und wählt in trüben Zeiten das düstere Grau. Letzteres gefällt den duldenden Seelen, wenn muntere, lachende Farben den Reiz für sie verloren haben, und wenn ihr Gemüth noch zu sanft, ihr Gesicht noch zu frisch ist, als daß sie sich vom Kopf bis zu den Füßen schwarz verhüllen könnten. Grau ist eine Uebergangsfarbe; es nähert sich schon dem tröstlichen Himmel- und Hortensienblau. Lila wird fast nur von Frauen getragen, die einmal schön waren und es nicht mehr sind, oder die es immer bleiben. Es ist die Pensionsfarbe der Frauen, die sich nach großen Triumphen in ihr Stillleben zurückgezogen haben."

Wir möchten nicht Alles, was der berühmte französische Schriftsteller hier gesagt hat, ohne Weiteres unterschreiben, da eine gebildete Frau bei der Wahl ihrer Kleiderfarben stets sorgfältig prüfen wird, welche davon zu ihrer äußeren Erscheinung, zu ihrer Natur, ihrem Teint, ihren Augen und zu ihrem Haar passen. Man trägt zur Zeit, mit einzelnen Ausnahmen vielleicht, bei Weitem weniger ausgesprochene Farben, wie solche z. B. vor vierzig Jahren vorwiegend Mode waren, sondern fast nur gemilderte oder gemischte Töne.

Die Gesetze der Harmonie in der Farbenwahl der Kleidung waren übrigens schon unseren Vorfahren bekannt, wie uns wenigstens ein paar dem Altdeutschen entnommene, die Nichtbeachtung dieser Vorschriften bespöttelnde kleine Spruchreime beweisen können; sie lauten:

„Gelb und Grien
Steht allen Narren schien (schön),“

und:

„Grün und Blau
Trägt dem Hanswurst seine Frau.“

Eine sehr sinnige und zugleich praktische Farbensymbolik befolgen u. A. die Herrnhuterinnen bei der Wahl ihrer Haubenbänder. Es tragen nämlich die ganz jungen Mädchen an ihrem Häubchen, das nur den oberen Theil ihres Kopfes bedeckt und wie zwei große aneinandergefügte Eierschalen aussieht, rothes Band; die dem Backfischalter entwachsenen „ledigen Schwesterchen“ rosa, und die älteren Jungfrauen, die sogenannten „späten Mädchen“ blaßrosa Band. Die verheiratheten Frauen tragen dagegen blaues, und wenn sie Wittwen werden, weißes Band an ihren Hauben. Geschiedene Frauen, die wahrscheinlich gelb tragen würden, gibt es bei den Herrnhutern nicht. — Diese Farbensymbolik hat insofern etwas sehr Praktisches, als ein etwa auf Freiersfüßen einhergehender „lediger Bruder“ beim Anblick einer „Schwester“ sofort weiß, woran er ist.

Wie die Farbe, so ist nicht minder Schnitt und Form des Kleides, wie bereits erwähnt, von charakteristischer Bedeutung. Es würde jedoch zu weit führen, all' der verschiedenen, und namentlich der in der Mode fast täglich wechselnden Formen einzeln zu gedenken — auch werden wir noch Gelegenheit haben, derselben beiläufig Erwähnung zu thun; es möge daher nur einiger bleibenden oder immer wiederkehrenden Formen hier gedacht sein. So wird das lange Kleid stets etwas Würdiges, dem Alter zupassen-

des zeigen, während kurze Kleider immer mehr die Jugend mit dem „kurzen Verstande“ und dem leichten Sinn charakterisiren werden. Es ist noch gar nicht so lange her, da wäre es für einen älteren Mann etwas Geckenhaftes gewesen, sich im kurzen Rock zu zeigen; man würde ihn für ein „Gigerl“ gehalten haben. Knappe und enge Kleider sind oft das Zeichen von Sparsamkeit, nicht selten aber auch von wirklichem Geiz, wohingegen bauschige und faltenreiche Gewänder den Eindruck von Wohlhabenheit und opulentem Leben machen, oder auch nur das Bestreben zeigen, für wohlhabend gehalten zu werden. Die Sucht, sich in dieser Weise hervorzuthun, hatte in der Mitte des 16. Jahrhunderts einmal eine solche Höhe erreicht, daß zur Ausfütterung eines Männerbeinkleids, der sogenannten Pluderhose, bisweilen hundert Ellen leichter Seidenstoff verwandt wurden, gegen welche Sitte, oder Unsitte vielmehr, der würdige Generalsuperintendent und Professor Dr. Andreas Muskulus in Frankfurt an der Oder im Jahre 1556 eine besondere Strafpredigt unten dem Titel „Vom zerluderten Zucht- und Ehrvergessenen pludrigten Hosenteufel“ drucken ließ.

Als einer der charakteristischesten Kleiderformen in der Frauentracht müssen wir hier der Schleppe gedenken. Die Schleppe ist ein Erzeugniß des 14. Jahrhunderts und hat seitdem nicht nur redlich Hofdienste geleistet, sondern sich auch den weniger hoch- und höchstgeborenen Schönen bereitwillig zur Verfügung gestellt. Es dürfte wohl in der Frauengarderobe nichts geben, was den Ausdruck erhabener Feierlichkeit mehr zur Darstellung brächte, als die Schleppe. Sie ist zugleich das Symbol vornehmer Ruhe und aristokratischen Anstandes, und man kann sich unmöglich denken, daß sich eine Dame im Schleppkleide schnell bewegen könne; wenn sie es aber dennoch thut, so beweist sie, daß ihr die Schleppe nicht zukommt, oder daß sie sich in dem Augen-

blick vergessen hat. Es gibt daher aber auch nichts Widersinnigeres, als in der Schleppe zu tanzen, und namentlich in unseren neueren Tänzen, die alle fast an Galop erinnern, das Tanzbein damit zu schwingen. Das Allerentsetzlichste aber ist es, die Schleppe auf die Straße zu verpflanzen, wozu man in größeren Städten kürzlich leider einen wirklichen Anlauf genommen hat. Es ist für eine wirklich feine Dame an und für sich schon nicht schicklich, im Schleppkleid auf der Straße zu gehen — sie sollte darin nur in einer Equipage fahren; abgesehen davon, daß auch die Gründe der Schönheit, der Reinlichkeit und der Hygiene gegen eine solche barbarische Entweihung der Schleppe sprechen.

Von den „männlichen" Bekleidungsstücken wollen wir im Einzelnen nur dem Hute eine kurze Betrachtung widmen. Schon von langen Zeiten her ist der Hut des Mannes ein Zeichen der Unabhängigkeit und Würde gewesen. Bereits im Alterthum wurde die Freiheitserklärung an einen Sklaven durch das Aufsetzen eines Hutes als eine sinnbildliche Rechtshandlung bekundet. Vielleicht wäre, da ja besonders die Gebräuche unserer Hochschulen so vielfach in klassischen Beziehungen wurzeln, auch das Aufsetzen des Doktorhutes bei der Beförderung zu dieser Würde als ein sinnbildlicher Hinweis darauf aufzufassen, daß der Betreffende aus der Sklaverei der Unwissenheit in die Reihen derjenigen eingerückt sei, welche „Bildung frei macht". In der ganzen Kulturgeschichte finden wir die Beziehung des Hutes auf den Begriff der Freiheit und Unabhänigkeit ausgedrückt und festgehalten, wie ihn deswegen auch z. B. die Niederlande nach ihrer Befreiung von der spanischen Herrschaft geradezu als ihr Wappen annahmen. Man kann hier, wenn man will, auch an den Demokratenhut, als das Sinnbild der achtundvierziger Freiheitsbestrebungen denken.

Aber nicht nur als Symbol in seinen verschiedenen Formen, sondern selbst in physiognomisch-mimischer Be-

ziehung ist der Hut von charakteristischer Bedeutung. Man versuche nur einmal vor dem Spiegel den eigenen schwarzen Cylinderhut, der doch gewiß, gleich dem schwarzen Frack, in seiner Gestalt so prosaisch und charakterlos als möglich ist, auf dem Kopfe in verschiedene Stellungen zu rücken, und man wird erstaunt sein über die Menge von Charakterbildern, die man mit nur geringem schauspielerischen Zuthun auf diesem Wege herstellen kann: Tief in's Gesicht gedrückt wird der Hut den Mißvergnügten oder Menschenfeind, hinten überfallend den Schacherjuden, auf dem Wirbel des Kopfes den Pedanten, auf dem rechten Ohre den Bonvivant und auf dem linken den skandalsuchenden Krakehler zeigen — ja, es wird kaum eine Nüance des männlichen Charakters vom Trunkenbold bis zum idealen Schwärmer, vom noblen Lebemann bis zum demüthigen Mucker zu denken sein, die man mit dem Hute auf diese Weise nicht ausdrücken könnte.

So kann auch die gesammte Kleidung allein durch ihr bloßes Sitzen am Körper den Charakter ihres Trägers verrathen und das alte Sprichwort: „Wer lang hat, läßt lang hängen" steht jedenfalls mit dieser Wahrnehmung in Zusammenhang. Polonius gibt seinem nach Paris abgehenden Sohne außer anderen guten Lehren auch die folgende mit auf den Weg:

„Die Kleidung: kostbar wie Dein Beutel kann;
Doch nicht in's Grillenhafte; reich, nicht bunt;
Denn es verkündet oft die Tracht den Mann."

Und sie verkündet, wie Rudolph Kleinpaul in seinem interessanten Buche „Sprache ohne Worte" in einem besonderen Kapitel über die Kleidung des Ausführlichen berichtet, in der That alles Mögliche: „Sie verkündet uns den unpraktischen Gelehrten, wenn sie schlecht sitzt — den eitlen Gecken, wenn sie geschniegelt ist — geschmacklos, den Parvenu — liederlich, den Zerstreuten — ärmlich, den

Geizhals — auffallend, den Sonderling — gesucht, das Original. Affektation, Pedanterie, Strenge, Ordnungsliebe, Sauberkeit, Herzensreinheit, Hochmuth, Eitelkeit, alle diese Eigenschaften prägen sich deutlich im Anzug des Menschen aus, ohne daß er deshalb die allgemeine Norm sichtlich zu überschreiten braucht. — Sie verkündet auch das Weib, das adrette Stubenmädchen wie die alte Schlumpe; die Hoffahrt bläht sich, die Demuth verbirgt sich in ihren Kleidern."

Ueber Nationaltrachten sagt derselbe Autor vorher: „Komm mit mir nach Wien, lieber Leser, das ungleich farbenreicher als Paris und irgend eine andere Stadt in Mitteleuropa ist — welche Trachten! Welche sprechenden Kleidungsstücke! — Die Pumphose charakterisirt den Türken, die Fustanella den Griechen, die Bunda den Ungar, die Tschamara den Tschechen, die Litewka den Polen und das lebhaft gefärbte Kopftuch die polnische Arbeiterin; so erkennen wir in London den Schotten an seinem Kilt; im Palais Royal den Araber, der Räucherkerzchen feil hält, an seinem Burnus, und in der ganzen Welt den Juden an seinem asiatischen Kaftan und den anmuthigen Peies (an den Seiten in's Gesicht hängende Locken). Die Nationaltracht zu dem leiblichen Typus hinzugenommen, läßt uns über die Herkunft eines Menschen keinen Zweifel."

Wir haben weiter oben bereits scherzweise des Unterschiedes gedacht, der sich bei den verschiedenen Ständen und Berufsarten in der Kleidung bemerkbar macht. Erkennen wir aber nicht in der That den Geistlichen am langen schwarzen Rock, den Jäger am grünen Kleid, den Koch an der weißen Jacke, den Arbeiter an der Bluse, den Konditor und Bäcker an der weißen Mütze, den Matrosen am blauen Hemdkragen, den Studenten an seiner Cerevis-kappe und den Berliner Radaubruder an der Ballonmütze? — Noch vor dreißig Jahren wäre es für einen recht-

schaffenen Maurergesellen eine Schande gewesen, sich selbst bei der Arbeit anders als mit dem schwarzen Cylinder auf dem Kopfe zu zeigen; heute tragen ihn freilich nur noch die Schornsteinfeger bei ihrer Arbeit, wahrscheinlich, weil er so harmonisch zu ihrer Berufsfarbe stimmt. Ebenso gibt die Tracht auch einen Maßstab für die soziale Stellung des Trägers ab: daß der Reiche prächtige und neue Stoffe, Sammte und Seide, kostbares Pelzwerk trägt, der Arme in Lumpen gehüllt ist, macht sich ja von selbst; es dürften aber gewiß auch noch andere, feinerere Nüancirungen herauszufinden sein. — Am allerdeutlichsten gibt sich natürlich der Geschlechtscharakter durch die Kleidung zu erkennen; zu einigen besonderen tiefsinnigen Betrachtungen möchte es aber doch wohl Veranlassung geben, einmal zu erfahren, wie es kommt, daß die Männer ihr Gewand nach rechts und die Frauen nach links überzuknöpfen pflegen, zumal doch nicht gut anzunehmen ist, daß die Frauen etwa linkischer als die Männer sein sollten.

Wollen wir nun aber auch jener unverlöschlichen Sprache gedenken, welche die Kleidung aus der Vergangenheit zu uns redet. Keine wichtigere, bedeutendere Epoche ist in den zurückliegenden Jahrhunderten und Jahrtausenden vorübergegangen, deren Zeitcharakter in der Kleidung nicht seinen Abdruck gefunden hätte. Wie sich die Leidenschaften dem Gesichte des einzelnen Menschen eingraben, wie selbst seine wichtigeren Erlebnisse Spuren und Eindrücke in seinem Aeußeren zurücklassen, so graben sich auch der Menschheit im Allgemeinen von den markanteren Weltereignissen, von den aufregenderen, vor- oder rückwärtstreibenden Ideen die Spuren in ihrem Aeußeren — bis auf die Kleidung ein.

Denken wir nur an die gefälligen Trachten der Griechen und Römer zurück; an die verschiedenen Wandlungen, welche die Kleidung dann in den mannigfachsten Kulturkämpfen bis zum Mittelalter durchmachte: wie beispiels-

weise im 9. Jahrhundert das Leben des Volkes, sein ganzer Kulturzustand, zusammengewürfelt aus den alten heidnischen Gebräuchen und dem neu übernommenen christlichen Kulturleben, einen bunt zusammengesetzten, widerspruchsvollen Anblick gewährt, so ist es auch mit der Kleidung der Fall. Es war unmöglich, die im steten Kampf begriffenen germanischen und römischen Trachten zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Erst als sich in der nachfolgenden Minnezeit ein neues, blühendes und farbenglänzendes Leben dem Frühling gleich entwickelt, als die Gefühle und Empfindungen, die Sprache und Umgangsweise sich verfeinern und in zierliche Formen kleiden, da bringt auch der Mensch durch die Kleidung sein Aeußeres zu einer reizvolleren, anmuthigeren Erscheinung; es entstand die Tracht der Minnezeit, die sowohl für Frauen, als für Männer eine der schönsten war, welche die Zeitseele geschaffen hat.

Mit dem Sinken des ritterlichen Minnedienstes sinkt dann auch die Kleidung wieder zu schlechteren Formen herab. Die Frauen wurden von den Männern vernachlässigt, und da die „Courtoisie" aus dem Leben verschwand, glaubten sie keine Veranlassung mehr zu haben, ihr Aeußeres zu schmücken und angenehm erscheinen zu lassen. Der Schönheitssinn fühlt sich nicht mehr befriedigt an plastisch würdevollen Erscheinungen; die durch Ueberfeinerung irre geleitete Phantasie will erfinderisch sein und gefällt sich bald in Bizarrerien und Ausgeburten; der Mensch mit seiner äußeren Erscheinung wird in Formen und Farben ein unruhig buntes Wesen, das oft nur ein Zerrbild ist.

Und zu welchen Verirrungen und Ausschreitungen kommt die Mode nun. Es erscheinen nach und nach die Hängeärmel, die man zum Theil auf der Erde nachschleppte; die Schnabelschuhe von mitunter mehr als zwei Fuß Länge; die „Zatteln", die Schellen, mit denen sich die Menschen

behingen, wie wir heut die Pferde bei einer Schlitten-parthie auszuputzen pflegen. Im 15. Jahrhundert gingen die jungen Stutzer mit entblößten Armen und zeigten mit tief ausgeschnittener Jacke die nackten Schultern und den freien Hals trotz der kokettesten Dame. Bald darauf folgen dann auch die Schlitzkleider, in denen hauptsächlich die Landsknechte excellirten.

Es erscheint alsdann im 16. Jahrhundert die bekannte spanische Tracht. „Den wohlzugestutzten Kopf deckt ein steifer Hut oder das hochgeformte Barett, die breite Radkrause umgibt den Hals und zwingt das Haupt zu gleicher steifer Haltung, ein Mäntelchen liegt auf der Schulter, nur des starren Scheines wegen, denn es wärmt nicht und deckt nicht; ein ausgestopftes Wamms mit langspitziger Taille umgibt prall den Leib, und um Hüften und Oberschenkel legen sich die dicken Polster des Beinkleides, das im Uebrigen auf's Zierlichste und Genaueste anliegt; gekrauste Manschetten gleich dem Kragen am Halse, Handschuhe, feine Schuhe und der gestürzte lange Stoß-degen vollenden die manierirte Tracht. Keine Falte ist am ganze Leibe zu entdecken, sie sei denn künstlich gelegt oder mit Draht und Brenneisen hervorgebracht.“ — Wer vermöchte in dieser Tracht nicht all' das hohle Pathos, die steife Grandezza und den lächerlichen Ernst zu erkennen, welche zugleich die Eigenschaften waren, die zu dieser Zeit die Menschen charakterisirten.

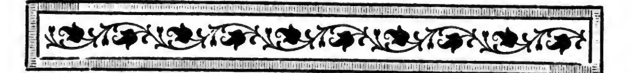
Zu dem getreuesten und deutlichsten Abdruck des Zeit-charakters aber gelangt die Tracht unter der Regierung Ludwig's XIV., des „Sonnenkönigs“, und dies hauptsächlich durch ein eigentliches Beiwerk der Bekleidung — die Staats- oder Allongeperrücke. Diese darf nämlich wohl mit Recht als ein Stück der Kleidung betrachtet werden, da sie nicht als Ersatz des etwa fehlenden Haares getragen, sondern wie eine große Mütze über das volle Haupthaar

gestülpt wurde. Auch war sie sehr oft nicht aus Haaren, sondern aus Flachs, Garn oder Seide angefertigt. Der bekannte Kulturhistoriker Jakob v. Falke spricht sich über diese „Erscheinung" in seinem vorzüglichen Werke „Die deutsche Trachten- und Modenwelt", welchem wir zum Theil auch die vorhergehenden Geschichtsdaten entnommen haben, unter Anderem folgendermaßen aus: „Wenn die ganze Kleidung dieser Zeit den Geist, aus dem sie geboren ist, nicht verleugnet, vielmehr in jeder Linie, in jeder Falte zu erkennen gibt, so ist doch der Hauptträger desselben die Perrücke, wie sie überhaupt das charakteristischeste Zeichen der ganzen Toilette ist. In ihrer Wesenheit ist sie falsch und unnatürlich; sie beraubt den Kopf des eigenen Schmuckes ohne Noth und setzt ihm einen nachgemachten auf; grotesk in ihrer Unform, großartig im Umfang, das Symbol der Eitelkeit und Aufgeblasenheit; ein Hohn für alles Maß und alle Schönheit, ist sie doch dabei beschränkend, hemmend, raubt sie die freie Bewegung, nimmt den Kopf ein und zwingt ihn zu steifer Haltung. Indem sie gleich geformt mit ihrer leuchtenden Lockenmasse und in blonder Süßlichkeit den männlichen Kopf umrahmt, bedingt und uniformirt sie zugleich den Gesichtsausdruck: aus allen Theilen spricht zu uns die beschränkte Selbstgefälligkeit und hohle Gespreiztheit ihrer Träger."

Und wie hier die Kleidung die Geschichte der Zeiten und Völker schildert, so könnte sie gewiß auch ausführliche Kunde von dem Lebenslaufe eines einzelnen Menschen geben. Es würde durchaus nicht ohne Interesse sein, einen Rückblick auf die Kleidung zu werfen, die wir von Jugend auf namentlich in den wichtigeren Wendepunkten unseres Lebens getragen haben, und wenn dies auch nur in der Betrachtung einer Sammlung von Bildern geschehen könnte. Denn das Kleid ist mehr eins mit seinem Träger, als Mancher glaubt, wie wir das vorstehend näher auszuführen

gesucht haben. So sehr auch die Alles nivellirende und gleichförmig machende Mode, vor der leider auch die alten charakteristischen Volkstrachten mehr und mehr verschwinden, geneigt und geeignet erscheint, das Individuelle in der Tracht zu verwischen, so bleibt — zumal beim „schönen" Geschlecht — doch noch genug übrig, um mit Recht auch heutzutage noch von einer „Physiognomik" der Kleidung in Bezug auf den Einzelnen sprechen zu können.





Fleischfressende Pflanzen.

Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von **Paul Tunsch.**

Mit 9 Illustrationen.

Wer würde es wohl so einem unschuldigen Pflänzchen ansehen, daß es gleich einem Raubthier lebendige Thiere fängt, tödtet und als Beute verzehrt? Und dennoch ist dies eine den Naturforschern längst bekannte Thatsache. Es gibt eine ganze Anzahl von Pflanzen, welche Einrichtungen besitzen, die sie befähigen, kleinere Thiere, namentlich Insekten, zu fangen und zu verzehren. Vortrefflich ist eine Anzahl der Hauptarten dieser seltsamen Gewächse mit ihren interessanten Fang- und Mordapparaten in dem vor kurzer Zeit erschienenen hervorragenden botanischen Werke „Das Pflanzenleben" von Dr. A. Kerner v. Marilaun*) unter dem Abschnitt „Pflanzen mit Fallen und Fanggruben für Thiere" beschrieben.

Der erste Band dieses ausgezeichneten, die Ergebnisse der neuesten wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiete der Pflanzenkunde zusammenfassenden Lehrbuches unterrichtet uns in klarer und fesselnder Weise speziell über Gestalt und Leben der Pflanze, der zweite schildert die Geschichte der Pflanzen, d. h. ihre Abstammung, Entwickelung, Fortpflanzung und Vermehrung.

---

*) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.



Wasserschlauchgewächse: Im Vordergrunde Utricularia grafiana; im Hintergrunde Utricularia minor.

Aus der Fülle des Interessanten und Belehrenden, das die glänzend ausgestatteten, mit zahlreichen Aquarelltafeln und über 2000 Holzschnittillustrationen versehenen Bände uns bieten, wollen wir heute unseren Lesern in Wort und Bild nur das vorführen, was dort über die fleischfressenden Pflanzen gesagt wird, deren Natur und Lebensweise erst neuerdings von der Wissenschaft völlig ergründet worden ist.

Da lernen wir zunächst Pflanzen kennen, die wie künstliche Fallen eingerichtet sind, denn in dieselben können wohl kleine Thiere hineinspazieren, finden jedoch den Rückweg versperrt.

Als solche Pflanzen werden uns die Wasserschlauchgewächse (Utricularia) beschrieben, Pflanzen, welche ohne Wurzeln im Wasser schwimmend leben, und zwar im Winter auf dem Grunde, im Sommer an der Oberfläche des Wassers. Der Fangapparat befindet sich an den Hauptabschnitten der Blätter, meist nahe der Abzweigung, in Gestalt blaßgrüner Bläschen, welche theilweise durchsichtig sind und auf kleinen Stielchen stehen. In diese kleinen, 2 bis 5 Millimeter im Durchmesser großen Bläschen führt nun eine Oeffnung, welche am Rande mit einer lippenartigen Verdickung versehen und von außen mit steifen spitzen Borsten besetzt ist. Die Oeffnung des Bläschens wird durch eine vom oberen Rande herabhängende dünne durchscheinende Klappe verschlossen, welche sich von innen an einer dem unteren Rande der Oeffnung vorgelagerten Verdickung anlegt. Dies ist eine richtige Falle. Denn die den Eingang verschließende Klappe läßt sich wohl von außen nach innen aufstoßen, legt sich jedoch dann wieder vor den Eingang und geht nach außen nicht auf, weil dies der vorgelagerte Wulst verhindert. Das hineingeschlüpfte Insekt ist mithin gefangen und muß entweder verhungern oder ersticken. Manche Insekten leben nur 24 Stunden in der Falle,

andere 2 bis 3 Tage, ja manche bis 6 Tage. Der verwesende Leib der verendeten Thiere wird durch besondere, im Innern der Bläschen befindliche Saugzellen aufgenommen und der Pflanze als Nahrung zugeführt.

Es ist noch räthselhaft, warum die Thiere in diese Mordfallen hineinspazieren. Möglich, daß es zum Schutze gegen die Verfolgung größerer Thiere geschieht, welche wegen den außen um die Bläschenöffnung stehenden spitzen Borsten, durch welche die kleineren Thiere hindurchschlüpfen, nicht nachfolgen können. Doch soviel ist sicher, daß die Zahl der in die Fallen schlüpfenden Thierchen eine sehr große ist, denn man hat in manchen Blasen die Reste von 24 Thieren vorgefunden.

a c b

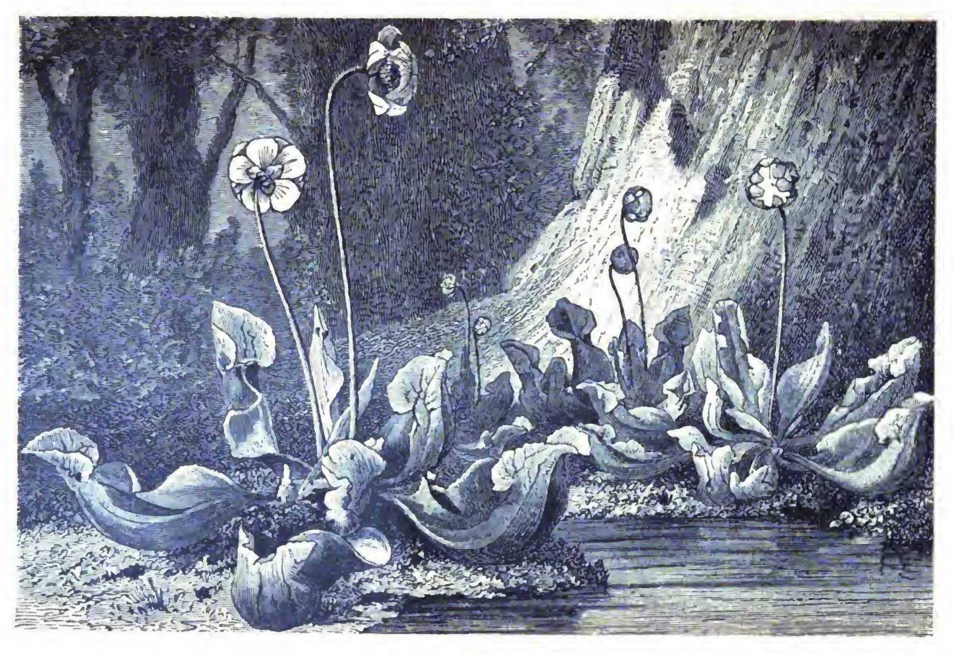
Fallen der Utricularia neglecta: a) eine Blase, 4mal vergrößert. b) Durchschnitt durch eine Blase. c) Saugzellen an der Innenwand der Blase, 250mal vergrößert.

Eine weitere, interessante Gruppe fleischverzehrender Pflanzen wird uns in den Schlauch- und Kannenpflanzen beschrieben, deren Fangapparate nicht Fallen darstellen, bei denen der Ausgang durch eine Klappe versperrt ist, sondern welche Blätter besitzen, die künstlich und außerordentlich zweckmäßig hergestellte Fallgruben bilden, in welche anfliegende oder daraufkriechende Insekten hinein-

fallen, um trotz aller Anstrengung nicht mehr heraus zu kommen.

So verschiedenartig auch die Form und Gestalt dieser Fallgruben ist, bald krug- oder schlauch-, röhren- oder kannenförmig, so zeigen sie in ihrer Einrichtung doch sämmtlich eine gewisse Uebereinstimmung, denn sie besitzen alle ein Anlockungsmittel für die zu fangenden Thiere, das zumeist, wie bei den Blumen, aus Honig oder bunten auffälligen Farben besteht; ferner einen Apparat, durch welchen die angelockten Thiere in die Grube gleiten und der ihnen den Rückweg verlegt, und schließlich Organe, welche die Auflösung der erbeuteten Thiere und ihre Aufnahme als Nahrung bewirken.

Diese Einrichtung sehen wir bei einer in Britisch-Guayana heimischen Pflanzenart, Namens Heliamphora nutans und einer anderen im östlichen Nordamerika von der Hudsonsbai bis hinab nach Florida vorkommenden Sarracenia purpurea. Bei dieser liegen die Blätter, welche Fallgruben bilden, auf der feuchten Erde, von der sie sich aufwärts krümmen, in der Mitte erweitert und an der Mündung verengert. An der Mündung ist eine dünne Honigschicht vorhanden. Kommen nun kleine Thierchen, durch den Honig angelockt, um zu naschen, und gerathen sie dabei auf die schlüpfrigen Zellen, welche die Innenseite des Blattschlauches bekleiden und die mit abwärts gerichteten Spitzen versehen sind, so gleiten sie in die Tiefe hinab, und die entgegenstarrenden Spitzen verhindern es, daß sie sich wieder emporarbeiten. Sie fallen in das auf dem Boden der Fallgrube angesammelte Regenwasser, in welchem sie ertrinken. Die Bestandtheile ihrer bald erfolgenden Zersetzung werden von Zellen im Schlauchinnern aufgesaugt. In diesen Gruben fangen sich so massenhaft Thiere, daß ihre Leichname nicht selten einen sehr merkbaren Verwesungsgeruch verbreiten, ja es sollen sich dann oft Vögel



Sarracenia purpurea.

einstellen, welche die Insekten aus den Schläuchen als willkommene Beute herausholen.

Eine andere Einrichtung von Fallgruben besitzt die in den Sümpfen von Alabama, Florida und Carolina heimische Sarracenia variolaris und die in Kalifornien wachsende Darlingtonia Californica. Die Schlauchmündung ist bei beiden Fanggruben kuppelförmig überwölbt, so daß kein Thau- und Regenwasser in den Schlauch hinein kann, während die Ueberwölbung doch das Einschlüpfen von Thieren nicht hindert. Die rothgerippte Kuppel hat zwischen den Rippen durchscheinende Stellen, die wie kleine Fensterchen aussehen. Der ganze Fangapparat macht durch die grün, roth und weiße Färbung den Eindruck einer bunten Blume. Da an der Schlauchmündung, sowie auch an der Innenseite der Kuppelwölbung sich Honig befindet, werden Insekten angelockt; dieselben gleiten auf den glatten abwärts gerichteten Spitzen in den Schlauch hinab und ertrinken dann in der dort befindlichen Flüssigkeit, welche von den Pflanzenzellen ausgeschieden wird. Bei geflügelten Insekten geschieht es wohl, daß sie sich erheben und durch die fensterähnlichen Verdünnungen der Kuppelwölbung zu entfliehen suchen, an die sie dann aber anstoßen, um wieder herabzufallen; den verdeckten Eingang finden sie nicht wieder. Die Fallgruben beider Gewächse sind ziemlich groß; z. B. bei der Sarracenia variolaris bis 30 Centimeter lang.

Da gewisse, schwerlösliche Skelettheile kleiner Käfer, wie Flügeldecken, Brustschilder, Klauen u. s. w. zurückbleiben, findet man in den Schläuchen zumeist ein 10 Centimeter hohes Lager solcher Thierreste. In den sogar bis zu 60 Centimeter hohen Schläuchen der Darlingtonia Californica sind diese Reste nicht selten 18 Centimeter hoch aufgehäuft. Uebrigens ist der in den Schläuchen vorhandene Saft nicht mit der Wirkung des thierischen Magen-

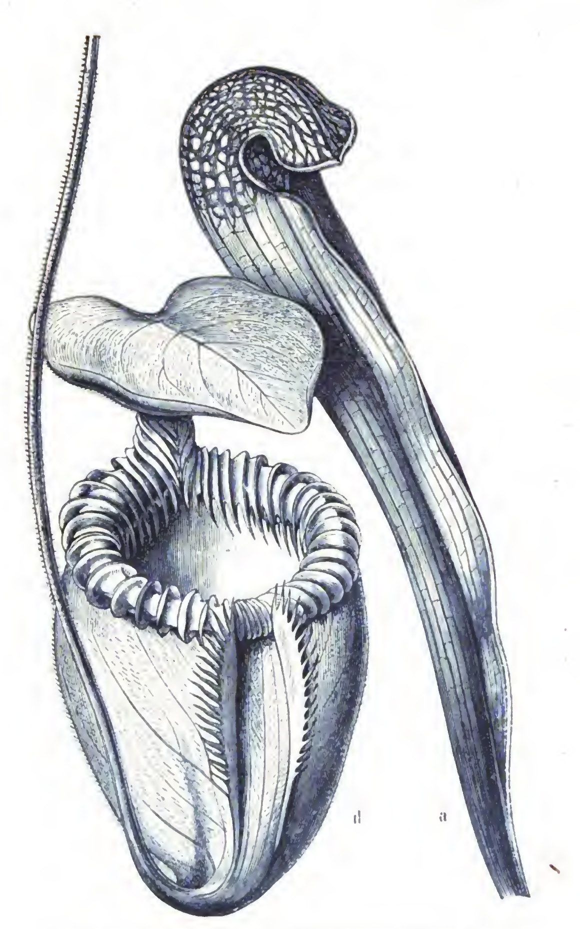


b) Darlingtonia Californica. c) Sarracenia laciniata.

saftes zu vergleichen, vielmehr beschleunigt diese Flüssigkeit nur die Verwesung, färbt sich dabei braun, und es erfolgt Bildung von Jauche, welche der Pflanze durch die Saugzellen als Dungmittel dient.

Als eine andere Art fleischfressender Pflanzen werden uns die von den Gärtnern im engeren Sinne als Kannenpflanzen bezeichneten Arten der Gattung Nepenthes beschrieben. Bei diesen zeigt der Blattstiel eine regelmäßige schlauchförmige Auftreibung (Aushöhlung) deren Oeffnung nach oben gerichtet ist und so eine Kanne bildet, über welche sich das sehr unentwickelte Blatt als ein schwebender Deckel breitet, der zwar die einfallenden Regentropfen abhält, aber das Einschlüpfen der Insekten nicht hindert. Der unter der schlauchartigen Höhlung befindliche Theil des Blattstieles bildet eine Ranke, die sich um alle Zweige und Aeste der Bäume windet, so daß die Nepenthes ihre Kannen nicht selten bis in die Baumkronen hinauf aufhängt. Ihre Verbreitung erstreckt sich weithin über Länder der tropischen Zone, wo sie namentlich in feuchten Urwäldern in der Nähe von kleinen Wassern gedeiht.

Die Kannen dieser Gewächse sind je nach der Pflanzenart verschieden groß; die kleinsten erreichen nicht mehr als 4 bis 6 Centimeter Höhe, während eine große Art bis zu 50 Centimeter hohe Kannen besitzt, die an der Mündung 10 Centimeter und an der weitesten Stelle 16 Centimeter Weite haben, so daß im Innenraum des Schlauches eine Taube Platz findet. Die Kannen haben nun, gleich wie Blumen, eine weithin sichtbare bunte Färbung, welche die Insekten anlockt. Außerdem scheidet sich an der unteren Seite des Deckels Honig aus, aber noch reichlicher thut das am oberen Rand ringsum die Kannenöffnung. Wenn die naschenden Insekten auf die mit einem bläulichen Wachsüberzug bedeckte glatte Innenwand der Kannen kommen, gleiten sie wie von einer unsichtbaren Macht gezogen in die in der

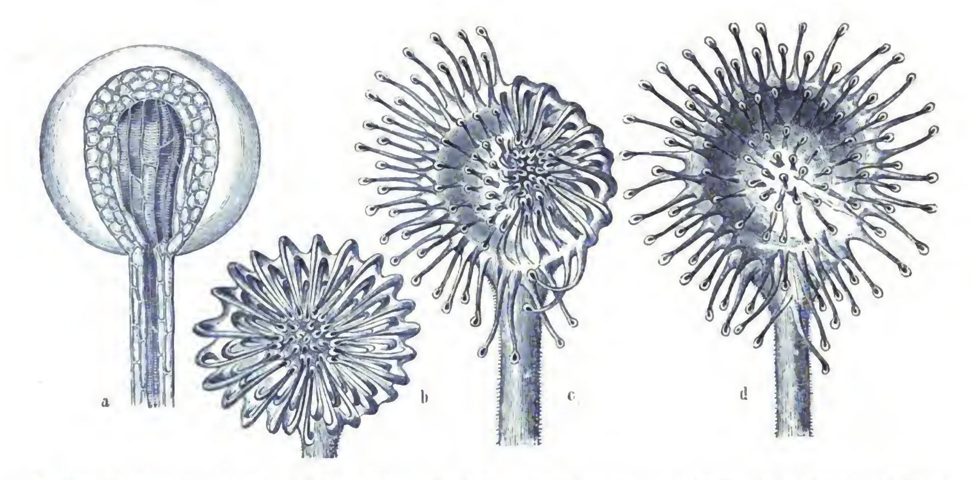


a) Sarracenia variolaris. — d) Nepenthes villosa (um die Hälfte verkleinert).

Kanne befindliche Flüssigkeit hinab, die nicht selten ein Drittel, ja die Hälfte der Kanne erfüllt. Diese Flüssigkeit, welche nur aus Drüsen der Innenwand der Kanne ausgeschieden wird, zeigt eigenthümlicherweise so lange keine saure, zersetzende Eigenschaft, wie kein Thier gefangen ist; wenn aber ein Thier gefangen ist, so vermehrt sich die Flüssigkeit, verändert sich und erlangt die Fähigkeit, Fleisch und Eiweißstoffe aufzulösen, gerade so, wie der Magensaft, mit dem sie auch in ihrer chemischen Zusammensetzung die größte Uebereinstimmung aufweist, so daß der Vorgang in der Kanne einer wirklichen Verdauung gleicht.

Ganz verschieden von den eben geschilderten Fallgruben ist der Fangapparat der Schuppenwurz, einer bei uns einheimischen Schmarotzerpflanze, welche unterirdisch an den Wurzeln von Laubbäumen lebt und einen weißen, fleischigen Stengel hat, der seiner ganzen Länge nach mit dicht aufeinander gestellten dicken, schuppenförmigen Blättern bedeckt ist. Diese Blätter sind eingerollt und bilden an der Blattunterseite eine Höhlung, in die eine Anzahl Vertiefungen (Kammern) münden, welche die Fallen darstellen. Denn wenn winzige Thierchen, Infusorien, Milben u. s. w. in diese Kammern (wahrscheinlich nahrungsuchend) hineinschlüpfen, strahlen aus besonderen Zellen Schleimfäden nach ihnen aus, welche sie festhalten und bis auf die Skelettheile aussaugen. Für die Schuppenwurz ist diese Nahrung wichtig, weil sie unterirdisch lebt und aus den Baumwurzeln nur rohen Nahrungssaft ohne stickstoffhaltige Verbindungen bezieht, welch' letztere sie aus den Leibern der gefangenen Thiere erhält.

Bei Weitem interessanter noch als alle bisher beschriebenen Fang- und Mordapparate fleischfressender Pflanzen sind die uns in dem angeführten Werke beschriebenen Vorrichtungen solcher Gewächse, welche beim Fange von Thieren Bewegungen ausführen.



Wimpern des Sonnenthaublattes: a) Drüse am Ende einer Wimper, 30mal vergrößert. b) Sämmtliche Wimpern eines Blattes, gegen die Mitte gebeugt. c) Nur die Hälfte der Wimpern, über ein gefangenes Insekt gebeugt. d) Sämmtliche Wimpern eines Blattes ausgestreckt [b) c) d) 4mal vergrößert].

Da wird uns zunächst die Gattung Fettkraut (Pinguicula) beschrieben. Pinguicula vulgaris, die bekannteste, über ganz Europa bis zum Balkan und den Südalpen verbreitete Art ist ein hübsches Pflänzchen von zierlichem Baue mit einer grundständigen Blattrosette, aus der auf schlankem Stiele veilchenblaue Blüthen aufragen. Die länglich-runden Blätter von gelblich-grüner Farbe, welche mit der unteren Seite auf dem feuchten Erdboden aufliegen, sind an den Rändern etwas aufgebogen und bilden eine flache Rinne, die mit farblosem, klebrigem Schleime erfüllt ist, der von vielen die Blattoberseite bedeckenden Drüsen ausgeschieden wird. Kommt nun ein Regentropfen oder irgend ein anderer Körper mit dem Blatte nur in flüchtige Berührung, so zeigt sich auf demselben keine Veränderung. Gelangen feste Körper, die nicht löslich sind, z. B. verwehte Bodentheile auf das Blatt, so nimmt zwar die Schleimausscheidung zu, aber es wird keine Verdauungsflüssigkeit abgesondert. Dies geschieht erst dann, wenn organische Körper, wie kleine Thiere, auf das Blatt gelangen, die am Schleim kleben bleiben, sich durch ihre Rettungsversuche immer mehr mit Schleim bedecken, bald den Erstickungstod finden und von der Drüsenflüssigkeit bis auf die unverdaulichen Skeletttheile aufgesaugt werden. Gelangt ein Thier an den Rand des Blattes, wo weniger Schleim und Drüsen vorhanden sind, so führt das Blatt eine Bewegung aus. Ist das gefangene Thier klein, so wird es eingewickelt, ist es hierzu zu groß, so wird es nach der Mitte geschoben, so daß es mit möglichst viel Drüsen in Berührung kommt und recht schnell verdaut wird. Der saure Saft des Fettkrautblattes gleicht dem Magensafte völlig, und der Vorgang auf dem Blatte ist geradezu als Verdauung anzusehen.

Noch interessanter und auffälliger sind die Bewegungen, welche von dem Blatte des Sonnenthaues beim Thier-

fange ausgeführt werden. Die sehr verbreiteten Arten dieser Pflanzengattung wachsen gern auf feuchtem, dunklem Moorboden. Die Blätter dieses Pflänzchens sind grundständig um den in der Mitte aufragenden Blüthenstengel rosettenförmig gestellt. Sie fallen sogleich auf durch die weichen weinrothen Wimpern, welche an ihren knotenförmigen Enden glänzende Tröpfchen tragen. Diese Wimpern, deren das Sonnenthaublatt etwa 200 aufweist, bedecken die ganze Blattoberseite, stehen in der Mitte des Blattes senkrecht und sind dort am kürzesten, verlängern sich nach dem Blattrande zu und stehen dort strahlenförmig ab. Die Wimpern tragen an ihren Enden Drüsen, welche eine helle, klebrige Flüssigkeit absondern, die im Sonnenschein wie Thautropfen glänzt, was der Pflanze den Namen gegeben hat. Wind oder Regen bringen auf dem Sonnenthaublatte keine Veränderung hervor.

Wenn unverdauliche Gegenstände, wie Sandkörner, auf das Blatt gelangen, so erfolgt zwar eine vermehrte Schleimausscheidung, aber es wird keine Verdauungsflüssigkeit abgesondert. Anders jedoch, wenn ein Insekt, welches die Tröpfchen an den Wimpern für Honig hält, heranfliegt. Dasselbe bleibt an der klebrigen Flüssigkeit haften, bedeckt sich durch die Fluchtbewegungen immer mehr mit Schleim und erstickt schnell.

Nun aber beginnt eine allgemeine Bewegung der Wimpern des ganzen Blattes, deren sich eine förmliche Aufregung bemächtigt. Zunächst bewegt sich die von dem Insekt berührte Wimper langsam nach der Blattmitte, etwa wie ein Finger sich nach der Handfläche hinbewegt. Ihr folgen dann die zunächst befindlichen Wimpern, bis sämmtliche 200 Wimpern sich nach dem gefangenen Thiere hinbewegt haben, um möglichst viel Verdauungssaft abzusondern und die Verdauung zu beschleunigen. Ist die Auflösung geschehen, und sind die verdaulichen Theile des Thieres

bis auf das Skelett aufgesaugt, so gehen die Wimpern in die alte Lage zurück und sind nach ein paar Tagen wieder mit neuem Schleime versehen, so daß der Fang von Neuem beginnen kann.

Die Bewegung der Wimpern ist nicht immer dieselbe, sondern stets verschieden, je nachdem das Thier in der Mitte oder an diesem oder jenem Rande anfliegt. Niemals werden sie die Richtung verfehlen. Es geschieht auch, daß zwei Thiere auf einmal auf ein Blatt fliegen. Dann theilen sich die Wimpern in zwei Gruppen, deren jede ihren Angriffspunkt hat. Nicht selten geschieht es auch, daß sich das ganze Blatt gleich einer geschlossenen Faust nach oben krümmt. In der Regel sind es kleinere Thiere, die gefangen werden, doch geschieht es auch, daß sich größere fangen, welche dann durch zwei bis drei benachbarte Blätter festgehalten werden. Daß eine ziemliche Menge Thiere erbeutet wird, beweist der Umstand, daß man auf einem einzigen Blatte Ueberreste von 13 verschiedenen Thieren gefunden hat.

Die seltsamste von allen in dem öfter erwähnten Werke beschriebenen fleischfressenden Pflanzen ist aber unzweifelhaft die Venusfliegenfalle, ein Gewächs, das nur in einem beschränkten Gebiete des östlichen Nordamerika's wild wachsend vorkommt.

Die Blätter, welche um den blüthentragenden Schaft rosettenartig geordnet sind, berühren mit der Unterseite meist den Erdboden. Der Mittelnerv scheidet jedes Blatt in zwei gleichgroße Hälften, die gleich einem halb geöffneten Buche etwa in einem rechten Winkel schräg zu einander stehen. Der äußere Rand jeder Blatthälfte ist mit einer Anzahl von spitzen Zähnen versehen, während in der Mitte jeder Blatthälfte ebenfalls je drei steife, spitze Stacheln stehen, die etwas kürzer wie die Randzähne sind, sich etwas schräg von der Blattfläche erheben und infolge eines Gewebepolsters



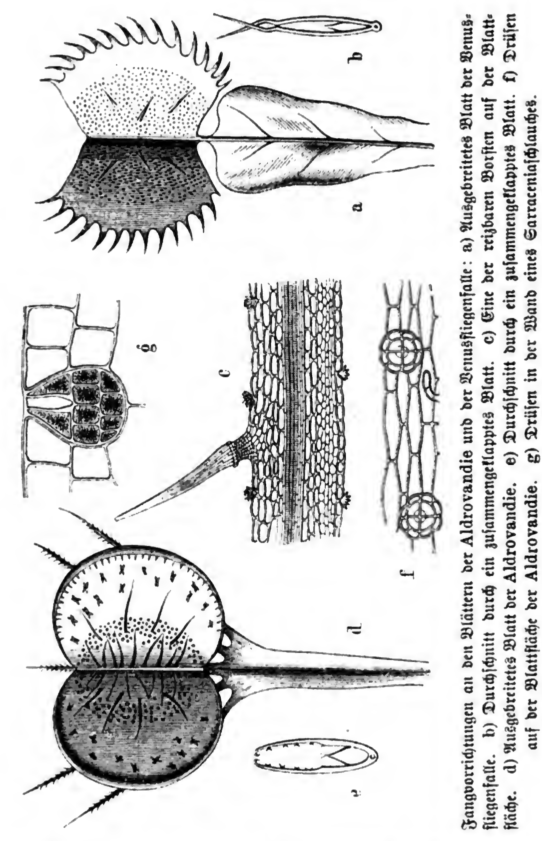
Venusfliegenfalle (Dionaea muscipula).

am Fuße sich ähnlich wie die Klinge eines Taschenmessers umlegen können. Die ganze Blattfläche ist mit Drüsen versehen, welche zur Absonderung einer Schleimflüssigkeit befähigt sind.

Wird nun ein Blatt oder die Pflanze erschüttert oder erfolgt Druck und Stoß, wie durch Wind oder Regen, so geschieht mit dem Blatte keine merkliche Veränderung; anders verhält es sich, wenn die Oberseite des Blattes berührt wird: da bewegen sich die beiden Blatthälften zu einander hin und schießen sich, indem die Randzähne gleich den Fingern einer gefalteten Hand ineinandergreifen. Wenn die Berührung nur kurze Zeit dauerte, oder der berührende Körper kein zur Nahrung geeigneter ist, so entfaltet sich das Blatt bald wieder. Auch geschieht die Schließung ziemlich langsam, wenn nur die Drüsen der Blattoberseite berührt werden. Wenn aber der berührende Körper ein organischer ist und einen der auf der Blattmitte befindlichen sechs Stacheln, wenn auch noch so flüchtig berührt, so erfolgt die Faltung des Blattes rasch, und die Blatthälften pressen sich dann so fest aufeinander, daß alles Dazwischenliegende zerquetscht wird. Sie bleiben längere Zeit geschlossen. Dabei sondern die über das ganze Blatt zerstreuten Schleimdrüsen eine farblose saure Flüssigkeit ab, in welcher das gefangene Thier, oder der eingeschlossene organische Körper bis auf die unverdaulichen Reste aufgelöst wird. Ist dies geschehen, dann saugen die Drüsen die Lösung, sowie die ausgeschiedene Flüssigkeit vollständig auf, und das Blatt ist wieder trocken, wenn es sich nach dem Verdauungsgeschäft öffnet. Zugleich richten sich die niedergeklappten sechs Stacheln in der Blattmitte wieder auf, und der Apparat ist zu neuem Fange fertig.

Selbstverständlich ist die Verdauungsarbeit bei gefangenen größeren Thieren größer, als bei kleinen, und das Blatt bleibt auch, je nach der Größe des Fanges, längere

oder kürzere Zeit geschlossen, gewöhnlich 8 bis 14 Tage, jedoch auch bis 20 Tage.



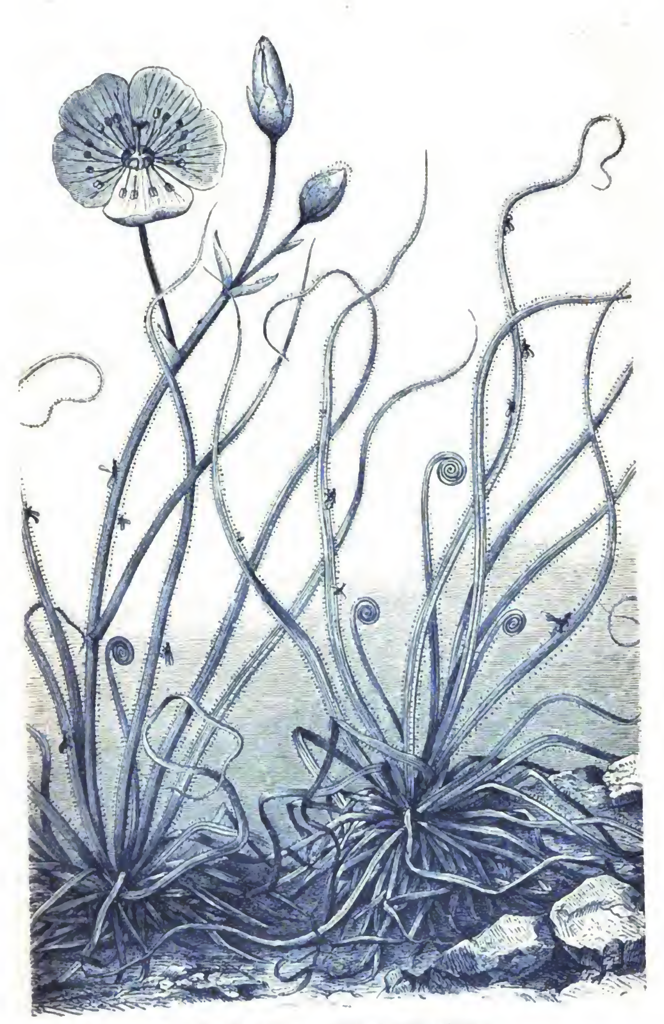
Fangvorrichtungen an den Blättern der Aldrovandie und der Venusfliegenfalle: a) Ausgebreitetes Blatt der Venusfliegenfalle. b) Durchschnitt durch ein zusammengeklapptes Blatt. c) Eine der reizbaren Borsten auf der Blattfläche. d) Ausgebreitetes Blatt der Aldrovandie. e) Durchschnitt durch ein zusammengeklapptes Blatt. f) Drüsen auf der Blattfläche der Aldrovandie. g) Drüsen in der Wand eines Sarraceniaschlauches.

Der auf das Blatt der Fliegenfalle geübte Reiz und die darauf folgende Bewegung ist dem Nervenreiz des thierischen Organismus zu vergleichen, welcher zum Gehirn

geleitet wird und von dort die Muskelbewegungen des Körpers hervorruft. Auch hat man im Blatte der Fliegenfalle, gleichwie in den Nerven des thierischen Organismus, elektrische Ströme nachgewiesen und wahrgenommen, daß bei Reizung des Blattes die Ströme in ihrer Stärke sich ändern, worauf die Bewegungen erfolgen, ganz wie bei den Muskeln der Thiere. Der Venusfliegenfalle verwandt ist die Aldrovandie, welche in seichten Tümpeln des südlichen und mittleren Europa's vorkommt und einen Fangapparat besitzt, welcher dem der Venusfliegenfalle an Künstlichkeit und Beweglichkeit gleichkommt.

Schließlich wird uns als Muster einer Gruppe noch eine thierverzehrende Pflanze beschrieben, die einen von den bisherigen Fangvorrichten ganz abweichenden eigenartigen Mordapparat hat. Es ist das in Portugal und Marokko wachsende Thaublatt. Dasselbe wächst, schon abweichend von sämmtlichen anderen beschriebenen fleischfressenden Pflanzen, welche alle im Wasser oder in Sümpfen und auf feuchtem Boden leben, ausschließlich auf sandigem Boden und an felsigen, trockenen Bergen. Die langen, ganz schmalen Blätter dieser Pflanze, welche sich allmälig bis zu einer fadenförmigen Spitze verschmälern, sind auf ihrer Oberseite ein wenig vertieft, so daß sie eine Rinne haben. Mit Ausnahme dieser Rinne sind die Blätter über und über gleich Thautropfen mit glänzenden Perlen bedeckt, die von Schleimdrüsen herrühren. Die Blätter haben aber noch andere, tiefer stehende Drüsen, welche nur saure Verdauungsflüssigkeiten absondern, jedoch nur dann, wenn sie mit gefangenen Thieren in Berührung kommen, während die ersterwähnten Drüsen stets Schleim ausscheiden.

Die anfliegenden Insekten bleiben nun an den Schleimperlen kleben. Dieser Schleim hat die Eigenthümlichkeit, daß er zwar schnell an den Insekten haftet, sich aber leicht von den Drüsen loslöst, so daß das Insekt weiter kriechen



Thaublatt (Drosophyllum lusitanicum).

kann, dabei aber immer mehr Schleimtropfen aufnimmt, bis es sich nicht mehr fortbewegen kann und auf die tiefer stehenden Drüsen herabsinkt, welche, sobald sie mit ihm in Berührung kommen, saure Flüssigkeit ausscheiden, das todte Thier auflösen und aufsaugen. An diesen Leimspindeln, welche den nicht selten zum Fliegenfange aufgestellten Leimruthen zu vergleichen sind, fangen sich sehr viele Thiere, wie die mit allerlei zappelnden, todten und halbverdauten Insekten bedeckten Blätter des Thaublattes beweisen.

Die ganze Reihe der fleischfressenden Pflanzen mit ihren verschiedenen Fangeinrichtungen und Mordapparaten aber wird mit zu den seltsamsten und interessantesten Erscheinungen des Pflanzenlebens gerechnet, sehen wir hier doch höher organisirtes, thierisches Leben zum Bestehen niedriger organisirten pflanzlichen Lebens dienen, im Gegensatz zur gesammten übrigen organischen Welt, in welcher stets das weniger Entwickelte dem höher Organisirten zweckdienlich sein muß, nach dem allgemeinen Prinzipe der Fortentwickelung, nach welchem die Natur alle Arten des lebendigen Daseins zu immer vollkommeneren Formen des Lebens führt.

Wir haben hier natürlich nur einen kurzen Auszug aus dem reichen Material geben können, welches Kerner v. Marilaun's Werk über die fleischfressenden Pflanzen enthält. Wer sich eingehender darüber belehren will, der sei daher auf diese im besten Sinne volksthümliche Darstellung des Pflanzenlebens verwiesen, in welcher Wissenschaftlichkeit und Allgemeinverständlichkeit in seltener Weise sich vereinen.





Mannigfaltiges.

Englische Gerechtigkeitspflege. — Im Jahre 1833 besuchte der bekannte Fürst Pückler England und erfuhr dabei folgendes Beispiel englischer Justiz. Einem Manne wurde auf der Straße seine Börse gestohlen. Er ergriff aber den Thäter, schüttelte ihn derb ab und übergab ihn dann der herbeieilenden Polizei. Der Sachverhalt lag klar vor Augen, Zeugen des Diebstahls waren genug vorhanden: der Delinquent würde, wenn die Klage bei den Assisen anhängig gemacht worden wäre, ohne Gnade entweder gehangen oder auf lange Jahre deportirt worden sein. Da suchte seine Frau den Bestohlenen auf und flehte ihn auf ihren Knieen um Erbarmen an, der Dieb selbst schrieb jenem die rührendsten Briefe, kurz, der Kläger ließ sich erweichen und blieb am Gerichtstage aus; folglich wurde der Schuldige nach englischem Gesetz freigesprochen. Nun kam aber das Nachspiel. Nicht lange darauf verklagte der vormalige Dieb seinen vormaligen Kläger wegen — gewaltsamen Angriffs auf offener Straße, wofür er Zeugen beibrachte. Der nunmehr Angeklagte leugnete nicht, mit dem Kläger ein wenig derb umgegangen zu sein, aber nur, weil derselbe ihn bestohlen habe. Von dieser Schuld war dieser aber bereits freigesprochen, und da in England Niemand wegen desselben Vergehens zweimal vor Gericht gefordert werden konnte, so wurde auf diesen Einwand keine Rücksicht genommen. Der großmüthige Bestohlene mußte also dem Diebe und dem Gerichte gegen 100 Pfund Sterling zahlen. T.

Pfauenbraten. — Der Pfau galt den Römern seit der Zeit des Redners Hortensius als eßbarer Vogel, besonders lobten sie

den feinen Geschmack seiner Zunge. Mit der Mästung von Pfauen verdiente sich zuerst M. Aufidius Lurco viel Geld. Auch im Mittelalter war der Pfau eine beliebte Speise. Im „Willehalm" des Wolfram von Eschenbach heißt es:

„Der pfauen vor im gebraten stunt
Mit salsen, die dem wirte kunt."

Und die „Nürnberger Köchin" gibt im Jahre 1691 folgende Anleitung zur Bereitung eines Pfauenbratens: „Man nimmt ein halbes Seidlein oder halbe Maß Weinessig, gießt selbigen dem Pfauen in den Hals, daß er erstickt, und rupft dann selbigen bis an den Hals und Kopf, welche befedert bleiben. Nach diesem wird er vier Tage lang eingebeizet, dann sowohl aus- als absonderlich einwendig mit Ingper, Pfeffer, Negelein, Zimmet und Muscatenblüth wohl eingewürzet und auf das fleißigste zugedeckt und verwahret und über Nacht im Keller oder einem anderen kühlen Ort aufbehalten; wenn er nun gebraten werden soll, läßt man ihn zwei Stunden lang im Salz liegen und stecket ihn dann an (d. h. an den Bratspieß), verbindet den befederten Hals und Kopf mit einigen Tüchlein oder Papier, daß sie nicht verbrennen. Indessen setzt man einen Wein zum Feuer, würzt ihn mit Ingber, Pfeffer und Negelein, thut ein wenig Bachschmalz darein, macht es siedend, betreift (beträufelt) den Pfauen damit und läßt ihn also sechs Stunden lang braten." In ähnlicher Weise wurde der Reiher und der Kranich gebraten und warm oder kalt in einer Schüssel mit seinen Federn aufgetragen. D.

Ein Traum. — In Florenz, so berichtet eine Chronik, lebte zur Zeit des Lorenzo Medici (1478) ein junger Mann, welcher in einer Nacht lebhaft träumte, der große steinerne Löwe, welcher mit offenem Rachen vor der von ihm kürzlich besuchten Kirche stand, habe ihn gebissen und zu Tode verwundet. Als er am andern Morgen mit einigen Freunden auf dem Wege zu dieser Kirche sich befand, erzählte er seinen Traum. Eben waren sie bei dem Standbilde des Löwen angekommen, da streckte der Jüngling mit den Worten: „Nun beiß zu, du gewaltiger Feind," dem Löwen seinen rechten Arm in den geöffneten Rachen. In demselben Augenblick aber sank er leichenblaß zurück. Ein giftiger

Skorpion, welcher in dem Löwenrachen seine Wohnung aufgeschlagen hatte, hatte ihn gestochen, und nur wenige Stunden darauf war er eine Leiche. Dr. W.

Ein fürstlicher Spieler. — Als Kasimir II., der Gerechte, der 1178 statt seines abgesetzten Bruders Mieczislaw zum König von Polen erwählt wurde, noch Fürst von Sadomir war, gewann er im Spiel einem Edelmann, Karius mit Namen, den größten Theil seines Vermögens ab. Außer sich über diesen Verlust gab Karius in der Erregung dem Fürsten einen Schlag in's Gesicht. Er wurde gefangen genommen, und Niemand zweifelte, daß er sein Vergehen mit dem Tode würde büßen müssen. Anders jedoch dachte der Fürst. „Nein," entschied er, „er soll nicht sterben. Da ihm sein Verlust so sehr zu Herzen ging, und er sich an dem Glücke selbst nicht rächen konnte, so ist es kein Wunder, daß er sich an dessen Günstling gerächt hat." — Aber damit war der Edelmuth Kasimir's noch nicht erschöpft. Er beschied den Edelmann zu einer Audienz zu sich, gab ihm das Geld zurück und dankte ihm dafür, daß er ihm durch den Schlag zu Gemüth geführt habe, wie wenig es einem Fürsten anstehe, die Zeit so übel anzuwenden. Th. S.

Immer derselbe. — Der Färber Charles Boge in London hatte große Reichthümer unter den größten Entbehrungen angesammelt und im Alter von 70 Jahren erkrankte er plötzlich sehr ernstlich. Er lag auf seinem Sterbebette und litt Höllenpein. Aber aus Sparsamkeitsrücksichten verschmähte er die Medicin, für die er ja hätte Geld ausgeben müssen. — „Wie lange habe ich noch zu leben?" fragte er endlich mit leiser Stimme den Arzt.

„Ungefähr eine halbe Stunde," lautete der Bescheid.

Da rief der Geizhals: „Schnell — schnell — kommen — gleich — Barbier!" Dieser erschien und Boge fragte ihn mit matter Stimme: „Sie bekommen zwei Pence für's Rasiren, nicht wahr?"

Der Barbier bejahte die Frage.

„Wieviel bekommen Sie, einen Todten zu rasiren?" fragte Boge weiter.

„Fünf Schilling," war die Antwort.

„Nun, dann schnell, schnell," sprach er zum Barbier, indem er die erstorbenen Augen auf den Arzt richtete.

Der Barbier verrichtete seine Arbeit mit großer Schnelligkeit.

„Gut, gut, vier Schilling und zehn Pence gespart!" sagte der unverbesserliche Geizhals und verschied. —dn—

Auch eine Kritik. — Der berühmte Klaviervirtuos und Komponist Chopin war einst von der Gräfin L. zu einer Theegesellschaft geladen worden. Nach Aufhebung der Tafel, bei welcher es nicht allzu reichlich hergegangen war, wurde Chopin aufgefordert, ein wenig zu spielen. Anfangs weigerte er sich, endlich aber schritt er zum Klavier und spielte einen reizenden, aber sehr kurzen Walzer. Entzückt über sein Spiel bedauerte die Gräfin nur die Kürze des Stückes. Da schaute sie Chopin lächelnd an und sagte: „Mein Spielen richtet sich immer nach dem Essen."
Dr. W.

Jugendliches Geschäftstalent. — Gelegentlich eines Straßenkrawalls während der Pariser Julirevolution hörte man fortwährend einen Straßenjungen schreien: „Zwei Sous das Häufchen, zwei Sous!" Ein Herr trat an ihn heran und fragte ihn, was er denn feil halte. Der Junge präsentirte ihm kleine Steinhaufen, welche die edle Bestimmung hatten, Fensterscheiben zu zertrümmern. G. W—r.

Das Recht und die Rechte. — Der berühmte Göttinger Gelehrte Lichtenberg sagte einst: „Um sicher Recht zu thun, braucht man sehr wenig vom Rechte zu wissen, allein um sicher Unrecht zu thun, muß man die Rechte studirt haben." W. H.

Bissiges Autograph. — Saphir wurde einst von einer sehr geschwätzigen Dame bestürmt, ihr doch einige Worte in's Stammbuch schreiben zu wollen, die aber auch zugleich Bezug auf sie haben sollten. Der bekannte Humorist und Satiriker besann sich nicht lange und schrieb folgende Zeilen:

„Daß ohne Zung' ein weiblich' Wesen reden kann,
Das glaube man.
Daß mit der Zung' ein weiblich' Wesen schweigen kann,
Geht schwerlich an!"

Die Dame hat nie wieder Saphir um einige Zeilen ersucht.
—dn—

U... ...llschaft

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge

von

Dr. A. E. Brehm.



Krokodilwächter.

Mit Illustrationen von R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht u. a.
Preis elegant gebunden M. 12.—, brosch. M. 10.—

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Hausschatz der deutschen Familie nicht fehlen.

→ Zu bezie... ...handlungen. ←

